Schleswig-Holsteinische Briefe.

Zweiter Band.

Schleswig-Holsteinische

Briefe

von

Moritz Busch.

Zweiter Band.

Leipzig,

Verlag von Gustav Mayer.

1856.

Inhalt.

Zweiter Band.

Zwölfter Brief.

In einem der letzten Briefe sagte ich, an den Anglern zeige sich's, welch ein herrlicher Kern im deutschen Bauernstande liege. Es wurde damit ein streitiges Gebiet betreten; denn die Dänen werden das nicht Wort haben wollen, werden von unberechtigten Behauptungen sprechen und die Angler für ihre Nationalität in Anspruch nehmen. Wohl könnte man sich begnügen, gegen solche Einrede mit den Worten: „Deutsch ist deutsch und bleibt deutsch!" zu verfahren, die in Schwaben den Anfang einer Beschwörungsformel bilden, mit welcher der Bauer windaufgeschwollne Rinder und Schöpse curirt. Ich ziehe es indeß vor, Ihnen den Spruch, abgesehen von seiner magischen Kraft, zum Motto für diesen Brief zu empfehlen und statt mit einer Beschwörung mit einer kleinen Abhandlung über das Thatsächliche auf etwaige Einwürfe von vornherein zu antworten.

Das Thatsächliche aber ist, daß die Angler ein aus dem innern Deutschland eingewanderter, später mit Jüten vermischter und dadurch theilweise danisirter, seit Anfang des jetzigen Jahrhunderts aber in der großen Mehrzahl seiner Glieder dem Deutschthume zurückgewonnener Volksstamm sind. Von wo sie in der vorgeschichtlichen Zeit in das Land jenseits der Eider gekommen sein dürften, und wie weit sich damals die Reiche ihrer Könige erstreckt haben mögen, kann als nicht sehr wichtig für den Zweck dieser Darstellung nur ganz in der Kürze erörtert werden.

Als ziemlich gewiß ist anzunehmen, daß sie in der Zeit, wo Tacitus schrieb, irgendwo im Süden der Elbe wohnten und zwar in der Nachbarschaft des Stammes der Warner, mit denen und fünf andern Völkerschaften sie auf einer Insel des Oceans ein gemeinschaftliches Heiligthum hatten. Auch Ptolomäus verlegt ihren Wohnsitz auf das linke Elbufer. In einem alten Rechtsbuche ferner heißt es:

„Dies sind die Gesetze der Angler und Weriner“ (Warner), und da unter letztern die Thüringer verstanden wurden, so ist man bemüht gewesen, die Spuren der Angler in Thüringen zu suchen, und es sind in der That einige Anklänge an den Namen entdeckt worden.*) Die alten Schriftsteller zählen die Völkerschaft der Angler zu den Sueven. Sie mögen wiederholt wenigstens theilweise den Wohnort gewechselt und in dieser Weise von Süden in einzelnen Schaaren nach der Elbe und zuletzt über dieselbe und die Eider vorgedrungen sein.

Noch gewisser ist, daß sie an dem Zuge niederdeutscher Stämme zur Eroberung Britanniens theilnahmen, der gewöhnlich als Hengists und Horsas Zug bezeichnet wird. Hengist soll von der Insel Oghul oder Ongl gekommen sein. Beda erzählt, daß die Besieger der Briten „von drei sehr tapfern Völkern Deutschlands, nämlich von den Sachsen, Anglern und Viten (d. h. Jüten) ausgingen.“ Ethelwerd endlich läßt das alte Angeln zwischen den Sachsen und Gioten (wieder die Jüten) liegen und nennt Schleswig als seine Hauptstadt.

Unzweifelhaft ist, daß die Angler vor jenem Zuge über das Meer eine größere Strecke der cimbrischen Halbinsel als das heutige Angeln innehatten, und sehr wahrscheinlich redeten sie zu dieser Zeit im Wesentlichen die Sprache, von der uns im „Skop“, im „Beowulf“ und im „Wanderliede“ schriftliche Denkmale erhalten sind — eine Sprache, die von dem Dialekte der Sachsen nur wenig verschieden gewesen sein dürfte, mit dem Dänischen aber nur das gemein hat, worin alle niederdeutschen Mundarten den skandinavischen sich nähern. Ein Anklang an dieses Idiom ist unter anderm vielleicht der Name des Dorfs Quern, mit dem man das angelsächsische cweorn (Mühle) vergleichen mag. Ferner hat die frühere angler Mundart Aehnlichkeit mit dem Angelsächsischen durch die vielen gedehnten und fast doppelt ausgesprochnen Vocale. Aus Broder (Bruder) wird Bruar, aus Og (Pferde) Ueag, aus deelte (vertheilte) dield, aus stor (groß) stuer. Endlich giebt es in dieser Mundart Redensarten und Wörter, die sich weder bei den Dänen noch bei den Friesen finden, wohl aber im

*) Werinafeld an der Werra und der District Engilingau (Angelngau?) im Schwarzburgischen, letzterer nach den dort liegenden Dörfern Kirchengel, Holzengel, Feldengel und Westerengel benannt.

jetzigen Englisch. Beispiele sind: Kricker (Heimchen), welche der Engländer crickets, der Däne aber Faarkillinger und der Friese Faarkocker nennt, und die Redensart: Ae vanter Bröd (ich brauche Brod) die im Englischen I want bread heißt, während sie auf Dänisch mit: mig fattes Brød ausgedrückt wird.

Machen die Dänen geltend, daß die Angler der Urzeit ein ihnen verwandter Stamm gewesen seien, weil eine Mythe behauptet, daß Dan und Angul Brüder gewesen, so dürfte der geschichtliche Name der Angelsachsen ein stärkerer Beweis dafür sein, daß sie in jenen Tagen als Vettern der Sachsen angesehen worden sind, und daß es somit schon damals eine Art Schleswig-Holstein gab.

Die Auswanderung der Angler nach Britannien, welche bereits vor 449 begonnen haben muß und auch später fortgedauert haben wird, veränderte dieses Verhältniß wesentlich. Sie entführte den größten Theil des Stammes der Heimath, und nun begann eine Einwanderung von Norden her. In die verlassnen Strecken rückten Jüten, das eigentliche Uebergangsvolk zwischen Skandinaviern und und Deutschen, ein, und dies hatte eine fast totale Umgestaltung der Sprache im Gefolge. Die Angler wurden ein Mischvolk mit einer Mundart, die, wie dies bei Grenzbewohnern häufig ist, in ihrem Wortschatze wie in ihrer Syntax beinahe ebenso gut der diesseits wie der jenseits gesprochnen Hauptsprache zugeordnet werden konnte, im Ganzen aber, wie zugestanden werden muß, mehr jütisch als sächsisch war. Ein zu eifriger Schleswig-Holsteiner, der mit Anführung von Beispielen aus dem Anglerdänisch das Gegentheil beweisen wollte, hätte bedenken sollen, daß zu viel beweisen dem Gegner Waffen liefern heißt.

Und im Grunde handelt es sich gar nicht so sehr um das, was einst war oder nicht war. Das verlorene Terrain wurde auf friedlichem und naturgemäßem Wege zurück erobert. In den letzten Jahrzehnten des Mittelalters folgte auf die Einwanderung aus dem Norden eine Einwanderung aus Süden. Holsteinische Adelige kamen ins Land und machten sich allmählig zu Herren des Grund und Bodens. Andere Deutsche zogen in Masse ihnen nach. Deutsches Recht begann in den Städten zu gelten. Die Reformation drang ein und

mit ihr zunächst die plattdeutsche Sprache auf der Kanzel, die später durch die Schriftsprache ersetzt wurde. Das Schulwesen fügte sich, als es wirksamer organisirt wurde, ebenfalls in diese Formen, die bei dem Volke nirgends auf erwähnenswerthen Widerstand stießen. Immer mehr zog sich das Anglerdänisch — das beiläufig von einem Kopenhagener ebensowenig verstanden wurde, als etwa von einem Berliner, und das durch Aufnahme zahlreicher plattdeutscher Worte selbst vom Jütischen erheblich abwich — vor dem von Süden heraufdringenden Idiom zurück, und so ist es gegenwärtig dahin gekommen, daß nur in einigen Kirchspielen im Norden sowie in den Dörfern an der See noch Familien anzutreffen sind, die den alten Dialekt sprechen. Mehr als neun Zehntel der Bewohner von Angeln haben ihn vollständig aufgegeben, und von diesen behaupten, sie seien Dänen, wäre dieselbe Ungereimtheit, als wenn man behaupten wollte, die Bewohner des Königreichs Sachsen seien Wenden.

Von dänischer Sitte und Art ist, sofern dieselbe nicht zugleich deutsche ist, lediglich der plumpe Holzschuh, den ich oben schilderte, jener Unterschied im Bau der Häuser, von dem im vorletzten Briefe die Rede war, und in einigen Redensarten ein Anklang an die dänische Construction — z. B. ich *soll* statt: ich *will* oder *werde* das thun — zurück geblieben. Auch das man bisweilen „slecht" statt schlecht, slafen statt schlafen und Aehnliches hört, mag dahin bezogen werden. Woher der häufig gebrauchte Gaumenlaut ch für g — z. B. chanz chut, Chott bewahre — kommt, der beiläufig auch in andern Strichen des Herzogthums vernommen wird, habe ich nicht in Erfahrung bringen können. Von der rührenden Liebe endlich, welche sich nach dem Berichte eines vielgewanderten deutschen Touristen „selbst in den deutschredenden Districten für alle skandinavische Traditionen und für die Lectüre der alten dänischen Geschichtsschreiber kundgeben soll", sah und hörte ich bei aller Aufmerksamkeit und fleißigstem Nachfragen nirgends die leiseste Spur — selbst im Norden nicht, und so meine ich, dieser sonst verdienstvolle Reisende (der beiläufig nur zwei Tage im Lande gewesen zu sein scheint) hätte hier weiser gethan, sich nicht auf Hörensagen zu verlassen. Er würde dann vielleicht nichts Pathetisches zu sagen gehabt, es aber vermieden ha-

ben, dänischen Schriftstellern Gelegenheit zu geben, zu den vielen Abgeschmacktheiten, mit denen sie die heutigen Angler dem Skandinavismus vindiciren, eine neue aufzutischen*).

Ich knüpfe hieran eine kurze Geschichte des Nationalitätenstreites im Herzogthum Schleswig überhaupt, die zum Verständniß der nächsten Briefe nothwendig sein wird, und da sie eine Hauptfrage für uns betrifft, ausführlicher behandelt werden muß, als es in anderm Zusammenhange erforderlich sein würde.

Die Volkssprache in Schleswig ist, wenn wir von Angeln absehn, stets eine dreifache gewesen: die plattdeutsche, die friesische und die plattdänische. In dem südöstlichen Theile des Herzogthums von der Eider und Levinsau bis an die Schlei, das Dannewerk und die Treene wohnten von jeher Niedersachsen. Den Südwesten des Landes, von der Eider und Treene bis zur Widau bei Tondern hatten die Friesen inne. Den Norden und die Mitte zwischen Anglern und Friesen bewohnten Jüten. In dieser Abgrenzung des Sprachgebiets ist im Laufe der Zeit eine Aenderung eingetreten. Ein so totaler Umschwung ist jedoch nicht vorgekommen, wie er in einem großen Theile Deutschlands, z. B. Ostholstein, Mecklenburg, Pommern und Brandenburg stattgefunden hat, Gegenden, wo einst bekanntlich die wendische Sprache herrschte, während dort jetzt nur Deutsch gesprochen wird. Vielmehr beschränkt sich jene Veränderung in Schleswig darauf, daß in Folge naturgemäßer Entwickelung der Verhältnisse das friesische und das plattdänische Sprachgebiet etwas kleiner, das deutsche dagegen beträchtlich größer geworden ist.

Das friesische Sprachgebiet hat nämlich im Süden wie im Norden an Umfang eingebüßt. Im Süden, vorzüglich in Eiderstedt, auf den Inseln Pelworm und Nordstrand sowie im südlichen Theile des Amtes Husum, Gegenden mit einer Bewohnerzahl von circa zwanzigtausend Seelen, ist das Plattdeutsche an die Stelle des Friesischen getreten, während im Norden das Plattdänische einige Kirchspiele mit etwa viertausend Einwohnern erobert hat.

Das ursprünglich plattdänische Sprachgebiet, welches sich fol-

*) Antischleswig-holsteinische Fragmente. 6. Heft. Seite 87.

chergestalt im Nordwesten des Landes, wenngleich nicht bedeutend, erweitert hat, ist dagegen im Südosten sehr erheblich zurückgetreten, indem es, wie bemerkt, fast ganz Angeln mit seinen fünfzigtausend Einwohnern und die unmittelbar hinter dem Dannewerk gelegenen Kirchspiele an die plattdeutsche Sprache verloren hat.

Im Centrum des Herzogthums, zwischen den Städten Tondern, Husum und Flensburg liegen ferner 20 bis 24 Kirchspiele mit einer Bevölkerung von circa dreißigtausend Seelen, wo dänisch und deutsch zugleich gesprochen wird, während die Kirchen- und Schulsprache von alter Zeit her bis auf die letzten Veränderungen die deutsche war. Während die Bewohner dieses Bezirks bilingues sind, bewegen sich die Friesen da, wo die friesische, die dänische und die deutsche Sprache zusammentreffen, mit Geläufigkeit in allen drei Idiomen.

Die Grenze des deutschen und dänischen Gebiets wird, wenn man jene gemischten Districte und die Friesen zum erstern rechnet, durch eine Linie bezeichnet, die vom flensburger Meerbusen bis an die Mündung der Widau in die Nordsee unterhalb Tondern hinüberreicht. In Zahlen ausgedrückt, begriff 1851 das Gebiet mit deutscher Kirchen- und Schulsprache eine Bevölkerung von etwa 220,000, das mit dänischer eine Bevölkerung von ungefähr 130,000 und das, wo beide Sprachen in Kirche und Schule gebraucht wurden, circa 25,000 Seelen. Gegen 44,000 Schulkinder erhielten damals in deutscher, gegen 21,000 in dänischer Sprache den Unterricht. An den deutschen Schulen waren circa 700, an den dänischen nahe an 290 Lehrer angestellt. Die Gerichtssprache war bis 1838 im ganzen Herzogthum die deutsche, von da ab in den Strichen, wo die Kirche und Schule dänisch war, die dänische.

Jahrhunderte lang bestanden solchergestalt die gedachten Idiome ohne wesentlichen Streit neben einander, und keine Klage von Seiten der plattdänisch redenden Bevölkerung ward darüber laut, daß das Hochdeutsche in den höhern Strömungen der geistigen Atmosphäre vorherrschend blieb. Einige Geistliche haben sich darüber beklagt, das Volk selbst fast niemals. Die einzige hierher bezügliche Thatsache, welche ängstliche Nachspürung hat auffinden können, ist der Versuch eines haderslebener Predigers, der um die Mitte des siebzehn-

ten Jahrhunderts in Betreff des Gebrauchs, die Einsetzungsworte des Abendmahls sowol in deutscher als in dänischer Sprache auszusprechen zu Gunsten der erstern eine Aenderung eintreten ließ und dabei von Seiten seiner Gemeinde Widerspruch fand. Daß die hochdeutsche Sprache schon seit länger als anderthalb Jahrhunderten der höhere Einigungspunkt für das gesammte Herzogthum Schleswig war, ist theils Folge seiner engen Verbindung mit Holstein in politischer, rechtlicher und socialer Beziehung, theils das Ergebniß des mächtigen Einflusses, den schon früh die deutsche Wissenschaft und insonderheit die Reformation geübt hat, theils das Resultat der naturgemäßen Richtung des Verkehrs auf die beiden großen Hansestädte im Süden. Ja, bevor das Hochdeutsche eindrang, nahm das Plattdeutsche dieselbe hervorragende Stelle ein. Vor mehr als sechshundert Jahren ließ sich Tondern mit dem in diesem Idiom abgefaßten lübischen Rechte bewidmen, und bereits zu Anfang des fünfzehnten Jahrhunderts wurden die ursprünglich im jütischen Dialekte geschriebenen Stadtrechte von Flensburg und Apenrade ins Plattdeutsche übersetzt.

Den Inseldänen ist bei ihrem sehr reizbaren Nationalgefühl diese historische Entwickelung der Verhältnisse schon längst ein Verdruß gewesen. Die kopenhagener Politik hat sich eingeredet, daß diese Verhältnisse künstlich geschaffen seien. Es ist bezeichnend, daß in unmittelbarer Verbindung mit den Vorgängen des Jahres 1721 die Idee auftauchte, das vermeintlich durch Ueberlistung verlorene Terrain für die dänische Sprache wieder zu gewinnen und so Schleswig fester an das Königreich zu knüpfen. Man wollte nach der eigenhändigen Erklärung Friedrichs IV. Schleswig nicht offen, sondern „peu à peu incorporiren“ und damit eine vielhundertjährige Geschichte ungeschehen machen. Variationen auf dieses in Dänemark traditionell gewordene Thema sind die Ansicht, daß die Friesen „ein verdorbenes Dänisch reden und sich ebenso gut zu den Dänen als zu den Hochdeutschen halten können,“ die Meinung, daß die Angler Zeit genug hätten umzulernen (laere om igjen) d. h. das vergessene Dänisch sich wieder anzueignen, und der Ausspruch eines bekannten Staatsmannes, es müsse „den Schleswigern auf den Rücken geschrieben werden, daß sie Dänen seien.“

Die erste praktische Kundgebung dieser Gesinnung war eine Re-

sulution des kopenhagener Conseils vom 26. October 1739, in welcher gesagt wurde: „da Ihrer königlichen Majestät allergnädigste Intention dahin geht, die in ziemlichen Abgang gekommene dänische Sprache in dem Herzogthum Schleswig nach und nach wieder zu introduciren, so sollen alle Pfarrämter und Schulämter soviel wie möglich mit Personen besetzt werden, welche der deutschen und dänischen Sprache so mächtig sind, daß sie ihres Amts in beiden Sprachen warten können." In Folge dieses Erlasses wurden 1740 drei Prediger bei Flensburg, die nicht dänisch predigen konnten oder wollten, nach andern Stellen versetzt. Bald jedoch wurde man inne, daß die Beamten wie das Volk derartigen Eingriffen in die natürliche Entwickelung der Dinge abgeneigt seien. Man suchte daher durch einen äußern Anreiz die Unlust der Schleswiger, sich an der kopenhagener Universität dänische Bildung einimpfen zu lassen zu überwinden. 1758 erschien ein Rescript, welches bestimmte, „daß Slesvicenses als rechte Dänen die Communität in Kopenhagen (ein reich dotirtes Stipendium) sollten genießen können, sofern sie nicht Holsteiner, sondern geborne Dänen sind, welche in keiner Weise anders angesehen werden müssen, als was sie wirklich sind, nämlich Dänen, innerhalb der Grenzen des Reichs Dänemark geboren."

Im Ganzen blieben diese Versuche ohne den gehofften Erfolg. Die für beide Herzogthümer gemeinsamen Synoden der Geistlichen und die Geschichte der Propstei Hadersleben zeugen vielmehr dafür, daß gerade im Norden Schleswigs allen derartigen Einwirkungen kräftig entgegengestrebt wurde, und daß die Prediger des letztern Bezirks nach wie vor fast ausnahmslos auf deutschen Hochschulen ihre Bildung erhielten.

Gegen das Ende des achtzehnten Jahrhunderts scheinen von Seiten der kopenhagener Behörde die Bestrebungen, Schleswigs allmählige Germanisirung zu stören, vollständig aufgegeben worden zu sein. Schleswig-Holstein wurde damals officiell*) als „unsre deutschen Staaten und Provinzen" oder als „unsre deutschen Herzogthümer und deutschen Lande" bezeichnet. Es wird diese Periode, wo die Danisirungsversuche temporär ruhten, noch jetzt in Schleswig als eine der glücklichsten unter den Oldenburgern betrachtet, wenn auch damals

*) Verordnung vom 29. Februar 1786 und Verordnung vom 20. Januar 1796.

noch das Sprichwort galt: „Es ist nicht mehr wie zu Herzog Adolphs (des letzten Schauenburgers) Zeiten.“

Mit der Auflösung des deutschen Reichs schien der dänischen Politik die Gelegenheit geboten, die 1721 gehegten, später vertagten Pläne wieder aufzunehmen. Mittelst Patents vom 9. September 1806 wurden alle auf den Reichsverband sich gründenden Verhältnisse und Verpflichtungen für aufgehoben erklärt und die Bestimmung getroffen, daß Holstein mit dem Staatskörper der dem königlichen Scepter unterworfenen Monarchie als ein in jeder Hinsicht völlig ungetrennter Theil derselben verbunden und der alleinigen unumschränkten Botmäßigkeit des dänischen Königs untergeben sein sollte. Es wurde die Einführung eines allgemeinen Gesetzes für den Gesammtstaat in Aussicht gestellt, und man setzte zu diesem Zwecke Commissionen nieder, deren Andenken das kopenhagener Archiv in einer Reihe mißlungner Entwürfe aufbewahrt.

Im engsten Zusammenhange standen hiermit die Pläne, die Kenntniß der dänischen Sprache in den Herzogthümern mehr auszubreiten. Zu diesem Ende sollten sowol die für Holstein als die für Schleswig ergehenden Verordnungen zugleich in dänischer und deutscher Sprache erlassen, die Bestallungen lediglich in der erstern ausgefertigt und alle, welche in den Herzogthümern ein Amt zu erhalten oder die Advocatur auszuüben wünschten, verpflichtet werden, darzuthun, daß sie des Dänischen kundig seien.

Der mit dem dänischen Hofe in enger Verbindung stehende Professor Hoeg-Guldberg sprach es als Programm der Regierung aus: „Die Schleswig-Holsteiner brauchten nicht gerade gleich das Deutsche ganz abzulegen, aber erst wenn jede Verschiedenheit der Sprache aufgehört habe, würden sie glücklich sein“, und forderte die Bewohner der Herzogthümer an officiellen Stellen auf: „Dänen zu werden, damit sie doch etwas würden.“

Schleswig wurde bei diesen Absichten besonders ins Auge gefaßt. Eine Resolution vom 15. September 1810 legte der schleswig-holsteinischen Kanzlei auf*), „darüber Bericht zu erstatten, was nothwendig

*) Verfügung vom 3. December 1807 und Verfügung vom 6. Januar 1810. Desgleichen Verfügung vom 5. Juni 1813.

sein möge, um die dänische Sprache beim Gottesdienste und beim Schulunterrichte, bei den Gerichten und in allen andern öffentlichen Angelegenheiten des Herzogthums, insonderheit in den Districten, Aemtern und Inseln, wo das Dänische die Sprache des gemeinen Mannes sei, allmählig, jedoch in möglichst kurzer Frist, einzuführen." Ein Seitenstück hierzu war, daß unter Nichtbeachtung des alten Landesrechts, nach welchem nur Eingeborne der Herzogthümer zu den dortigen Aemtern befördert werden sollen, am 9. November 1811 verfügt wurde, daß die im Königreich Dänemark examinirten Candidaten der Theologie bei Besetzung von Pfarrstellen den Vorzug erhielten. Ferner wurden die rendsburger Militärschule und das kieler Forstinstitut aufgehoben und im schleswig-holsteinischen Heere das dänische Commando eingeführt. Wer sich zum Offizier, zum Forstmann, zum Polytechniker, zum Thierarzt ausbilden wollte, war hierdurch auf die kopenhagener Institute und damit auf Erlernung des Dänischen angewiesen.

Im Hinblick auf diese Acte der Gesetzgebung und Verwaltung sahen phantasievolle Gemüther in Kopenhagen schon die Zeit kommen, in der die dänische Sprache sich bis zur Elbe ausgebreitet haben würde. Aber sie täuschten sich über die Widerstandskraft der schleswig-holsteinischen Bevölkerung und über die Macht des ihren Maßregeln entgegenwirkenden Einflusses des südlichen Hinterlandes der Herzogthümer. Der dänischen Politik ist jene Ausbreitung ihrer Sprache nicht nur nicht gelungen, sondern das Deutsche hat gerade in der Zeit nach jenen naturwidrigen Maßregeln in Schleswig die meisten Eroberungen gemacht.

Wie wenig Anklang die Danisirung aber in der Bevölkerung fand, ergiebt sich aus dem auffallenden Umstande, daß in den Districten, in denen die Kirche und Schulsprache bis 1851 deutsch war, das Volksidiom aber vorwiegend dänisch ist, bei einer Vernehmung der Eingesessenen von mehr als zehntausend Menschen nur drei (und unter diesen zwei kürzlich eingewanderte Jüten sich für einen erweiterten Gebrauch der dänischen Sprache in Kirche und Schule erklärten, alle Uebrigen aber entschieden gegen die beabsichtigte Neuerung Verwahrung einlegten. Dies geschah im Jahre 1847. Dagegen machte sich im Nordschleswig mehr und mehr das Bedürfniß geltend, daß in den Landschulen der dänischredenden Bezirke Gelegenheit zur Erlernung

des Deutschen geboten werde. In mehreren Petitionen aus verschiedenen Kirchspielen Nordschleswigs wurde dieser Wunsch bei der Ständeversammlung von 1838 laut, und zwar motivirten ihn die Bittsteller durch die Anführung, daß die dänisch redenden Einwohner Schleswigs in weit lebhafterem Verkehr mit den deutschredenden Theilen des Herzogthums und mit Holstein stünden, als mit Dänemark. Die Ständeversammlung aber erklärte sich, was von Wichtigkeit ist, einstimmig für Beachtung des Antrags, und es wurde bestimmt, daß die Schullehrer verpflichtet sein sollten, denjenigen Kindern, deren Eltern dies wünschten, außer der gewöhnlichen Schulzeit in drei Privatstunden wöchentlich Unterricht im Deutschen zu ertheilen.

In mehr als 140 Schulbezirken des nördlichen Schleswig fand seitdem dieser Unterricht statt. Es zeigt dies den Umfang des Bedürfnisses, da einfache Landleute ohne sehr dringende Noth sich schwer dazu entschließen, ihre Kinder außer der regelmäßigen täglichen Schulzeit von fünf Stunden noch Privatunterricht nehmen zu lassen.

Nicht so ungetheilt war die Ansicht der Versammlung über die Frage, ob es zweckmäßig sei, die dänische Sprache in den Gerichten statt der althergebrachten deutschen einzuführen. Für die Fortdauer des bisherigen Zustandes wurde namentlich angeführt, daß derselbe Jahrhunderte lang ohne Unzuträglichkeiten bestanden habe, daß die gesammte Gesetzgebung und Rechtsbildung des Herzogthums Schleswig deutsch und daß der einzige Ueberrest dänischen Rechts, das jütische Low, nur in der plattdeutschen Uebertragung gesetzlich sanctionirt sei. Männer, welche, wie der Herzog von Augustenburg, weiterblickten, hegten auch die durch den Erfolg bestätigte Befürchtung, daß eine solche Veränderung, insofern sie von den Vertretern des Volks angerathen worden, zu weiteren nicht abzusehenden Folgerungen von dänischer Seite benutzt werden könne. Die Mehrheit der Versammlung glaubte indessen, dieser Gegengründe ungeachtet, es als eine Forderung der natürlichen Gerechtigkeit anerkennen zu müssen, daß künftighin in den Bezirken, wo die Kirchen- und Schulsprache die dänische sei, letztere auch in den höhern Angelegenheiten

des Justizwesens an die Stelle der deutschen trete. Mit 21 gegen 18 Stimmen entschied sich daher die Versammlung für einen dahin bezüglichen Antrag, welchem durch eine Verfügung vom 14. Mai 1840 entsprochen wurde.

Bei den Verhandlungen war die ganze Versammlung weit davon entfernt, diese Angelegenheit als eine Parteisache aufzufassen. Sie bethätigte diese Ansicht durch die ruhige und leidenschaftslose Erörterung des Gegenstandes, welche vortheilhaft von der Art abweicht, in welcher ähnliche Sprachstreitigkeiten fast gleichzeitig in verschiedenen Theilen der östreichischen Monarchie und in Belgien in den Kammern und in der Presse behandelt wurden. In der schleswigschen Ständeversammlung wurde die Frage wegen Ertheilung des Unterrichts im Deutschen in den dänischen Schulen Nordschleswigs und wegen Einführung der dänischen Gerichtssprache daselbst an einen und denselben Ausschuß verwiesen, indem die Meinung ausgesprochen wurde, daß diese Anträge durchaus nicht im Widerspruch mit einander stünden, sondern in der Sache selbst genau mit einander zusammenhingen und in gleichem Maße in den Sprachverhältnissen von Nordschleswig ihre Begründung hätten.

Vor Allem legte die Versammlung gegen die Annahme Verwahrung ein, als könne die ihrerseits gezeigte Bereitwilligkeit, die Einführung der dänischen Sprache in den nordschleswigschen Gerichten anzurathen, dahin ausgedeutet werden, daß sie geneigt sei eine Trennung der nördlichen Districte des Herzogthums und eine nähere Verbindung derselben mit dem Königreiche vorzubereiten.

In dieser Weise bewirkten die Stände Schleswigs mit ebenso großer Mäßigung als billiger Berücksichtigung der Sprachverhältnisse die Ordnung dieser Angelegenheit. Es ward dabei beachtet, daß der Nordschleswiger mit dem Dänen die Sprache, mit dem Südschleswiger und dem Holsteiner alles dasjenige gemein hat, was Verfassung in staatlicher, communaler und gesellschaftlicher Beziehung, Recht, Sitte und Gewohnheit, Handel und Verkehr Eigenthümliches in sich tragen.

Aber gerade diese Nachgiebigkeit (die zwei Jahre später sich als durchaus unverträglich mit den wahren Interessen des Landes erwies

und durch einen Gegenbeschluß unwirksam zu machen gesucht wurde) hat die dänische Nation und leider unter steter Begünstigung von Seiten des verstorbenen Königs Christian des Achten zu einer Reihe von Eingriffen in die Verhältnisse des Herzogthums verleitet, welche die Bewohner desselben als die Grundlagen ihres geistigen Lebens schützen mußten. Wenn auch nur die im Nachstehenden mitgetheilten einzelnen Züge in Betracht genommen werden, so wird der Ausspruch Bunsens, daß die systematisch gegen das geistige Leben Schleswig-Holsteins gerichteten Angriffe die Bevölkerung endlich zur Verzweiflung haben treiben müssen, als sehr begründet erscheinen.

In Dänemark hatte sich bald nach Einführung der ständischen Institutionen eine Partei gebildet, die auf die verschiedenste Weise mit allen Mitteln dahin strebte, die Herzogthümer und vorzüglich Schleswig zu einer dänischen Provinz zu machen. Es wurde die Behauptung aufgestellt, die Verdeutschung des letztern Herzogthums werde methodisch betrieben, die dänische Nationalität des Volkes sei grausam unterdrückt, und das Land seines selbständigen Charakters und seiner rechten Benennung — Südjütland — beraubt. Diese Partei wirkte theils auf dem Wege der Association und durch Aussendung von Emissären, theils durch Verbreitung populär gehaltener, mit allerlei Unwahrheiten der gröbsten Art erfüllter Tendenzschriften, durch Anlegung von Volksbibliotheken, in die man politische Tractätchen schenkte, und durch eine in Nordschleswig gegründete Unterrichtsanstalt, die höhere Bauernschule in Rödding, welche nach ihren Statuten vorzugsweise die Politik ins Auge faßte. Die Sendboten der Propaganda ließen sich namentlich die Verdächtigung der deutschen Beamten und auf Alsen allerlei Hetzereien gegen den Herzog von Augustenburg angelegen sein. Sie stellten den Bauern für den Fall eines nähern Anschlusses an Dänemark eine große Verminderung der Abgaben, für den Fall einer Verbindung der Herzogthümer mit Deutschland unerschwingliche Steuern und die Nöthigung in Aussicht, ihre Söhne zu Kriegen des deutschen Bundes gegen die Italiener und die Türken herzugeben. Besonders suchte diese Partei die dänischen Ständeversammlungen in ihrem Sinne zu leiten und um die Person des Regenten eine Camarilla zu bilden, welche un-

ausgesetzt bemüht sein sollte, denselben durch Einflüsterungen zu Verletzungen der staatsrechtlichen Stellung der Herzogthümer zu bestimmen. Einer spätern Zeit wird es erlaubt sein, Enthüllungen in dieser Hinsicht zu geben, durch welche auf die erste Anregung zu dem bekannten Antrage von Algreen-Ussing*) und die mit dem Offnen Briefe in Verbindung stehenden Vorgänge ein für sehr hochstehende Personen nicht eben vortheilhaftes Licht fallen möchte.

Hier habe ich mich auf ein gedrängtes Referat über diejenigen Angriffe zu beschränken, die darauf berechnet waren, das Deutschthum der Herzogthümer in seiner Wurzel vernichtend zu treffen.

Als das geeignetste Mittel, den gewünschten Einfluß auf Schleswig-Holstein zu gewinnen, mußte vor Allem der Plan erscheinen, die Verwaltung des Kirchen- und Schulwesens in dem Königreiche und in den Herzogthümern einer gemeinsamen Behörde unterzuordnen. War dies erreicht, so konnten letztere Schlag auf Schlag an ihrer empfindlichsten Stelle getroffen werden, da erfahrungsmäßig in den gemeinsamen Collegien, z. B. dem Generalcommissariatscollegium, der Admiralität, der Finanzdeputation, der Staatsschuldendirection und der Generalpostdirection durchgängig nur Nationaldänen angestellt wurden. Es wurde daher dieser Plan zuerst und gleichsam vorfühlend in einer Eröffnung an die roeskilder Ständeversammlung auf die Bahn gebracht. Doch die Dänen hatten dies Mal auf das deutsche Phlegma verkehrte Rechnung gemacht. Bei der ersten Kunde von einem solchen die Eigenthümlichkeit und die Nationalität der Herzogthümer gefährdenden Projecte sprachen beide Ständeversammlungen, die schleswigsche wie die holsteinische, einmüthig die Bitte aus, diesen dem allgemeinen Wunsche in den Herzogthümern wie auch den Verhältnissen in denselben völlig widerstreitenden Plan aufzugeben und sowol die Gesetzgebung als die Verwaltung des Kirchen- und Unterrichtswesens nach wie vor gänzlich abgesondert von diesen Regierungszweigen im Königreiche zu halten.

*) Derselbe ging auf einen Gesammtstaat, bestehend aus Dänemark und den drei Herzogthümern und auf eine Erbfolge ausschließlich nach dem Königsgesetz. Jeder, der dagegen handelte, schriebe oder spräche, sollte als Hochverräther angesehen werden.

So war denn gleich zu Anfang der beabsichtigte Hauptangriff an dem einstimmigen Widerspruche der Stände Schleswigs und Holsteins gescheitert. Es gab dies jener unermüdlichen Partei in Dänemark — von der die Freunde Schleswig-Holsteins Energie und Ausdauer lernen können — nur Veranlassung, auf andere Mittel und Wege zur Erreichung ihrer Zwecke Bedacht zu nehmen. Mit Rücksicht hierauf wurden in den dänischen Ständeversammlungen der Jahre 1842, 1844 und 1846 immer von Neuem Anträge gestellt, welche großentheils in Form der bescheidenen Bitte: „es möchten von Seiten der Regierung Veranstaltungen zur Aufrechterhaltung und zum Schutze der dänischen Nationalität in Schleswig getroffen werden," auf eine Umgestaltung der gesammten rechtlichen und administrativen Verhältnisse des Herzogthums abzielten. Dieselben gingen so weit, daß selbst der dänische Regierungscommissär, Minister Oersted, nicht umhin konnte, darauf hinzuweisen, daß diese Vorschläge, zu deren Einreichung die dänischen Provinzialstände in keiner Weise berechtigt seien, eine totale Umwälzung in dem Rechtszustande herbeiführen würden, welcher seit undenklichen Zeiten in dem aufs Engste mit Holstein verbundenen Lande stattgefunden habe. Es war nämlich unter Anderm verlangt worden, daß die Unterrichtsanstalten des Herzogthums Schleswig sowie sämmtliche höhere Regierungs- und Gerichtsbehörden im dänischen Sinne umgestaltet würden, obgleich es auf der Hand lag, daß eine derartige Veränderung dem Wunsche und Bedürfnisse der weit überwiegenden Mehrzahl der Schleswiger und den Ansichten ihrer Vertreter von Grund aus zuwiderlaufe, und daß diese völlig unberufene Einmischung Fremder in die innern Angelegenheiten des selbständigen Herzogthums nicht blos die deutschen, sondern auch die meisten dänischredenden Bewohner des letztern empfindlich kränke.

Die an höchster Stelle getheilte Ansicht, es sei dies ein Mittel Schleswig enger an die dänische Monarchie zu knüpfen, und die Pflicht der Selbsterhaltung rechtfertige die äußersten an sich unzulässigen Mittel, übertönte die von besonnenern Dänen mehrfach ausgesprochnen Warnungen, daß diese Bestrebungen in vielleicht nicht ferner Zukunft die entgegengesetzte Wirkung haben würden. Zur

Begründung jener ungebührlichen Anträge findet sich nichts Anderes angeführt, als die durch Thatsachen nicht unterstützte Behauptung, es werde fortwährend in großen Strichen Schleswigs die dänische Sprache geflissentlich und gegen den Willen der Bevölkerung durch deutschen Unterricht ausgerottet, indem die Schulämter vorzugsweise mit deutsch gebildeten Seminaristen besetzt würden, die Vergebung der geistlichen und juristischen Stellen mit parteiischer Vorliebe für das deutsche Element erfolge, endlich auch das Gymnasial- und Universitätswesen deutsch sei.

Zur Würdigung dieser Klagen mag auf einige Facta und numerische Verhältnisse hingewiesen werden, aus denen theils der Ungrund solcher Behauptungen, theils die Geduld hervorleuchten wird, mit welcher die Herzogthümer die systematischen Angriffe einer fremden Nation auf ihr Volksthum eine lange Reihe von Jahren ertragen haben.

Es wurde bereits erwähnt, daß durch eine Verfügung vom Jahre 1811 den in Dänemark geprüften Candidaten der Theologie der Zutritt zu Kirchenämtern in den Herzogthümern eröffnet wurde. In gleicher Weise war später, 1819, den in Seminarien des Königreichs gebildeten und examinirten Seminaristen verstattet worden, sich um Schulstellen in Schleswig und Holstein zu bewerben. In welchem Umfange diese Anordnungen benutzt worden sind, um Predigern und Schullehrern, welche ihrer Geburt oder Bildung nach Dänemark angehörten, Anstellung in den deutschen Herzogthümern zu verschaffen, mag in Zahlen dargelegt werden.

In der Propstei Hadersleben, d. h. im östlichen Theile des gleichnamigen Amtes sind in den Jahren 1820 bis 1845 siebenunddreißig Predigervacanzen eingetreten. Zu diesen erledigten Aemtern meldeten sich zusammen 752 Supplicanten, von denen 321 in den Herzogthümern, 431 in Dänemark ihr Examen gemacht hatten. Es wurden von erstern 12, von letztern 25 angestellt.

Die Zahl der Landschulen in diesem Bezirk beträgt 56. An diesen wurden in dem gedachten Zeitraume vierundvierzig Lehrerstellen neu besetzt, und von diesen wiederum vergab man 35 an Bewerber, die in Dänemark gebildet und geprüft waren, 5 an

sogenannte Autodidakten und nur 4 an Seminaristen, welche in Schleswig-Holstein ihre Bildung erhalten und ihr Examen bestanden hatten.

Innerhalb der übrigen Theile Schleswigs, in denen das Dänische Kirchen- und Schulsprache ist, hatten sich die Verhältnisse fast allenthalben in ähnlicher Weise gestaltet. In dem sogenannten Westeramte Hadersleben sowie auf den Inseln Alsen und Arroe, welche unter dänischer Kirchenhoheit stehen, waren die in den Herzogthümern geprüften Candidaten beinahe ganz ausgeschlossen. In den Propsteien Apenrade und Tondern dagegen, wo meist Gemeindewahl stattfindet, und in den vom Herzog von Augustenburg vergebenen Patronatsstellen auf Alsen hatte der dänische Einfluß sich nicht so sehr geltend zu machen vermocht. Bei Besetzung der Schulämter hatten indeß auch in diesen Gegenden die in Dänemark examinirten Seminaristen ungeachtet ihrer mangelhaften Bildung so oft den Vorzug vor andern davon getragen, daß bei den Schulen mit dänischer Unterrichtssprache auf acht im Königreich geprüfte Seminaristen nur ein in Schleswig-Holstein gebildeter kam. Ja, was mehr ist, in jenem Vierteljahrhundert haben mehr als anderthalbhundert dänische Seminaristen Anstellung in dem deutschredenden Theile des Herzogthums gefunden.

Diese Angaben beruhen auf amtlichen Ermittelungen. Sie werden darthun, wie sehr Grund zur Klage von Seiten, nicht der Dänen, sondern der Schleswig-Holsteiner vorhanden war. Gleichwohl verstattete sich die in Dänemark thätige exaltirte Partei, mit solchen Erfolgen noch nicht zufriedengestellt, die obenerwähnte Entstellung der Thatsachen, um ihren Zwecken dadurch einen scheinbaren Halt zu geben.

Sobald in den letzten Decennien eine Pfarrstelle in Nordschleswig sich erledigte, wurde ohne Verzug, je nach dem Einflusse, den die Propaganda am Orte gewonnen hatte, ein größerer oder geringerer Theil der Gemeindeglieder veranlaßt, an höchster Stelle um bestimmte Persönlichkeiten zu bitten, bei denen allein auf das Geschick, eine politische Thätigkeit zu entwickeln und auf Feindschaft gegen das Deutschthum, nicht auf Befähigung zum geistlichen Amte

gesehen wurde. Auf Gegenvorstellungen, selbst wenn sie von einer bedeutendern Anzahl der Eingepfarrten unterzeichnet waren, sowie auf die aus Nordschleswig bei der Ständeversammlung eingereichten Petitionen, daß fernerhin nur in den Herzogthümern examinirte Theologen angestellt werden möchten, wurde vom Landesherrn — der, wie bemerkt, im Stillen das Haupt jener Partei war — keine Rücksicht genommen, obwohl die Vertreter des Volks einstimmig Beschlüsse faßten, welche jene Bitten aus Nordschleswig auf das dringendste unterstützten. Statt der Billigkeit Gehör zu geben, setzte Christian der Achte vielmehr in dem genannten Landestheile Männer zu Geistlichen ein, welche, wie die Pastoren Hertel, Boisen, Boesen (jetzt Bischof in Schleswig), Feilberg und Jürgensen das ihnen übertragene heilige Amt nur zu sehr als Vehikel politischer Zwecke ansahen und unter den dänischen Eiferern den obersten Rang einnahmen.

So wie auf diese Weise die geistlichen Aemter im Norden Schleswigs fast ausschließlich Bewerbern in die Hände fielen, welche ihrer Geburt, ihrer Bildung und ihren Sympathien nach Dänemark angehörten, war es demnächst Plan der eiderdänischen Partei, auch in Betreff der weltlichen Behörden Derartiges durchzusetzen. Zu dem Ende wurde der Umstand benützt, daß in Schleswig bis auf den heutigen Tag das jütische Low gilt, welches jedoch, einige Bestimmungen hinsichtlich des Erbrechts und des ehelichen Güterrechts abgerechnet, als antiquirt anzusehen ist. Obwohl lediglich eine im Jahre 1592 sanctionirte plattdeutsche Uebersetzung dieses Rechtsbuchs gesetzliche Kraft hat, und die darin enthaltenen Bestimmungen kaum den hundertsten Theil der in Schleswig geltenden Rechtsvorschriften ausmachen, endlich auch in Dänemark schon gegen Ende des siebzehnten Jahrhunderts durch Herausgabe des Gesetzbuchs Christians des Fünften das jütische Low außer Kraft gesetzt war, so wurde doch — es ist in der That fast unglaublich — der Umstand, daß vor Jahrhunderten in Dänemark und Schleswig ein und dasselbe Landrecht gegolten, zur Basis der Forderung gemacht, die der Jurisprudenz sich widmenden Schleswiger zu verpflichten, in Kopenhagen zu studiren,

an dessen Universität zu dem Zwecke eine Professur für schleswigsches Recht errichtet werden sollte.

Dieser Plan sowie die Anstellung von Jüten und Inseldänen als Lehrer der dänischen Sprache in allen Gelehrtenschulen der deutschen Herzogthümer wurde im letzten Lebensjahre Christians des Achten mit Vorliebe erörtert, und zu wiederholten Malen wurden sogar amtliche Verhandlungen über diese Gegenstände gepflogen. Daneben bezeichnete man es als der Erwägung würdig, ob nicht wie in Dänemark nach einem Reglement von 1845 in den untersten Klassen der Gymnasien die deutsche Sprache statt der lateinischen zum Gegenstande der ersten grammatischen Uebungen vorgeschrieben war, in den holsteinischen und schleswigschen Gelehrtenschulen die dänische Sprache zu gleichem Zwecke zu benutzen sei.

Ueber den Sinn dieser Vorschläge konnte kein Zweifel mehr obwalten, als der Landesherr plötzlich, ohne daß die zuständigen Behörden der Herzogthümer vernommen waren, durch Kabinetsrescript die Verwandlung des haderslebener Gymnasiums, welches fast drei Jahrhunderte als deutsche Lehranstalt bestanden hatte, in ein Unterrichtsinstitut mit dänischer Sprache verfügte. Sämmtliche Stadtverordnete Haderslebens kamen unverzüglich um Aufhebung der Maßregel ein. Desgleichen machten die Regierungsbehörden Vorstellungen. Umsonst, weder diese noch jene fanden Beachtung. Auch der Vorschlag, der erwähnten Gelehrtenschule mindestens eine solche Einrichtung zu geben, daß die untern Klassen sprachliche Parallelklassen seien und jedermann freistehe, zu erklären, ob er den Unterricht in der deutschen oder in der dänischen Zunge haben wolle, wurde an höchster Stelle zur Gewährung nicht geeignet befunden. Dieser landesherrliche Act mußte aber um so verletzender erscheinen, als während einer längern Reihe von Jahren unter mehr als dreißig Abiturienten der haderslebener Schule kein einziger die Universität Kopenhagen bezogen hatte, alle vielmehr auf deutsche Hochschulen gegangen waren und demzufolge die Ansicht der Betheiligten, ob die deutsche oder die dänische Bildung den Vorzug verdiene, nicht dem leisesten Zweifel unterworfen war.

Die dänischen Fanatiker waren aber auch damit noch nicht zufrie-

den gestellt. Bald erfuhr man, daß von der obersten Collegialbehörde in Kopenhagen weitere Schritte in dieser Richtung in Anregung gebracht seien. Es gehört hierhin unter Anderm der Vorschlag, den Unterricht in einigen Disciplinen in den vier Gymnasien des Herzogthums Schleswig lediglich auf Dänisch ertheilen zu lassen, und als die für diesen Zweck geeignetsten Gegenstände wurden Geschichte und — Religion bezeichnet.

Dieselbe Behörde hielt es für angemessen, daß in den Gemeinden Mittelschleswigs, in welchen im Lauf der Zeiten die dänische Sprache der deutschen gewichen, aber (nach den Angaben dänischer Schriftsteller) noch Ueberreste der erstern vorhanden wären, dem Dänischen wiederum Eingang in Kirche und Schule verschafft werde, und zwar selbst wider den Willen der Betheiligten, die, wie man in seiner Verblendung über den Lauf der Natur hoffte, nach Absterben einiger Generationen sich mit dieser Umwandlung ausgesöhnt haben würden.

Es stand in Frage, ob die Geschichte des Nordens mit Beispielen des Despotismus zu bereichern sei, wie sie bis dahin nur der Süden gekannt hat. Die Frage wurde damals unentschieden gelassen. Die Dänen von 1851 haben sie, wie bereits erwähnt wurde und sogleich ausführlicher mit Beispielen belegt werden soll, mit Ja beantwortet und darnach gehandelt und mit den Maßregeln dieses Handelns ein Seitenstück zu der Grausamkeit geliefert, mit welcher einst die andalusischen Christen von den Kalifen gezwungen wurden, die arabische Sprache anzunehmen.

So kam das Jahr 1848 heran. Christian der Achte war gestorben. Er hatte in den Herzogthümern ein Andenken hinterlassen, welches durch das Gefühl getrübt wurde, daß dieser sonst begabte Fürst für deutschen Sinn und deutsche Sitte kein Herz gehabt habe. Sein Sohn und Nachfolger wurde von der dänischen Nation als der erste aller Oldenburger begrüßt, an dem kein Blutstropfen mehr deutsch, an dem jeder Pulsschlag dänisch sei. „Saa dansk som han var ingen Konge her i mange Aar“ heißt es zu seinem Lobe im Liede vom Tappern Landsoldat. Noch einmal indeß schien es, als solle der Weg der Verständigung eingeschlagen werden, so wenig auch das

Rescript vom 28. Januar 1848, mit dem derselbe betreten wurde, die Wünsche Schleswig-Holsteins zu befriedigen angethan war.

Da brauste vom Ufer der Seine der Sturm der Revolution durch Europa. Einer der eifrigsten Feinde des Deutschthums in den Herzogthümern, der bekannte Orla Lehmann, eilte aus Italien nach Kopenhagen. „Jetzt oder nie!" rief dieser Führer der Eiderdänen, und seine Gesinnungsgenossen Tscherning, Monrad, Hvidt stimmten ein in den Ruf. Am Eingange zum Casino in Kopenhagen wurde am 21. März von den Gassenbuben eine Flugschrift feilgeboten, welche sie mit den Worten: „Krieg gegen Schleswig!" anpriesen.

Wem der Sinn dieser Bezeichnung noch dunkel geblieben war, der konnte nach Lehmanns Rede im Casino nicht mehr im Zweifel darüber sein. Man mußte erwarten, daß die weitere Verfolgung der eiderdänischen Pläne Deutschland zur Wahrung der deutschen Interessen in Schleswig herbeiziehen werde. Lehmann rief, das Vaterland sei in Gefahr (er ist bekanntlich ein in Kopenhagen geborner Holsteiner und sein Vater soll nichts weniger als sein Gesinnungsgenosse gewesen sein) und Dänemark müsse Männer an die Spitze der Regierung stellen, die es retteten, für seine Ehre einstünden und es auf die Bahn der Freiheit führten. Unverweilt sollte dem Könige eine Adresse übergeben werden, die mit den Worten schloß: „Wir rufen Ew. Majestät zu, das Volk nicht zur Selbsthülfe der Verzweiflung zu treiben." Es wurde indeß später beliebt, die Adresse nicht schon diesen Abend, sondern am nächsten Morgen durch eine Procession nach dem Schlosse zu befördern.

Der Plan gelang vollständig. Nahe an zwölftausend Menschen umlagerten am 22. März früh das Schloß Christiansburg. Der König erwiderte, anfangs unschlüssig, dann dem Zwange weichend, er habe sein Ministerium bereits entlassen; wenn er auf sein Volk vertrauen könne, wie dieses auf ihn, so werde er Dänemark schon auf den Weg der Ehre führen. Selbigen Tags, achtundvierzig Stunden vor der verhängnißvollen Entscheidung, erhielten die Truppen in Seeland und Fühnen Marschordre nach der jütischen Grenze. Sodann folgte eine fieberhaft aufgeregte Ministerkrisis, in welcher

der König mehrmals rathlos die Hände rang. Sein Entschluß abzudanken, das im Staatsrath ausgesprochene Wort des nachmaligen Ministers — damaligen Magisters — Monrad: „So pflanzen wir die Fahne der Republik auf!" lief von Mund zu Munde.

Am 24. März gab Friedrich der Siebente, durch mehre Nachtwachen erschöpft, die Entscheidung ab. Sie hat nicht, wie ein altes Fürstenwort sagt „Bestand, Frommen, Nutzen und Wohlfahrt der Fürstenthümer vor Augen gehabt", sondern sie setzte an die Stelle uralten Rechts, neugelobter Zusicherungen, naturgemäßer Entwickelung und nothwendiger Zustände das Parteistichwort, welches von der Elbe bis zur Königsau hinlänglich verstanden wurde: „Dänemark bis zur Eider!"

Der Krieg der dänischen Revolutionsmänner gegen das gute Recht Schleswig-Holsteins endigte mit der Niederlage derer, die sich zur Wahrung des letztern erhoben hatten. Eine Begriffsverkehrung ohne Gleichen gestattete den Dänen, den besiegten Conservatismus als Aufruhr, sich selbst als Wahrer legitimer Interessen zu bezeichnen. Gegen Aufrührer war Alles erlaubt. Man konnte alle einst vertagten Danisirungspläne hervorsuchen, sie mit jedem Mittel in Wirksamkeit setzen und sich noch dazu rühmen, billig und mild zu sein.

Machiavelli hat gesagt: Besiegte Feinde muß man versöhnen oder vernichten, aber nie erbittern. Die Dänen konnten, wie bereits angedeutet, die Herzogthümer damals bis zu einem gewissen Grade versöhnen. Sie hätten vielleicht auch die deutsche Partei in Schleswig der Vernichtung nahe bringen können. Man mußte sich nicht begnügen, sie zu erbittern. Es ist die Frage, ob von Süden her viel mehr als eine bloße Verwahrung erfolgt wäre, wenn man die deutschen Schleswiger sammt und sonders von Haus und Hof vertrieben und in Masse über die Eider gejagt hätte, um an ihrer Stelle Dänen anzusiedeln. Es war lediglich der Geist des neunzehnten Jahrhunderts, der dies verbot. Andere kaum weniger himmelschreiende, wenn auch nicht so auffallende Maßregeln ließ er zu.

Der wieder auflebende deutsche Bund hatte nichts Wesentliches dagegen einzuwenden gehabt, daß ein wichtiges Recht eines seiner Glieder, das Recht Holsteins auf Zusammenhang mit Schleswig und

auf strenge Geschiedenheit von Dänemark factisch ausgestrichen wurde. Die deutschen Diplomaten hatten nichts dagegen gesagt, daß das ebenso gute Recht eines Mannes, der vermöge dieses Rechts nach Aussterben des Mannsstammes der dänischen Oldenburger mit der Doppelkrone Schleswig-Holsteins geschmückt als Gleichstehender dem Bunde ihrer Vollmachtgeber beigetreten sein würde, von derselben kecken Feder vernichtet wurde. Das deutsche Volk hatte bereits wieder zu andern Dingen geschwiegen, um nicht hier ebenfalls zu schweigen. Dänemark hatte allenthalben klares Wasser und freie Hand, und man konnte nun wahr machen, was früher gedroht worden, konnte den Schleswigern auf den Rücken schreiben, daß sie Dänen seien.

Gestatten Sie mir, zu recapituliren. Die Bürger und Bauern zu vertreiben ging nicht an; aber man konnte alle deutschgesinnten Beamten und Prediger verjagen oder brotlos machen und dadurch zur Auswanderung nöthigen, und man that es. Man nahm den Advocaten massenweise ihre Bestallungen, den Apothekern ihre Concessionen. Mit Ausnahme von zwölfen wurden alle deutschen Justizbeamten abgesetzt, ebenso alle Bürgermeister, ebenso über achtzig Geistliche, darunter die beiden Superintendenten, ebenso eine große Anzahl von Lehrern, keiner aus andern Gründen, als weil er deutsch war und deutsch dachte, und weil er Platz machen sollte für Dänen, die nun haufenweise ins Land strömten. Das deutsche Schullehrerseminar zu Tondern wurde zu einem dänischen, die deutsche Gelehrtenschule in Schleswig erhielt dänische Lehrer. Die dänische Zollgrenze wurde erst von der Königsau bis zur Eider, dann bis zur Elbe vorgeschoben, die dänische Branntweinsteuer zum Schaden der großen Güter eingeführt, der Kanal zwischen Nord- und Ostsee aus einem schleswig-holsteinischen in einen Eiderkanal umgetauft, die deutschen Zeitungen im nördlichen Herzogthume verboten, damit das Verständniß der neuen Ordnung der Dinge ungehindert vom Centralpunkte des Gesammtstaats einströme, die deutsche Festung Rendsburg geschleift, damit diesem Verständniß unter allen Umständen Nachdruck gegeben werden könne. Die deutschen Soldaten, welche aus den Herzogthümern ausgehoben waren, schickte man nach Kopenhagen, und dafür kamen fünftausend Jüten und Seeländer ins Land,

denen in Schleswig noch eine starke, fast nur zur Niederhaltung der Gemüther geschaffne Gensdarmerie zur Seite trat. In den Schulen mußte fortan statt nach dem bisherigen schleswig-holsteinischen Courantgelde, dem wohlverbrieften, aus Hamburg forwährend einströmenden, nach dänischer Münze gerechnet werden. Die Rechnung nach Courant wurde sodann völlig aus Handel und Wandel zu verbannen versucht, endlich die Courantmünze selbst verboten.

Schleswig wie Holstein waren auf diese Weise so gut wie von Dänemark verschlungen. Die Incorporation ließ dem Deutschen in Schleswig fast nichts als das deutsche Herz und die deutsche Zunge. An das Herz konnte man nicht kommen, die Zunge konnte man nicht ausreißen, wenigstens nicht mit einem Ruck. Aber man meinte es allmählig zu können. Es erschien 1851 das oben erwähnte Edict, durch welches die Kirchenvisitatorien der Propsteien Gottorf, Flensburg, Tondern und Husum-Bredstedt angewiesen wurden, sofort die dänische Sprache in den ihnen untergebenen Kirchen und Schulen der Gegenden einzuführen, in welchen die Volkssprache dänisch sei. Und zwar sollte dies in der Weise geschehen, daß fortan ein Sonntag um den andern dänischer Gottesdienst sein, in den Schulen aber mit Ausnahme von vier Stunden wöchentlich, nur dänisch unterrichtet werden sollte.

Keine Maßregel des Danisirungssystems griff der Bevölkerung Schleswigs so sehr ans Herz, alle waren sie rechts- und naturwidrig, diese war die Krone der Naturwidrigkeit.

Die Verordnung, in deren Eingang man sich, um die Maßregel nicht als Neuerung erscheinen zu lassen, auf ein Rescript vom 15. December 1810 bezog, besagte: „wo die Volkssprache dänisch ist“ — hvor det (danske Sprog) tales af Folket — und hätte man diese Beschränkung eingehalten, so wäre von Ungerechtigkeit nur insofern zu sprechen gewesen, als die ungeheure Mehrzahl der Bewohner selbst der vorwiegend plattdänisch oder wie man hier sagt rabendänisch redenden Districte, wenn man sie gefragt hätte, auf das Entschiedenste gegen die Maßregel, die ihnen eine nutzlose und dem dänischen Schleswiger fast ebenso unverständliche Sprache

als die hochdeutsche zur Bildung und Erbauung vorschrieb, Verwahrung eingelegt haben würde.

So meinte man aber mit dem „ist“ in jener Verordnung eigentlich oder zugleich ein „war“, d. h. man schlug zu den Bezirken, wo wirklich noch das dänische Patois gesprochen wird, auch die, wo nur noch eine oder zwei Familien oder gar nur einige auf Zeit aus Jütland eingewanderte Dienstboten dasselbe redeten, ja selbst eine Anzahl von Kirchspielen, wo seit Menschengedenken oder doch seit mehreren Jahren keine Seele mehr jenes Halbdänisch, geschweige denn die Schriftsprache verstand.

Statt sich an die Wirklichkeit zu halten, stützte man sich auf die Phantasien der kopenhagener Schwärmer, und statt die Gemeinden zu fragen, wo es sich um ihre heiligsten Interessen handelte, schloß man ihnen, wenn sie ungefragt sich gegen die Lüge erklärten, die ihnen eine dänische Zunge einsetzte, mit Drohungen und wo die nicht halfen, mit Strafen den Mund. Und was hat man mit den Drohungen und Verlockungen, was mit den Strafen der Patrioten und den Belohnungen der wenigen Apostaten erreicht? Die nächsten Briefe werden zu den schon in den vorigen gelieferten Materialien für eine Antwort noch eine Auswahl anderer bringen. Gewonnen für das Dänenthum ist bis jetzt durch die Maßregel niemand, abgeschreckt von ihm Mancher, eingeschüchtert der Eine und der Andere, tiefgebeugt, wenn auch nicht gebrochen, beinahe jeder der von ihr Betroffenen.

Dreizehnter Brief.

Bevor ich das, womit der letzte Brief schloß, weiter zu entwickeln versuche, muß ich noch einmal auf das Verhältniß von dänischer und deutscher Volkssprache zur Kirchen- und Schulsprache im Herzogthume Schleswig zurückkommen und zu dem Ende zuvörderst Einiges von dem bereits Gesagten wiederholen.

Es wurde dort gezeigt, bis wie weit vom Volke im täglichen Verkehr nur plattdeutsch, nur friesisch und nur plattdänisch geredet wird, und es wurde der in der Mitte zwischen den Anglern und Friesen gelegenen Kirchspiele gedacht, in denen man theils plattdeutsch, theils plattdänisch spricht. Es wurde ferner angedeutet, daß vor 1851 in allen diesen Gegenden bis dahin, wo die Volkssprache ausschließlich die plattdänische ist, (ihre ungefähre Grenze wurde durch eine Linie vom Flensburger Meerbusen bis Tondern bestimmt) die Schul- und Kirchensprache von alter Zeit her die hochdeutsche war. Vorzüglich dieser Umstand wird hier näher zu erörtern sein.

Die Zahl der Friesen, welche unter sich ihren alten Dialekt noch gebrauchen, beläuft sich auf etwa dreißigtausend.

Ausschließlich platt- oder hochdeutsch reden im täglichen Verkehr circa 170,000 Schleswiger. Plattdeutsch und plattdänisch zugleich wird auf der hohen Geest in dem Striche zwischen Angeln und dem Friesenlande, der Linie, welche die Schleswig-Holsteiner am Tage der Schlacht bei Idstedt inne hatten, und der oben angegebenen zwischen Tondern und Flensburg gesprochen, und zwar überwiegt ersteres in den meisten Dörfern, welche südlich von der Straße zwischen Flensburg und Husum liegen, bedeutend, und Dasselbe ist

in den nordangelnschen Kirchspielen da der Fall, wo überhaupt von einer gemischten Volkssprache noch die Rede sein kann.

Nördlich von der Flensburg-Husumer Straße dagegen herrscht das Plattdänische vor, bis es noch weiter oben allmählig die einzige Sprache wird, deren das Landvolk vollkommen mächtig ist.

Legen wir demnach den Accent auf die Volkssprache, so ist ganz Nordschleswig mit Ausnahme der Städte, wo das Deutschthum in dieser Beziehung ein reichliches Drittel der Einwohner beanspruchen kann, als dänisch zu bezeichnen. Rechnen wir nun, wie wir müssen, die Bewohner der Gegenden, wo das Dänische die alleinige Umgangssprache ist, zu ungefähr 140,000, und zählen wir dazu die 20,000 Seelen der Striche, in denen es überwiegt, so bleiben für die alleinherrschende oder doch wesentlich überwiegende deutsche Sprache von den 370,000 Einwohnern des Herzogthums gegen 210,000. Soll aber, wozu keine Veranlassung ist, das Friesische als Sprache für sich, nicht als bloße Mundart gelten, so verhalten sich in Schleswig demungeachtet die Dänen zu den Deutschen nur wie 16 zu 18.

Hielt man vor der Erhebung die hier angegebenen Grenzen der Volksidiome mit denen der Kirchen- und Schulsprache zusammen, so ergab sich, daß das Deutsche als Sprache der Erbauung und des Unterrichts beträchtlich weiter reichte, als wo das Plattdeutsche die alleinige Herrschaft im Hause und im täglichen Verkehr behauptete, nämlich zuvörderst über das Land der Nordfriesen und sodann über die Geestdistricte, wo die Bewohner sowohl plattdeutsch, als plattdänisch reden. Daraus erwuchsen hin und wieder einige Uebelstände, die zwar von keiner großen Erheblichkeit waren, aber dennoch eine Aenderung rechtfertigten, wofern die von ihnen Betroffenen selbst Abhülfe verlangten.

Das Friesische ist nie Schriftsprache geworden. Es gab niemals eine friesische Bibel, niemals ein größeres friesisches Buch, und als die Reformation das Lateinische aus der Kirche verwies und Schulen schuf, zog zunächst das Niederdeutsche und von der Mitte des siebzehnten Jahrhunderts an das Hochdeutsche als Sprache der Predigt, des Kirchengesanges und des Unterrichts ein, ohne daß sich

— man müßte denn einige halbunzurechnungsfähige Frisomanen der neuesten Zeit für anhörenswerth halten wollen — eine Stimme darüber beschwert hätte.

Einigermaßen anders verhielt es sich mit den Geestdistricten, wo die Volkssprache gemischt ist, und wo gleichwohl das Hochdeutsche in die Kirchen und Schulen eingeführt worden war. Hier war für die plattdänisch Redenden eine Schriftsprache da, und daß dieselbe für sie nicht gebraucht wurde, konnte für ein Unrecht angesehen werden. Ein Blick auf den thatsächlichen Verhalt der Dinge indeß wird zeigen, daß es damit sehr wenig auf sich hatte.

Man hat darauf hingewiesen, daß die Kinder hier zum Theil eine fremde Sprache zu lernen hatten, wenn sie den Schulunterricht benutzen wollten. Wo dies aber der Fall war, konnte es zunächst als keine viel härtere Zumuthung gelten, als die, welche im Süden und Westen des Herzogthums an die Kleinen gestellt wurde. Die friesischen Dialekte, welche hier, die plattdeutschen, welche dort zur Schule mitgebracht wurden, um gegen Hochdeutsch umgewechselt zu werden, sind Mundarten, die sich von unsrer Schriftsprache fast so sehr unterscheiden, als das südjütische Dänisch, und war, wenn die rabendänisch Redenden sich das Hochdeutsche aneignen sollten, die aufzuwendende Mühe etwas größer, als wenn sie Schriftdänisch gelernt hätten, so war auch der Vortheil, der damit verbunden war, größer und zwar ganz unverhältnißmäßig größer. Das wußten die Bauern, und das begriffen sie immer mehr, je lebendiger in ihnen das Bewußtsein wurde, daß sie vom Süden ihren Hauptgewinn zogen. Sie begriffen, daß die Erlernung des dänischen Idioms, welches Schriftsprache geworden ist, ein Erwerb von äußerst zweifelhaftem Werthe sein würde, während das Hochdeutsche von Jahr zu Jahr unentbehrlicher wurde und folglich für das Leben eine sehr schätzenswerthe Mitgabe war. Wie sie darüber dachten, haben die Verhandlungen ihrer Vertreter in der schleswigschen Ständeversammlung gezeigt, wo die Mehrzahl selbst der nordschleswigschen Deputirten für größere Verbreitung der deutschen Sprache sich erklärte. Wie sie noch jetzt darüber denken, wird in der Folge dargethan werden.

Nach dem Süden muß man gehen, wenn man sein Glück

machen will, ist eine Ansicht, die man in ganz Nordschleswig, ja sogar in Jütland sich selbst von den ärmsten Leuten wiederholen lassen kann. Wer aber nach Südschleswig, nach Holstein oder gar nach Hamburg will, um dort zu leben und zu verdienen, der muß die Sprache verstehen, die im Bereiche dieser Ideale der nord- und südjütischen Landleute die allein herrschende ist, anderer hierher bezüglicher Vortheile der Kenntniß des Hochdeutschen nicht zu gedenken.

An höhere Dinge, z. B. an die Verwandtschaft und Zusammengehörigkeit der „kartoffeldänisch" redenden Schleswiger mit den vornehmen Leuten in Kopenhagen, dachte man niemals, oder wenigstens nicht eher, als bis die skandinavische Propaganda ihre Umtriebe begann, wo denn auch in den gemischten Districten hin und wieder ein fanatischer Pastor oder Schulmeister einige kleine Bauern oder eben eingewanderte Jütländer zur Unterzeichnung einer Petition wegen der himmelschreienden Unterdrückung der dänischen Sprache (natürlich der Schriftsprache, die man weder kannte noch bedurfte) zu bereden wußte. Die Gebildeteren und Einsichtigeren unterschrieben fast niemals.

Man wußte das in Kopenhagen, mußte das wissen. Aber man wußte zugleich, daß sich auf diese Weise das Deutschthum fortwährend mehr Terrain eroberte und auf dem eroberten fester begründete. Die Abstimmungen der Stände und später der Krieg hatten sattsam gezeigt, wie groß die Sympathien der „Danske Holsteenere" *) für Deutschland, wie gering sie mindestens für Dänemark waren. Der Krieg endete mit dem Siege der Dänen, und jetzt schien es Zeit, dem weiterrückenden Deutschthum Halt zu gebieten.

Hätte man in Nordschleswig, wo die Kirchen- und Schulsprache mit Ausnahme der Städte stets dänisch geblieben war, auch die dänische Gerichtssprache eingeführt, hätte man sodann in denjenigen Districten Mittelschleswigs, die vorhin als gemischte anerkannt wurden, die Bevölkerung aufgefordert, sich zu erklären, ob sie dem Dänischen in der Kirche und Schule mehr Rechte eingeräumt wissen wolle, als bisher, so würde man, um billig zu sein, darin wenigstens einen erlaubten Schritt sehen müssen. Die Herren in Kopenhagen

*) So bezeichnet der Inseldäne und Jüte sehr charakteristisch die Stammgenossen in Schleswig.

verfuhren anders. In ihrer Angst vor dem deutschen Wesen und in ihrer Abhängigkeit von der nationalen Partei wollten sie nicht blos einen Mißstand ausgleichen, sondern ihn zugleich rächen, nicht blos einen Besitz sichern, sondern auch erobern. Man fragte keineswegs das schleswigsche Volk, für dessen Recht man sorgen zu wollen vorgab, sondern die Partei, welche die kopenhagener Märzrevolution gemacht, die von derselben aufgestellten Ansichten, die von ihr in den Vordergrund geschobenen Politiker um Auskunft und handelte nach dem hierauf gegründeten Plane mit der äußersten Rücksichtslosigkeit.

Ich habe bisher nur die vorwiegend plattdänischen, nicht die vorwiegend plattdeutschen Dörfer jener gemischten Districte im Auge gehabt, und angedeutet, daß erstere, wofern sie vor Erlaß des Sprachedicts um ihre Meinung befragt worden wären, sich unzweifelhaft gegen die Neuerung erklärt haben würden, da sie ihnen nutzlos erscheinen mußte. Ein Vergleich des Begriffes „gemischt" ferner mit dem Inhalte jenes Rescripts und dem Verfassungsparagraphen von der Gleichberechtigung der Sprachen im Herzogthume zeigt, daß sie schon für die wirklich gemischten Bezirke namentlich in Betreff der Schulen zugleich eine ungerechte war. Hätte man den genannten Districten auch keine Stimme in einer Angelegenheit gestattet, die sie so nahe anging und in der sie so sehr für das Alte waren, so würde eine einigermaßen rücksichtsvolle Regierung zum Allermindesten beiden Sprachen eine gleiche Anzahl von Unterrichtsstunden zugewiesen haben. Das dänische Gouvernement aber octroyirte einen Unterrichtsplan, nach welchem alle Lectionen mit Ausnahme von vier Stunden wöchentlich in dänischer Sprache zu geben waren, und schickte Lehrer, welche in jenen vier deutschen Stunden mehr verdarben als nützten — Alles natürlich in majorem Daniae gloriam.

Das ist indeß noch nicht das Schlimmste. Man begnügte sich nicht mit den wirklich gemischten Districten, sondern zog nach Sprachkarten, welche, von fanatischen Dänen entworfen, ein gutes Bild der Nationalitätenvertheilung vor dreißig, ja vor sechszig Jahren darstellten, mit den gegenwärtigen Zuständen aber nichts gemein hatten, auch solche Kirchspiele in das Bereich der beabsichtigten Danisirung, in denen

von einer gemischten Bevölkerung nur in dem Sinne die Rede sein könnte, wie etwa von der Stadt Schleswig, wo sich neuerdings zwei kopenhagener Kaufleute niedergelassen haben. Ja man ist im Begriff, selbst über diese Sprachkarten hinauszugreifen, und in Kirchen und Schulen von Dörfern das Dänische einzuführen, wo sich nicht einmal ein dänischredender Einwanderer befindet*), und es ist durchaus nicht unwahrscheinlich, daß man demnächst daran gehen wird, den Begriff der gemischten Districte bis an die Schlei und das Dannewerk auszudehnen.

Mehr als dreißigtausend Menschen waren auf diese Weise um ein nützliches Bildungsmittel gebracht, mehr als fünfzigtausend in ihren heiligsten Rechten gekränkt. Die Religion, die Sittlichkeit, die Bildung sahen sich eines leidigen nationalen Gelüstes halber auf das Gefahrvollste bedroht. Eine selbst den rabendänisch Redenden nur zum kleinsten Theile verständliche, den Plattdeutschen völlig fremde Sprache sollte zur Erbauung dienen und zwar ganz plötzlich, ohne irgendwelche Vorbereitung, par ordre de Mufti. Es war an den meisten Orten in der That genau so, als ob man die lateinische Messe wieder eingeführt hätte.

Die Dänen können das nicht leugnen, und sie haben in der letzten Zeit sich darauf beschränkt, die Maßregel theils als nothwendig für das Wohl des Staats, theils als gerechte Vergeltung darzustellen für die Art, wie das Deutsche hier eingedrungen sei.

Den ersten Grund können wir auf sich beruhen lassen, da das Wohl des Staats Dänemark für uns ziemlich gleichgültig ist. Indeß mag der Gemeinplatz hier am Orte sein, daß ein Staat, der sich auf Unrecht gründen muß, ein Haus auf Sand gebaut ist.

In Betreff der gerechten Vergeltung aber dürfte bemerkt werden

*) Als Beispiel sei nur Gelting in Angeln angeführt, ein Kirchspiel, von dessen 3240 Einwohnern vor vier Jahren schon kein Einziger mehr dänisch sprach, (nur der Müller, der Lootse, der eingewanderte Färber und ein altes Ehepaar verstanden es noch), und welches in Folge dessen selbst auf der Karte, die Professor Allen seiner im exaltirt dänischen Style geschriebenen Abhandlung: „Ueber Sprache und Volksthümlichkeiten im Herzogthum Schleswig oder Südjütland" beigab, als deutschredend bezeichnet ist.

können, daß, zugegeben, die deutsche Sprache sei den Mittelschleswigern vor vier Menschenaltern hin und wieder mit Gewalt aufgenöthigt worden *), dasjenige, was im Jahre 1700 erlaubt schien, einer Regierung des Jahres 1851 nicht mehr als Recht erscheinen, geschweige denn Recht sein kann. Schließlich aber und abgesehen von der moralischen Seite der Sache, dürfte es sich fragen, ob das, was der Große sich gestattet hat, auch dem Kleinen allenthalben wohlansteht. So wenigstens würden die dänischen Politiker sich gefragt haben, wenn sie in ihrer Eitelkeit nicht über die Unterschiede in völliger Verblendung lebten.

Ich wende mich jetzt zu den von jenen Maßregeln Betroffenen. Daß sie mannhaften Widerstand leisten würden, war nach dem Obigen vorauszusagen. Und sie haben ihn nach Kräften geleistet. Selbst dänischredende Kirchspiele sahen in dem Edict kein Geschenk, sondern die Entfremdung eines liebgewordenen Besitzes. Die vorherrschend oder vollständig deutschen aber erblickten in demselben einen Raub, begangen an der Hälfte ihrer sonntäglichen Erbauung und an der Bildung ihrer Kinder, welche die dänische Schriftsprache lernen mußten, um sie wieder zu vergessen. Man richtete, wo dies von den Beamten nicht durch Drohungen hintertrieben wurde, mehr oder minder entschiedene Vorstellungen an das Ministerium, zeigte den wahren Stand der Verhältnisse, entkräftete jede mögliche andere Behauptung, gab das hellste Licht über die Stimmung der Bevölkerung, widerlegte die Ansicht, daß die Neuerung den Wünschen derselben entspreche, ihr wenigstens gleichgültig sei, bat, flehte und protestirte. Es war Alles umsonst! Entsittlichung des Volks, Beeinträchtigung des Unterrichts, Verminderung, Aufhören des Kirchenbesuchs? Einerlei! — Wunsch der ungeheuren Mehrzahl? Tiefer Haß? Betrübte, gebeugte Mutterherzen? Gleichviel! — „Wir kennen das alles", ließ sich der Etatsrath Regenburg, einer der Hauptbeförderer des schmachvollen Treibens, vernehmen; „es werden eine, vielleicht auch zwei Genera-

*) Dies kann nur von der hochdeutschen gelten, welche durch den Superintendenten Kloß im ersten Viertel des siebzehnten Jahrhunderts in mehreren Kirchen an der Stelle der plattdeutschen eingeführt wurde. Dänisch ist wenigstens in Angeln niemals gepredigt worden.

tionen dabei zu Grunde gehen. Aber sei es. Das Wohl des Staats erfordert es, und wir werden es durchsetzen."

Darnach handelte man, und Deutschland, welches sich in die rührendsten Klagen ergossen, als die von Kaiser Nicolaus getroffenen Maßregeln zur Russificirung der polnischen Jugend bekannt wurden, Deutschland, dessen Presse für alle unterdrückte Nationen unter der Sonne, die Italiener, die Griechen, die indianischen Rothhäute und die Phantasie-Neger der Frau Beecher-Stowe ein fühlend Herz an den Tag gelegt hatte, Deutschland, dessen Regierungen mit ihrer Zustimmung zu dem Vertrage, der die Angelegenheit Schleswig-Holsteins ordnen sollte, sicher nicht blos die Rechte der dänischen Majestät, sondern auch die des deutschen Volks in den Herzogthümern wahren wollten — Deutschland begnügte sich auch dann noch, als das nordische Gespenst nicht mehr drohen konnte, mit einigen schwachmüthigen, bald verhallenden Stoßseufzern in der Presse. Der Traum von deutscher Einheit und Größe war wieder einmal ausgeträumt. Auch die deutschen Interessen, die deutsche Bruderhand im Norden schienen Manchem ein Traumbild. Man konnte fast meinen, wieder in die gute alte Zeit zurückverschlagen zu sein, wo nicht die Schlechtesten der Ansicht waren, das deutsche Volk habe keine andere Kraft in politischen Dingen, als die vis inertiae und keine andere Mission, als die, mit der Friedenspfeife im Munde den Wissenschaften obzuliegen, ästhetische Thees zu veranstalten und durch das Perspectiv schüchterner Zeitungen gelegentlich zuzusehen, wie andere Nationen Geschichte machen und groß und mächtig dabei werden.

Wir wissen, daß dem nicht völlig so war, daß es nicht blos die Erschlaffung des Volks, ja daß es diese weniger war, als die Ungunst der Verhältnisse und — Sie werden mich verstehen, verehrter Freund, wenn ich mir erlaube, statt fortzufahren, lieber eine Stelle aus Macaulay zu citiren. Indem dieser tiefe Kenner der Menschen und der Geschichte auf den Unterschied zwischen den Staatsmännern, welche nach Perioden großer Umwälzungen regieren, und denen, welche bei jenen Bewegungen eine Rolle gespielt, zu sprechen kommt, sagt er: „Die Naturkundigen lehren uns, daß Hitze die Luft verdünnt und Verdünnung der Luft Kälte erzeugt. So bringt Eifer Revolutionen

hervor, und Revolutionen nehmen den Menschen den Eifer. Gleichviel wie es mit der natürlichen Begabung und dem Muthe der Politiker sich verhalten mag, von denen wir reden, sie werden beinahe stets durch eine eigenthümliche Leichtfertigkeit, durch eine besondere Unbeständigkeit, durch die gelassene, gleichgültige Weise, mit der sie die ernstesten Fragen ansehen, durch ein Geneigtsein, sich in Betreff der Wahl ihres Weges der Leitung des Glücks zu überlassen, durch die Ansicht, daß die eine Wendung der öffentlichen Angelegenheiten ungefähr so gut wie die andere, und durch die feste Ueberzeugung bezeichnet, daß es weit besser sei, der Miethling der schlechtesten Sache, als der Märtyrer der besten zu sein."

Macaulay spricht von Politikern des siebzehnten Jahrhunderts. Aber ich meine, er hätte nur wenige Striche an diesem Charakterbilde anders zu machen gebraucht, wenn er uns gewisse Staatsmänner der Gegenwart hätte schildern wollen.

Ich kehre von den Avataren jener englischen Politiker zu meinen Mittelschleswigern zurück. Sie waren unter so bewandten Umständen auf sich angewiesen. Man hätte sie nicht anklagen können, wenn auch im Bereiche ihres Dichtens und Trachtens eine solche Luftverdünnung sich kund gegeben, und wenn sich die Mehrzahl von ihnen, an weiterem Widerstande verzweifelnd gefügt hätte. Es mochte hart sein, zu Maßregeln zu schweigen, die deutschen Eltern dänische Kinder geben und damit das Band der Familie zu Gunsten eines Staats zerreißen sollten, welcher bei der nächsten großen Erschütterung doch zerfallen muß. Es mochte schwer sein, sich mit einer Neuerung zu versöhnen, welche frommen Gemüthern sechsundzwanzig Sonntage aus ihrem Kalender strich. Dennoch hätte man sich nicht sehr wundern dürfen, wenn diese Bauern dem Zwange, der mit allen denkbaren Mitteln auf sie ausgeübt wurde, endlich gewichen wären. Sie sind nicht gewichen. Haben sie es als unnütz aufgegeben, zu handeln, so haben sie dafür bis heute mit der äußersten Zähigkeit auf passivem Wege die Wirksamkeit jener Maßregeln gehindert, und so hat Dänemark bis zu dieser Stunde mit aller seiner Energie wenig mehr erreicht, als den eiteln Schein des Sieges.

Sogar in den Gemeinden, wo die Volkssprache vorwiegend dänisch ist, wurde im Stillen der Beschluß gefaßt, den neumodischen

Gottesdienst in der Sprache Kopenhagens nicht zu besuchen, wurden die Kinder, wo es sich thun ließ, durch deutschredende Hauslehrer unterrichtet oder nach Holstein zur Erziehung geschickt, wurden sie wenigstens dadurch, daß die Eltern sich im Hause so gut als möglich hochdeutsch, statt plattdänisch unterhielten, an die deutsche Sprache gewöhnt. So, um nur einige Beispiele anzuführen, in Klixbüll an der Grenze der friesischen Geest, wo es dem Pastor am letzten Pfingsttage trotz wiederholter persönlicher Einladungen nicht gelingen wollte, mehr als zehn Zuhörer zum dänischen Gottesdienste zusammenzubringen, und wo es Sitte geworden ist, die Kinder durch Geldgeschenke zum Deutschreden aufzumuntern. So in dem gleichfalls viel plattdänisch redenden Geestdorfe Gath. So ferner in dem großen Flecken Leck, wo außer Prediger, Gensd'arm und Küster (ein im Munde der Bauern untrennbares Kleeblatt) nebst deren Familien niemand den dänischen Sonntag feiert, und so in mehreren benachbarten Dörfern, wo es geradezu komisch klingt, wenn Leute, die im gewöhnlichen Verkehr sich der dänischen Sprache bedienen, das Wort „Däne" als Schimpfnamen gebrauchen. So in Jördel, wo am ersten Weihnachtsfeiertage 1854 niemand in der Kirche war, und so endlich in Wanderup, wo der Pfarrer die Schuljugend durch Androhung der Ruthe in die dänische Predigt jagen mußte.

Geschieht Derartiges schon in fast ganz dänischen Gemeinden, so ist der Widerstand in den deutschen begreiflicherweise ein noch eifrigerer und hartnäckigerer, und hier sind es die meisten Kirchspiele Angelns, welche allen andern vorangehen. Die Angler sind Deutsche geworden, sie wollen es bleiben und sie werden es bleiben. Ein Andres dagegen ist es mit einer andern Eigenschaft des wackern Volkes, welche oben als eine besonders hervortretende bezeichnet wurde. Ich meine den kirchlichen Sinn und die aufrichtige Gottesfurcht, welche ihm in seiner Mehrzahl von allen, die es kannten, ehedem nachgerühmt wurden. Diese Eigenschaften sind allerdings, wie schon in einem frühern Briefe bemerkt wurde, auf das Schwerste bedroht, wo nicht schon untergraben.

„Gab es eine Zeit," sagt der verdiente Jensen in seinem Versuch

einer kirchlichen Statistik des Herzogthums Schleswig *) jedenfalls mit besonderer Rücksicht auf Angeln, wo er Pastor war, „gab es eine Zeit, wo hie und da allerdings die Kirchlichkeit abnahm, wo nicht ohne Grund geklagt wurde, die Kirchen stünden leer, die Altäre verlassen, wo an Orten vor drei, vier Zuhörern ist gepredigt worden, wo höhern Orts vorgefragt wurde, vor wie wenigen ein Prediger zu predigen verpflichtet sei, auch Fälle vorkamen, daß, weil gar keine Zuhörer waren, die Kirchthüren mußten wieder geschlossen werden, so muß man sich freuen, sagen zu können: es gab eine solche Zeit, sie ist nicht mehr."

Hätte der Verewigte sein Buch fünfzehn Jahre später schreiben sollen, so würde er anders gesprochen, würde er im Tone der ecclesia pressa, nicht der ecclesia triumphans sich geäußert haben. Es war in Angeln eine solche übelbestellte Zeit gewesen, als das Sprachedict erschien. Wackere Geistliche hatten sie, die im Volke liegenden religiösen Elemente entwickelnd, allmählig verbannt. Die dänische Regierung rief sie wieder zurück, und wenn man obige Klagen aus dem Perfectum ins Präsens überträgt und statt von einigen Gemeinden Angelns von den meisten der im Rayon jenes Edicts inbegriffenen spricht, so wird man eher zu wenig als zu viel behaupten.

„In den letzten zwei Jahrzehnten", fährt Jensen fort, „hat sich die Kirchlichkeit vielerwärts gehoben, wo sie verfallen war. Und an sehr vielen Gemeinden ging jene Zeit (die des vulgären Rationalismus der Theologen) vorüber, ohne störend oder zerstörend einzuwirken. Die Gemeinden sind zahlreich, wo kein einziges Glied sich ausschlösse von der kirchlichen Gemeinschaft, wo keiner oder selten einer sich findet, der an der Abendmahlsfeier nicht theilnähme, wo Hausandachten nicht fehlen und durchgängig Ehrfurcht vor dem Heiligen herrscht. Es giebt Gemeinden, wo man seit Jahren von keinem Verbrechen gehört hat, wo in Jahren kein uneheliches Kind geboren worden ist, wo, wenn etwas vorfällt, das gegen Zucht und Sitte verstößt, die öffentliche Stimme sich entschieden dagegen ausspricht, wo man mit Ernst darnach trachtet, ein stilles und geruhiges Leben zu führen in aller Gottseligkeit und Ehrbarkeit."

*) Erschien 1840 zu Flensburg und giebt auch über andere als kirchliche Dinge manche schätzenswerthe Auskunft.

Ein schönes Zeugniß von der Vergangenheit Angelns, fürwahr! Von der Gegenwart gilt es nur zum kleinsten Theil noch. Der Wind, der die dänische Predigt in's Land wehte, hat die besten Blüthen jener Jahre, auf welche die Ernsteren im Volke wie auf ein goldenes Zeitalter zurückblicken, vielleicht auf immer geknickt, und nur entschiedene Feinde aller Religionen und Kirchen können die jetzigen Zustände mit Befriedigung betrachten.

Ich habe in einem andern Zusammenhange gesagt, daß ein guter Theil der Schuld davon auf die Rechnung der Geistlichen zu schreiben ist, welche an die Stelle der vertriebenen Prediger getreten sind, und ich habe dies jetzt zu erklären und mit weitern Beispielen zu belegen.

Von welcher Art manche von den neu eingesetzten deutschen Pfarrern sind, wurde bereits gezeigt. Hier nur noch einen Beitrag zu ihrer Charakteristik.

In einem Orte Südangelns befindet sich ein Pastor, der sich zunächst nur durch Patriotismus im dänischen Sinne, durch ein vulgär rationalistisches Bekenntniß und durch den Eifer auszeichnete, mit welchem er für die „Wissenschaft" des Tischrückens Proselyten zu machen suchte. Das Schicksal wollte, daß zu der Berühmtheit, die er sich dadurch erwarb, noch ein drittes Moment hinzutreten sollte.

Ein Herr vom Adel, der auf einem Gute in der Nähe jenes Orts wohnt, wollte ein Kind taufen lassen, wendete sich zu dem Zwecke an Se. Hochwürden und bestellte die Handlung auf zehn Uhr Morgens. Die Pathen waren versammelt. Wer aber nicht erschien, war der Pastor. Man hatte ihm keinen Wagen geschickt — weshalb, ist gleichgültig; genug, daß er es wissen konnte. Man wartete mehrere Stunden. Endlich kam der geistliche Herr, wie es schien, höchlich entrüstet. Mit verdroßner Miene sprach er einige einleitende Worte, sagte, es sei die Absicht „das Kind dem darzubringen, der auf Golgatha war", bemerkte, daß dazu der Glaube erforderlich sei und begoß dann das Kind, ohne die Taufformel zu sagen, drei Mal mit Wasser, worauf er den Wunsch äußerte, die Handlung möge dem Kinde zum Vortheil gereichen, und sich dann, wie er gekommen, entfernte. Die Pathen sahen sich erstaunt an, und der Vater des Kindes setzte sofort eine Klage an das Visitatorium auf, in welcher er auf Vollziehung

einer ritualmäßigen Taufe drang. Das Visitatorium vernahm hierauf den Pfarrer, und dieser behauptete sub fide pastorali, er habe die betreffende Formel ausgesprochen, die Taufzeugen seien aber betrunken gewesen, hätten während der Handlung sehr weit vom Täufer gestanden und möchten deshalb sowie weil er bei der Ceremonie etwas Wasser verschüttet, die Worte überhört haben. Es konnte darauf vom Kläger nachgewiesen werden, daß man in den drei Stunden des Wartens vor der Taufe nicht mehr als eine halbe Flasche Wein (und zwar auf mehrere Personen vertheilt) getrunken, daß man bei der Ceremonie des engen Zimmers wegen nur zwei Schritt vom Täufer entfernt gewesen und daß von einem so heftigen Geplätscher, wie es der Herr Pastor verursacht haben wolle, schon darum nicht die Rede sein könne, weil die Dielen mit einem doppelten Teppich belegt gewesen seien. „Gesetzt aber den Fall", würde der Beweis haben schließen können, „wir wären betrunken gewesen, hätte dann die Taufe vollzogen werden dürfen?"

Es konnte kein Zweifel sein, wer hier die Wahrheit angegeben. Andrerseits aber nahm man Anstand, dem „gutgesinnten" Geistlichen zu nahe zu treten. Endlich half man sich aus dem Dilemma damit, daß man einen Bescheid ausfertigte, in dem es hieß, da der Pastor behaupte, das Kind ritualmäßig getauft zu haben, der Vater sich jedoch damit nicht beruhige, so sei dem Propst aufgegeben, das Kind nochmals zu taufen.

Dies geschah denn auch. Die Bauern aber sind so hartnäckig, daß sie dieses Urtheil für kein salomonisches halten und den Propst ganz ungescheut als Wiedertäufer bezeichnen. Daß die weltlichen Mitglieder des Visitatoriums so entschieden, ist begreiflich, wenn auch nicht gerechtfertigt. Daß der Propst einstimmte, ist unbegreiflich. Er mußte nach der gewöhnlichen Logik entweder die Bestrafung des Pfarrers als eines Geistlichen, der sub fide pastorali gegen besseres Wissen gesprochen, verlangen und nochmals taufen (der einzig gerechte Weg) oder die Klage als unbegründet ansehen und jede zweite Taufe verweigern. Aber freilich, nicht blos das Recht und der kirchliche Brauch, sondern auch die Logik leidet hier Gewalt, wenn sich das Dänenthum in eine Frage mischt.

Ueber die Geistlichen der Striche, welche zu den sogenannten

gemischten Districten gerechnet werden, muß ich ausführlicher sein. Sie sind der Mehrzahl nach Dänen, und da ich von ihnen so ungemein viel Unglaubliches vernahm, Alles aber als begründet dargestellt wurde, so suchte ich bei Kennern der Zustände in Kopenhagen eine Vermittelung der Widersprüche. Das Folgende ist die Quintessenz der Auskunft, welche ich erhielt.

Vielleicht in keinem Lande Europas hat eine so gründliche Zersetzung der Elemente des kirchlichen Lebens stattgefunden, als in Dänemark, und vielleicht an keiner Universität hat die Theologie eine solche Fäulniß ergriffen als an der zu Kopenhagen. „War die Wissenschaft," schreibt mir einer von meinen Berichterstattern, „in Deutschland ein läuterndes Feuer für die Kirche und ihren Glaubensbesitz, so ist sie den Dänen nach dieser Beziehung eine verzehrende Flamme geworden, und was ihnen vom Christenthum blieb, verquickte sich mit dem nationalen Fanatismus zu einer ungeheuerlichen, beinahe lächerlichen Mißgestalt."

Die Erklärung hiervon liegt im Folgenden. Die dänischen Theologen zerfallen in zwei Hauptschulen, eine ältere und eine jüngere. Martensen (beiläufig ein Schleswiger) mit seinem geschickt verborgenen leidlich orthodoxen Eklekticismus, seinem aus Jacob Böhme und Schelling, Dorner und Liebner, Rothe und Thiersch zusammengetragenen, wenig Eigenes bietenden, nur durch glänzende Form und geschickte Gruppirung blendenden Systeme hat eine verhältnißmäßig nicht starke Partei. Die meisten ältern Geistlichen schwören auf die Worte des Hegelianers Clausen und seinen öden gemüthlosen Rationalismus, und die meisten jüngern schaaren sich um die Fahnen eines danisirten Christenthums, welche der alte Grundtvig aus Blättern der Edda und der Bibel zusammengeheftet hat. Den ersteren ist eine Pfarrstelle im Grunde nichts als eine Versorgung, den letzteren nichts als eine Gelegenheit, die Einbildung des kleinen Dänemark, es sei groß, zu nähren und zu steigern. Sie werfen — wie selbst D. Rudelbach, der frühere Freund Grundtvigs, neulich geklagt haben soll — in ihrer Aufgeblasenheit und ihrem glühenden Haß gegen alles, was deutsch ist, die Bekenntnißschriften der Kirche fort, weil Luther das Unglück hatte, kein Däne

zu sein. Das dänische Volk ist ihnen Alles; es brauche, sagen sie, in kirchlicher wie in politischer Weise nur sein eigenstes Wesen auszugestalten, um herrlich zu sein vor Allen, sein Ruhm gilt ihnen mindestens ebenso viel als der Ruhm Christi, und es ist in der That fast zu verwundern, daß sie die letzte Consequenz dieses fratzenhaften, an Monomanie streifenden Nationalstolzes noch nicht gezogen und bei der Anbetung der alten Heidengötter, die ja eben Ausgestaltungen des eigensten Wesens ihres Volkes waren, angelangt sind.

Theilen sich nach dieser Darstellung in die Mehrzahl der dänischen Theologen trockner herzloser Verstand und andrerseits bis zur Tollheit erhitzte Einbildung, so kommen äußere Umstände hinzu, welche gleich wenig geeignet sind, Mustergeistliche in unserm Sinne auszubilden. Zunächst nämlich herrscht in Dänemark ein ungewöhnlich starker Zudrang zu den Universitätsstudien, und sodann wurden diese bis vor einigen Jahren in einer Weise betrieben, bei der nicht so sehr auf die Wissenschaft als auf das Examen und das hinter demselben winkende Amt hingearbeitet zu werden pflegte.

Das Studiren ist in Dänemark wohlfeil. Die Reichthümer der meisten Gelehrtenschulen und die Regenz an der Universität in Kopenhagen, eine Verpflegungsanstalt für arme Studenten, erleichtern es ungemein. Der Nationalfehler, unbegränzte Eitelkeit, veranlaßt viele Eltern, die so gebotene Gelegenheit zu benutzen, um den Sohn über den Stand, in dem er geboren, hinauskommen zu lassen. Die Anzahl der Studirenden in Kopenhagen beträgt durchschnittlich elfhundert, eine ungeheure Anzahl für ein Volk von nicht ganz anderthalb Millionen Seelen. Besonders groß ist das Mißverhältniß in der theologischen Facultät, und während innerhalb des eigentlichen Dänemark jährlich im Durchschnitt etwa fünfzig Vacanzen eintreten, warten mehr als siebenhundert Candidaten der Gottesgelahrtheit Jahr für Jahr auf Anstellung.

Der Bildungsweg dieser Studenten, von denen, wenn wir nicht eine ganz besondere Begabung des dänischen Volks annehmen wollen, die reichliche Hälfte aus mittelmäßigen Köpfen bestehen muß, ist bis vor Kurzem ein solcher gewesen, welcher mit dem, was in Deutschland Studium genannt wird, fast nichts als den Namen

gemein hat. Es wird sehr charakteristisch durch den sprichwörtlich gewordnen Ausdruck: „Laese til Examen og et lille Embede i Jylland" bezeichnet. Für das Examen auswendig lernen, auf das Examen losstudiren und ein Aemtchen in Jütland, ist die Losung der meisten dieser Studiosen. Man strebt, dem Gedächtniß möglichst viel Stoff einzuprägen; um den Geist der Wissenschaft kümmern sich nur die Ausnahmen von der Regel. Das Auswendiglernen, nicht das Begreifen und Durchdringen ist die Hauptsache, und nicht der Professor, sondern der Einpauker ist der Mann, von dem der Student sein Heil erwartet.

Nachdem ein junger Mann, der zum Theologen bestimmt ist (so war es wenigstens bis zur Mitte der vierziger Jahre, und so wurden alle jetzt in Schleswig angestellte dänische Geistliche gebildet) die lateinische Schule durchlaufen und auf dieser die Klassiker aus Blumenlesen kennen gelernt hat, welche die gesetzlich vorgeschriebenen Kapitel oder Bücher enthalten, geht er nach Kopenhagen. In Fleisch und Blut ist ihm von dem Geiste der Alten nichts übergegangen; dagegen hat er einen guten Vorrath von Bruchstücken ihrer Schriftsteller im Gedächtniß. Mit diesem meldet er sich zum Antrittsexamen bei der Universitätsbehörde. Die Prüfung ist nicht schwer zu bestehen, da, wie angedeutet, jeder das Maaß dessen, was gefordert wird, kennt und die Abschnitte der griechischen und lateinischen Autoren, in denen er Bescheid wissen muß, ein für alle Mal dieselben sind.

In dieser mechanischen, nur auf Füllung des Gedächtnisses berechneten Weise geht es dann weiter. Im ersten Jahre studiren die Theologen mit den Angehörigen der andern Facultäten philologische und philosophische Wissenschaften, die sicher vortheilhaft sein würden, wenn nicht am Ende des ersten Semesters sowie am Schlusse des zweiten nochmals ein Examen zu bestehen wäre, bei dem es wieder blos auf ganz bestimmte, durch Auswendiglernen zu gewinnende Kenntnisse ankommt, und nach dem der Student gewöhnlich Philosophie und Philologie an den Nagel hängt, da er in diesen Fächern — ferner kein Examen durchzumachen hat.

Bei der Prüfung giebt es drei Charakter oder Censuren, und da

für jede ein gewisses Quantum Wissen erforderlich ist, so kann jeder Student von vornherein Maßregeln treffen, daß er die eine oder die andere bekommt. Er geht zu einem der Einpauker, die in Kopenhagen sehr zahlreich sind und dort Manuducteure genannt werden. Diese sind alte Candidaten, welche im Besitze von Heften derjenigen Professoren sind, die zu examiniren haben. Der Manuducteur theilt sein Heft in Pensa ab und prägt diese nach einander dem Gedächtniß dessen, der sich ihm anvertraut, wörtlich ein. Ist es schon den Studenten nicht schwer, die wissenschaftliche Richtung, die Eigenthümlichkeiten und Liebhabereien der Examinatoren zu erkunden, so wird dies den Manuducteuren, die in stetem Verkehr mit den Universitätslehrern stehen, noch leichter. Bekannt mit dem Gange der Prüfung, bestreben sie sich, vor Allem ihren Zöglingen das einzuflößen, was der Examinator voraussichtlich fragen wird. Doch giebt es hierin bestimmte Abstufungen. „Wollen Sie auf die erste oder die zweite Censur studiren?" fragt der Einpauker den jungen Mann, der sich bei ihm meldet, und je nach der Antwort, bei der die Börse des Gefragten eine Stimme hat, wird dann mehr oder weniger von dem Wissenschaftsschatze des Manuducteurs auf den Manuducenden übergefüllt. Es ist in der That kaum weniger mechanisch als Weinabziehen, nur daß die Sorte immer dieselbe bleibt.*)

Im zweiten Jahre richtet sich diese Dressur auf die praktische, im dritten auf die theoretische Theologie. In beiden Disciplinen ist wieder eine Prüfung abzulegen. Dann hat das Gedächtniß seine Schuldigkeit gethan, und der Student tritt entweder als laudabilis oder haud illaudabilis oder als non contemnendus in das Heer der nach Versorgung schmachtenden Candidaten ein. Hat er nur die

*) Sehr ausführlich ist dieses Unwesen geschildert in: „Erlebnisse eines schleswigschen Predigers in den Friedens- und Kriegsjahren 1838 bis 1850" von Fr. Petersen. Dort wird folgende bezeichnende Anekdote erzählt. Einem Bekannten des Verfassers begegnete in den Straßen Kopenhagens ein Theolog, der vor dem Examen stand. „Fürchten Sie sich nicht vor der Prüfung?" fragte Jener. — „Wie sollte ich mich fürchten", erhielt er zur Antwort, „ich werde ja für den ersten Charakter manuducirt."

dritte Censur, so ist kaum Aussicht auf ein Levebrød, er müßte denn Verbindungen haben, die ihm zu einer Patronatsstelle verhelfen könnten. In Dänemark sind alle Pfarren nach den drei Graden des Examens in drei Klassen getheilt. Nur ein laudabilis soll eine Predigerstelle erster Klasse, nur ein haud illaudabilis eine der zweiten bekommen. Hat jedoch ein Gutsherr eine gute Pfarre für einen Candidaten bereit, der nur den dritten Charakter zu erlangen vermochte, so braucht er blos bei der dänischen Kanzlei ein Gesuch einzureichen, um seinem Günstling ohne weitere Prüfung vom dritten auf den ersten Examensgrad zu verhelfen. Nichts leichter als das. Wem Gott ein Amt giebt, dem giebt er auch Verstand. Die Kanzlei thut es ihm blos nach, legalisirt die Schenkung blos, und Alles ist in der Ordnung.

Natürlich winken nur Wenigen so günstige Sterne, und selbst das „lille Embede i Jylland" ist ein Artikel, der schwer zu haben ist. Da war es denn für Viele ein Tag des Glücks, als die Nachricht von den massenhaften Absetzungen in Schleswig eintraf und als man erfuhr, die Regierung werde die erledigten Stellen wo möglich mit lauter Nationaldänen ausfüllen. Den Einen war die langersehnte Aussicht auf Anstellung, den Andern die erstrebte Gelegenheit zum Wirken für Dänemarks Ehre und Größe, Einigen beides zugleich geboten. Die eigentlichen Pflichten protestantischer Prediger scheinen der Mehrzahl gleichgültig gewesen zu sein. Der Eine und der Andere mag wohl auch nicht gewußt haben, daß er durch Annahme einer ihm zugewiesenen Pfarre sich verpflichtete, seiner Gemeinde das Wort Gottes in einer andern als ihrer Muttersprache zu predigen und ihr statt als berathender Freund als politischer Gegner entgegenzutreten. Den Meisten war das Verhältniß so bekannt wie irgend jemandem. Die Besseren traten zurück, fast nur die Untauglichen und Gewissenlosen ließen sich durch die fetten Pfründen locken, und der Rest bestand in Fanatikern.

Dem Professor Martensen, der jetzt als Bischof von Seeland der erste dänische Geistliche ist, wurde vor zwei Jahren — vermuthlich, um eine schlechte Sache mit einem guten Namen aufzuputzen —

die Stelle eines Bischofs von Schleswig angetragen. Derselbe ist entschieden dänisch gesinnt, und zwar in dem Maße, daß das Freundschaftsband, welches ihn an den bekannten Superintendenten Nielsen knüpfte, sich, als letzterer sich für das Recht Schleswig-Holsteins erklärt, sofort löste. Dennoch machte er dem Vernehmen nach zur Bedingung seiner Annahme jenes Amtes, daß die Sprachgrenze höher nach Norden gerückt und daß ihm Erlaubniß zur Entlassung untauglicher dänischer Pfarrer ertheilt werde. Beides wurde als nicht in das System passend abgeschlagen, und so lehnte er ab. Um sich über die Stimmung im Lande Aufklärung zu verschaffen, hatte er vor dieser Beendigung der Angelegenheit eine Reise durch die gemischten Districte Schleswigs unternommen, und die Pfarrer, die seinen Zweck wußten oder ahnten, hatten überall Sorge getragen, ihn über die Wirklichkeit zu täuschen, ängstliche und abhängige Leute in die Kirche zu schrecken oder zu locken und die Lücken mit fernher verschriebenen Bekannten und Freunden leidlich auszufüllen gewußt.

Es waren die gemalten Dörfer Potemkins in der Krim, und sie thaten wie damals ihre Dienste, bis der Reisende nach einem Kirchspiel in Angeln kam. Hier traf er unerwartet ein, wie man mir sagt, weil der zweite Prediger, ein Däne, der von dem bevorstehenden Besuche wußte, den ersten in der Hoffnung, derselbe werde sich als Deutscher mit einer dänischen Predigt blamiren, nicht unterrichtet hatte. So hatte der Pastor wie gewöhnlich nur fünf oder sechs Zuhörer. Die Predigt dagegen lief gut ab. Bei Tische suchten später die dänischen Geistlichen die Leere der Kirche mit dem Wetter zu entschuldigen. Der deutsche Pfarrer schwieg dazu. Endlich von Martensen aufgefordert, auch seine Meinung abzugeben, sprach er sich, übermannt von Gefühlen, die auch ängstliche Gemüther bisweilen zum Zeugniß für die Wahrheit nöthigen, offen und ungescheut gegen Jene aus und verhehlte dem Frager nicht, daß ihm bisher wohl allenthalben geflissentlich Sand in die Augen gestreut worden sei.

Martensen dankte ihm, hatte später noch eine Zusammenkunft mit ihm in Flensburg und versprach nach Kräften zu sorgen, daß dem Uebelstande abgeholfen werde. Ob er Wort gehalten, ist nicht

sichtbar geworden. Gewiß ist nur, daß er es verschmähte, Bischof von Schleswig zu werden.*)

Wie aber auch andere achtbare Dänen so denken, mag Folgendes andeuten. Den Hauslehrer eines Freundes bei Schleswig besuchte vor einigen Wochen ein Bekannter aus Kopenhagen, der Candidat der Theologie war. Dem Herrn des Hauses schien diese Eigenschaft nicht recht zu dem Alter des Betreffenden zu stimmen, und er fragte, wie es komme, daß er noch kein Amt habe. „Wir haben in Dänemark zu wenig Stellen und zu viel Candidaten", war die Antwort. „Aber weshalb lassen Sie sich nicht eine Stelle in Angeln geben?" erkundigte sich jener weiter. — „O nein," entgegnete der Däne, dorthin geht blos der Ausschuß unsrer Theologen; wer Ehre im Leibe hat, giebt sich nicht dazu her."

Ganz ebenso sprach sich in Schleswig ein seeländischer Pfarrer von enragirt dänischer Gesinnung aus, nur daß er zur Bezeichnung der Candidaten, welche von den Inseln herüberkommen, das wenig schmeichelhafte Wort „Snavs" (Unflath, Auskehricht) brauchte.

So brachte denn das Verfahren, welches von den Dänen als Sprachreformation dargestellt worden ist, ungläubige, gegen Religion und Kirche wenigstens gleichgültige Geistliche zu einem in der Mehrheit gläubigen Volke, fanatische Dänen zu Leuten, welche deutsch

*) Das gerade Widerspiel von ihm ist der jetzige Bischof Boysen, ein Germanophag der betrübendsten Art, der selbst kleinliche Mittel nicht verschmäht, um die Danisirung zu fördern. Wo er bei deutschen Pfarrern in Nordschleswig visitirte, sprach er mit deren Kindern dänisch und schalt, als sie ihn nicht verstanden: der Herr Pfarrer müsse mit gutem Beispiel vorangehen. In einem Pastorat mißbilligte er es höchlich, daß die Kirchenbücher deutsch geführt wurden. Sie müßten dänisch sein. Umsonst remonstrirte der Pfarrer, sie seien stets deutsch gewesen, es sei kein Gesetz da, welches geböte, sie dänisch abzufassen, im Gegentheil, die Verfassung verkünde Gleichberechtigung der Sprachen. Der Bischof erwiderte ihm mit dürren Worten, er sei doch sonst ein kluger Mann, er müsse auf den Sinn, nicht auf die Worte des Gesetzes sehen, und der Sinn sei dänisch. — Man vergleiche damit, was die Vorrede zum jütischen Low sagt: „Das Gesetz soll sein ehrlich, gerecht und leidlich, nach des Landes Gewohnheit, bequem und nach Nothdurft und deutlich, so daß jeder wissen und verstehen kann, was das Recht sagt, und nicht gemacht oder geschrieben nach Jemandes sonderlichem Willen, sondern nach dem Bedürfniß aller, die im Lande wohnen."

waren und um jeden Preis deutsch bleiben wollten. Welche Folgen das haben mußte, war vorauszusehen. Es wurde aus der Reformation eine Deformation, die in der neuern Geschichte ihres Gleichen sucht. Von welcher Größe diese Deformation nicht blos der Kirche und Schule, sondern des ganzen Volkscharakters ist, soll der nächste Brief an einem der nördlichen Kirchspiele darthun. Für heute sei mir gestattet, an einem kleinen Abenteuer zu zeigen, wie man hier noch immer hofft und auf wen man hofft.

Vor vierzehn Tagen hatte ich mir vorgenommen, mich in den Kirchen von Steinberg, Sterup und Esgrus persönlich nach der Zahl der Theilnehmer am Gottesdienste umzusehen. In dieser Absicht fragte ich auf dem Wege nach dem erstgenannten Orte jeden Erwachsenen, der mir begegnete, ob der Sonntag ein dänischer oder ein deutscher sei. Die Antwort lautete jedes Mal, das wissen wir nicht; denn wir gehen nicht mehr in die Kirche.

Entschlossen, meine Absicht durchzusetzen, versuchte ich endlich, in einem Wirthshause an der Straße Auskunft zu bekommen. Mehrere Bauern saßen dort und tranken Rothwein. Als ich meine Frage vorgebracht, sahen die Leute mich zuerst mit Mißtrauen an, indem man vermuthlich einen Dänen vor sich zu haben meinte.

„In die dänische Predigt wollen Sie?" hieß es endlich.

„Ja," erwiderte ich. „Aber nur um zu sehen, ob sie sehr besucht ist." Dies hob die Bedenklichkeiten der Leute, ein Wort gab das andere, und wenn man in Wahrheit nicht sagen konnte, welche Sprache diesen Sonntag an der Reihe sei, so erfuhr ich, das Gespräch auf Kirche und Schule lenkend, manches Andere, was von eben so großem Interesse war.

Dabei hatte ich mir einige Notizen gemacht, und diese werden Veranlassung gegeben haben, daß sich in wenigen Tagen unter den Patrioten in ganz Nordangeln das Gerücht verbreitete, es sei eine geheimnißvolle Person im Lande, welche sich zu politischen Zwecken nach den dortigen Zuständen erkundige. Schon am folgenden Morgen stellten sich nach einander vier Neugierige bei dem Gutsbesitzer ein, bei dem ich mich aufgehalten, und bemühten sich hinter die Wahrheit zu kommen. Nur Einer meinte, ich sei wohl der berühmte

Doctor aus Deutschland, der Alles curiren könne (Lutz in Köthen, der hier oben manchen Patienten hat). Die Uebrigen glaubten zu wissen, ich sei ein deutscher — Minister, der incognito die Bauern ausfrage.

Gestern aber sprach ich einen Freund, der ziemlich drei Meilen nördlicher wohnt, und bei dem ich gleichfalls einen Tag zugebracht hatte, und siehe da, auch bei ihm war auf Grund jener Unterhaltung in der Schenke eifrige Nachforschung von Seiten der Bauern gewesen, nur war der deutsche Minister hier deutlicher als ein preußischer bezeichnet worden.

Möglich, daß dies im weitern Verlaufe noch deutlicher, daß mein Notizbuch zum Portefeuille, mein Uhrband zum Ordensband geworden ist. Möglich, wenn auch vorläufig nicht sehr wahrscheinlich, daß Preußen noch einmal Wirksameres hierher zu schicken hat, als Diplomaten. Eines guten Empfangs ist es dann sicher.

Vierzehnter Brief.

Das Kirchspiel Sörup, etwa vier Wegstunden südöstlich von Flensburg gelegen, gehört zu den schönsten und wohlhabendsten des Landes Angeln, und dasselbe gilt von denen in seiner unmittelbaren Nachbarschaft. Die Aussicht vom Schiersberge, einer Bodenanschwellung an der Küste, ist selbst für den, welcher die Höhen im Amte Hütten besucht hat, noch lohnend, und eine Fahrt von hier zurück nach dem Südensee vereinigt fast alles, was das im Großen und Ganzen einförmige Land Anmuthiges zu bieten hat.

Auf dem Grabhügel, welcher den Berg krönt, schaut das Auge weit hinaus auf die blaue, sonnebeglänzte Ostsee. Rechts zieht sich die Bucht von Gelting mit dem gelblichen Strande von Quisnis hin. Links schimmern auf der Insel Alsen, überragt von zahlreichen Windmühlen, die rothen Dächer des Schlosses und der Stadt Sonderburg vor dem Fernrohre. Hier biegt in bewaldete Ufer die flensburger Föhrde ein, da drüben taucht Grau in Grau das niedrige Arroe aus der Salzfluth auf, und dort im Binnenlande lugen über die Wipfel dunkelgrüner Buchenwäldchen wohl ein Dutzend Kirchthürme auf die sanftgewellte Ebne drunten, die mit ihren Knicks wie eine ungeheure, mit gigantischen Laubgewinden belegte Matte aussieht.

Es war ein heller Sonntagsmorgen, als ich den Berg in Begleitung eines söruper Gutsbesitzers besuchte. Ueber den Getraidefeldern zu unsern Füßen trieb der Wind Wolken dampfartigen, fruchtbar riechenden Blüthenstaubs hin. Auch die Weideplätze dampften wie grüne Opferaltäre. Aus den Wiesengründen lachten große prächtige Naturbeete von Kukuksblumen und Butterblumen herauf.

An nassen Stellen hüpften Möve und Smidderfink. In den Büschen musicirten ihre hellstimmigen Verwandten. In dem Grabhügel aber, welcher Rebensbarg (Rabenberg) heißt, und auf dem in der Zeit der Erhebung über der Hütte der Strandwacht die schwarzrothgelbe Fahne flatterte, schlief still wie immer der alte Anglerheld, den die Sage mit Roß und Rüstung und einem goldnen Schwerte dort begraben sein läßt — vielleicht Beowulf selbst, der Mannherr der Geatenleute.

Ich dachte an die Stelle, die sein Begräbniß schildert. Wie sie ihm einen Scheiterhaufen bereiteten, einen mächtigen, helmbehangenen, mit Kriegsschilden und glänzenden Panzern gezierten, nach seinem Wunsche. Wie sie dann begannen, auf dem Berge den gewaltigsten Leichenbrand wetteifernd zu wecken.

„Auf stieg der Holzrauch
Schwarz vom Holzverzehrer
Rauschende Gluth,
Mit Wehklag' umwunden.
Windwirbel lag darauf,
Bis daß er das Beinhaus
Gebrochen hatte."

Und wie dann das Volk einen Todtenhügel machte, einen hohen breiten, den die Seefahrer leicht von Weitem sehen konnten. Wie sie in das Grab Ringe und glänzende Siegelsteine thaten und allerlei Rüstzeug, das die wildsinnigen Männer vorher aus dem Schatze genommen hatten. Und wie endlich um den Leichenhügel auf Kampfthieren zwölf Edelinge ritten, zu seinem Preise sangen, seine edeln Eigenschaften durchforschten und seine Heldenthaten rühmten, „wie es recht ist, daß Männer ihren holden Herrn loben, wenn er fort muß aus der Leibeshülle."

Die Nachbarschaft des Berges ist nicht darnach angethan, den Wanderer solchen Gedanken an die Vergangenheit lange nachhängen zu lassen. Im Wirthshause unter dem Rebensbarg saßen, „weil dänischer Sonntag war", Bauern und zechten, bis der Gensd'arm sich näherte, der von Quern spionirend heraufschlich.

Von Grundhof kamen durch eine Heerde schnatternder Gänse mehrere Stuhlwagen mit geputzten Leuten.

„In die Kirche?“ fragte mein Begleiter lächelnd.

„Ja auf dem Schiersberg!“ lautete die Antwort.

Ganz ebenso fanden wir es auf unsrer Weiterfahrt nach Sörup. Man schlenderte entweder in Hemdsärmeln spazieren oder fuhr mit Frau und Kind zu Besuch oder saß mit den Beinen baumelnd, die Pfeife im Munde auf Heckpfählen oder gukte mit der Schlafmütze auf dem Kopfe aus den Fenstern. Nur ein einziger unter den vielen Reitern, die uns entgegenkamen oder einholten, wurde mir als vermuthlich zur Kirche trabend bezeichnet. „Dafür ist er aber auch Dannebrogsmann“, sagte mein Begleiter.

Wir kamen nach Swensby und dann nach Sörup selbst, machten die Runde um den anmuthigen Südensee, und auch hier war es nicht wie Sonntag. Die Leute gingen, ihr Feld oder Vieh zu besehen, fuhren zu guten Freunden, ritten auf den Kuhhandel — in die Kirche ging, fuhr oder ritt Niemand. Vergeblich klangen die Glocken über den See herüber und in die weite Landschaft hinaus nach den einzelnen Gehöften: Ihr von Gammelsby, ihr von Dammwatt, ihr von Timmelsbohl, ihr von Möllmark, kommt zur Predigt, ihr von Gammelsby, ihr von Timmelsbohl!“ Es stellte sich keiner der Gerufenen ein, und wehmüthig schlossen die Glocken mit der Klage: „Sie wollen nicht kommen! Sie wollen nicht kommen!“

Ich sagte meinem Begleiter, wie ich die Sprache der Stimmen im Thurme verstanden zu haben glaubte.

„Ja wahrhaftig,“ antwortete er. „Wir wollen und werden auch nicht kommen, weder in ihre dänische Kirche noch in das Geplapper, was sie eine deutsche Predigt nennen. Ich glaube nicht, daß Pastor Barfod heute außer den Kindern, die sonst die Ruthe kriegen, mehr als ein halb Dutzend Zuhörer hat, und da rechne ich seine Frau und seine Magd und den zweiten Pastor mit seinem Haushalt ein. Sehen Sie mal da vor dem Kirchhofe den verfallenen Schuppen. Ist das nicht eine schöne Ruine?“

Ich gewahrte ein Häuschen, das sich mit seinem halb eingesunkenen Dache allerdings dem Begriff einer Ruine näherte.

„Hier stellen die, welche zur Kirche fahren oder reiten, ihre Gäule ein,“ sagte mein Freund. „Früher standen oft an die dreißig

Pferde da. Jetzt finden Sie keins drinnen, und wir lassen das Ding eingehen, da es jeden Sonntag so ist. Vor fünf Jahren hätten Sie sehen sollen, wie die Kirche voll war*). Man freute sich darauf, und wenn geläutet wurde, blieb auf keinem Hofe mehr als Einer zurück, um das Haus zu bewachen. Jetzt geht weder der Bauer noch sein Gesinde. Unsre Weiber weinen manchmal, wenn sie die Glocken hören und an die schöne fromme Zeit vordem denken, und uns selber wird es schwer um's Herz. Aber wer kann helfen? Wir sind über zweitausend Seelen im Kirchspiel, und von diesen versteht das kopenhagener Dänisch, in dem sie predigen, niemand, als die Prediger und Schulmeister mit ihren Familien, zwei Mägde von Arroe, ein jütischer Knecht und ich glaube, der eine Wirth in Sörup. Das alte Anglerdänisch sprechen schwerlich mehr als fünfzig Menschen noch — aber wenn wir auch alles Dänisch in der Welt verstünden, wir kämen ihnen doch nicht in ihre octroyirte Predigt."

Ich begriff das Letztere vollständig. Wer könnte beten mit dem heißen Haß im Herzen, und wer möchte hoffend zum Himmel blicken in einem Gotteshause, bei dessen bloßem Anblicke die Verzweiflung sich naht!

„Uns ist," fuhr mein Begleiter fort, „als wäre uns von allen Bitten des Vaterunsers nur die letzte noch übrig: Erlöse uns von dem Uebel!"

Ich meinte, man dürfe noch weniger die vorhergehende außer Acht lassen: Herr führe uns nicht in Versuchung.

Er gab mir Recht und fügte dann hinzu: „Aber glauben Sie mir, die Versuchung ist groß, und es sind viele, die ihr erliegen werden. Nicht daß sie zum Dänenthum sich wenden werden. Dafür ist gesorgt. Aber wie sie jetzt anfangen, um des dänischen Gottesdien-

*) „Wegen des fleißigen Kirchenbesuchs," sagt Pastor Jensen in seinem 1844 erschienenen Buche Angeln zunächst für die Angler, „ist die söruper Gemeine bekannt. Die Zahl der Communicanten beträgt jährlich über zweitausend." Pastor Barfod würde sich ein Verdienst um die Statistik erwerben, wenn er veröffentlichen wollte, wie viele Söruper jetzt alljährlich zum Abendmahle, namentlich zum dänischen kommen. Schwerlich aber würde er damit die Vermuthung zerstreuen können, daß sich zum letzteren weniger als der hundertste Theil der Zahl einstellt, die seine Vorgänger in ihren Tabellen hatten.

stes willen den Gottesdienst überhaupt zu vernachlässigen, so werden sie fortfahren und mit dem Gottesdienste die Kirche, mit der Kirche die Religion abthun, und es wird dahin kommen, daß unsre Kinder" — hier wischte sich der Mann die Augen — „weder das alte Recht, noch die alte Sprache, noch den alten Glauben mehr haben — und das Alles um eine bloße eitle Einbildung, die sich wie ein Eichhorn in einem Tretrade ewig bewegt und doch nie ordentlich vorwärts kommt."

Genügender Trost ließ sich hier nicht einsprechen, und so gab ich dem Gespräche eine andere Wendung. Wir stiegen ab, um das Aeußere der Kirche näher zu betrachten. Sie ist wohl die schönste unter den vielen schönen Dorfkirchen Nordangelns und dürfte, da sie aus der ersten Hälfte des vierzehnten Jahrhunderts stammt, auch zu den ältesten gehören. Von behauenen Quadern erbaut und zum großen Theile mit Bleiplatten gedeckt, hat sie einen massiven, zweihundert Fuß hohen Thurm, auf dessen Spitze sich, wie hier zu Lande häufig, ein Hahn oder vielmehr eine Henne, das Symbol des Heilandes befindet, der jetzt auch hier wie einst vor Jerusalem die Gemeine vergeblich unter seinen Flügeln versammeln will.

Interessant ist das Portal der Nordthüre, welches schöne Verhältnisse zeigt und mit den Figuren Christi und seiner Hauptapostel Petrus und Paulus in alter Bildhauerarbeit geschmückt ist. Auffallenderweise ist die Nordseite sauberer und sorgfältiger ausgeführt als die südliche. Vermuthlich wurde die eine eher und unter günstigeren Umständen vollendet als die andere. Das Volk aber erklärt sich die Thatsache durch eine Sage, die in verschiedenen Versionen von mehrern Kirchen des innern Deutschland berichtet wird und sehr wahrscheinlich eine Variation der alten Maurermythe von Hiram, dem Erbauer des salomonischen Tempels ist.

Es heißt, die Südseite sei von einem Baumeister Arkel, die schönere Nordseite aber von dessen Gesellen Spang erbaut worden. Als man bis unter Dach gelangt war, wurde die Verschiedenheit der Arbeit bemerkt und der Gesell auf Kosten des Meisters gelobt. Der letztere ergrimmte darüber so, daß er den Gesellen zu tödten beschloß. Eines Abends gingen sie mit einander vom Bauplatze nach ihrem

Quartier auf der Windmühle, die etwa eine Viertelstunde von der Kirche steht. Da fiel Arkel zwischen den Knicks plötzlich über Spang her und erschlug ihn. Die kleine Brücke, wo dies geschehen sein soll, und unter welcher der Mörder die Leiche verbarg, heißt noch jetzt Arkelspang.

Diese Erzählung bildete nur eine kurze Episode in unsrer Unterhaltung, die ohne mein Zuthun immer wieder auf die Danisirung von Kirche und Schule hinauslief. Dasselbe geschah in fast allen Häusern, in welche mich mein Weg während der Zeit meines Aufenthalts in Nordangeln führte. Kein Kirchspiel konnte sich auch nur annähernd eines Kirchenbesuchs wie früher rühmen, in jedem beinahe war der Gottesdienst wiederholt ausgesetzt worden, weil es an Zuhörern gefehlt hatte, in jedem liefen Erzählungen von den Geistlichen um, die den Lesern dieser Briefe unglaublich erscheinen werden und doch als vollkommen verbürgt mitgetheilt wurden. So gleich die nachstehende Anekdote, die wie ein schlechter Witz aussieht, und doch aus dem Munde eines Augenzeugen stammt.

In einem Dorfe am flensburger Meerbusen schickte eine alte Frau (sie war in den Achtzigen) zum Prediger, um sich, da ihr die Lebensluft auszugehen begann, durch den Genuß des Abendmahls auf den Tod vorbereiten zu lassen. Der Pfarrer, erst kürzlich angestellt und fanatischer Apostel des Dänenthums, hielt ihr eine Rede in der Sprache von Kopenhagen. Als er geendigt, mochten ihn Zweifel beschleichen, ob er verstanden worden. Er fragte auf deutsch und erhielt ein Nein zur Antwort. „Nun so will ich langsamer sprechen, vielleicht geht es dann“, sagte er, hielt die Rede noch einmal, fragte wieder und bekam denselben Bescheid. Sie verstünde überhaupt kein Dänisch, erklärte die Sterbende. „Nun, da will Euch ein Buch schicken, woraus Ihr's lernen könnt“, erwiderte der Pförtner des dänischen Himmels, und wirklich — sollte man dabei nicht an einen bedenklichen Schaden in der geistlichen Zirbeldrüse glauben? — am andern Tage erhielt die steinalte Urgroßmutter eine dänische Grammatik. Es soll eine eigenthümliche Mischung von Wehmuth und Drolligkeit gewesen sein, sie auf ihrem Todtenbette in dem fremden Buche blättern zu sehen.

Daß mehrere dieser Mehrer des Reichs Dänemark und Verheerer

des Reichs Gottes sich nicht entblödeten, dadurch Zuhörer zu werben, daß sie für jeden Kirchgang Verminderung der Einquartierung vermitteln zu wollen zusagten, oder die Erlangung gewünschter Concessionen zu erwirken versprachen, könnte wie vieles Andere mit Namen und Daten belegt werden, wenn den Zeugen Straflosigkeit zu verbürgen wäre. Ebenso, daß sie drohten und die Gewissen zu beunruhigen suchten.

Ein Pastor, von dem es heißt, er sei seines dänischen Patriotismus halber angestellt worden ohne das Amtsexamen bestanden zu haben, schlug einem Manne, dessen Frau über den Verlust eines Kindes untröstlich und dem Wahnsinn nahe war, das Gesuch, die Arme zu trösten, rund ab. „Des Kindes Tod ist Gottes Strafe, weil Ihr nicht in die von Eurer Obrigkeit verordnete dänische Predigt kommt. Ich kann nicht dawider", schalt der würdige Seelsorger und zeigte dem Betretenen die Thür.

Kurz nach Einführung des dänischen Schulunterrichts in einem Dorfe Mittelangelns, geschah es, daß ein Hufner seine Kinder zu Hause behielt. Sie sollten ihm nicht in die dänische Schule, sie wären deutsch und sollten es bleiben, sagte er. Diese Aeußerungen wurden dem Pfarrer hinterbracht, und dieser schickte dem Manne ein Schreiben zu, in welchem er erfuhr, er sei in zwanzig Bankthaler Brüche verurtheilt. Das Schreiben war ausgefertigt, als ob es vom Amte käme. Dieselbe Form, dieselbe Unterschrift — „sogar dasselbe Siegel" behauptete die Dame, welche dies zuerst erzählte. Das Geld sollte an den Pastor gezahlt werden. Der Bauer erschrak, faßte sich indeß und fuhr statt zum Prediger zum Amtmann. Hier beklagte er sich über die strenge Strafe, stellte vor, daß es doch früher nicht so gewesen sei, daß man doch erst gefragt, erst verwarnt werden müsse, daß man den Leuten nicht gleich mit Brüchen auf den Leib gehen dürfe u. s. w. Der Amtmann sah ihn groß an. Er wußte nicht, was jener wollte. Der Bauer theilte ihm jetzt erst den Zusammenhang der Sache mit und erfuhr, daß kein derartiges Schreiben an ihn abgefertigt worden sei. Der Herr Pastor habe sich wohl einen Scherz mit ihm gemacht, sagte der Amtmann. Er möge ruhig nach Hause gehen, das Schreiben aber dalassen. Der Bauer war unüber-

legt genug, dies zu thun und das corpus delicti wird in den Ofen gewandert sein. Es war kein Scherz gewesen — Juristen werden wissen, was es dann war.

Ein anderer Pastor, der sich vorzüglich durch burschikoses Wesen einen Namen gemacht hat, trieb den Eifer für die Sprachverwirrung so weit, daß er die Kinder in der Confirmationsstunde sogar dänisch fluchen lehrte — ohne Zweifel in der Meinung, die unwillkommene Speise des Unterrichts in der fremden Sprache dadurch zu würzen und genießbarer zu machen. Er fragte die Kleinen zunächst deutsch, ob sie — es war die Rede von dem Gebote, nach welchem der Name Gottes nicht unnützlich geführt werden soll — nicht ein paar Flüche wüßten. Wahrscheinlich erstaunt über ein so gründliches Eingehen auf die biblische Wahrheit und ihren Gegensatz im Weltleben, schwiegen die Kinder, bis auf eine zweite Aufforderung ein Mädchen den landesüblichen Fluch, das deutsche God damn nannte. „Ganz recht", sagte der Pfarrer erfreut, „aber wißt Ihr nicht auch einige dänische Flüche?" Als die Kinder darauf abermals schwiegen, nannte ihnen der Pastor mehrere, worauf der saubere Lehrer der Religion — Fama sagt, mit lachendem Munde und ohne irgendwelche Warnung vor dem Gebrauch der Wissenssaat, die er soeben ausgestreut — zu andern Gegenständen überging.

Diese Mittheilung ist ebenfalls aus directer Quelle. Ein paar Meilen südlicher hatte sich die Mythenbildung ihrer bemächtigt und sie in eine pickante Anekdote umgeschaffen, nach welcher der Pastor jedes Kind nach seinem Leibfluche gefragt und jenes Mädchen dem Frager nach einigem Bedenken lachend geantwortet haben sollte, sie wisse blos einen Fluch und der hieße: „Hol dich der Teufel!"

Diese bedauerliche Mythenbildung ist auch anderwärts thätig, und ich habe annehmen zu müssen geglaubt, daß ihr namentlich die meisten Erzählungen mit witzigen Schlüssen und Wendungen sowie diejenigen angehören, in welchen den neuen Geistlichen Sünden wider das siebente Gebot nachgesagt werden. „Nicht daß sie zu gut dazu wären", meinte ein Sachkundiger, der diese Zweifel theilte, „sondern weil sie zu klug dazu sind."

Gleichfalls als Sage, wenigstens als Entstellung, bin ich ge-

neigt, folgende Geschichte zu betrachten, die nur als weiterer Beweis für die Ansicht des Volks von seinen Seelsorgern hier eine Stelle finden mag.

Als ein früherer hochverdienter Prediger in Mittelangeln kurz nach dem Siege des Dänenthums an gebrochnem Herzen gestorben war und die Gemeinde sich einige Zeit nachher auf dem Friedhofe versammelte, um dem Hingeschiedenen durch Aufrichtung eines Denksteins ihre dauernde Liebe zu beweisen, war sein dänischgesinnter Nachfolger einer vielverbreiteten Erzählung zufolge Unhold genug, während der Feier vor seinem neben dem Gottesacker gelegenen Hause, wo er mit guten Freunden zechte, das Spottlied vom Tappern Landsoldat zu singen. Die guten Freunde — es sollten, wenn ich mich recht erinnere, Militärs gewesen sein — mögen das im Rausche gethan haben; vom Pastor nöthigt die Humanität anzunehmen, daß er, wenn der Vorfall überhaupt begründet ist, blos zugehört habe.

Andrerseits freilich dürfte die ebenfalls in unzähligen Anekdoten ausgeprägte und nicht wegzustreitende Thatsache, daß der bekannte, von den höchsten Ständen getheilte Nationalfehler der Dänen, Vorliebe für gebrannte Wasser, auch ihre Geistlichen häufig vergessen läßt, wie der Wein lose Leute und starkes Getränk wild macht, für die Möglichkeit auch unmenschlicher Dinge sprechen.

Jene Mythenbildung zugegeben, bleiben mir jetzt, wo ich die auffallendsten der Geschichten, die hier umlaufen, bis an ihre Quelle verfolgt habe, mehr als genug feststehende Thatsachen übrig, um den glühenden Haß zu begreifen, den die Mehrzahl der Angler nicht blos gegen das System, sondern auch gegen die Personen dieser geistlichen Propagandisten hegt. Man meidet sie, wo man irgend kann, erweist ihnen nirgends Vertrauen, geht ihnen aus dem Wege, um nicht grüßen zu müssen und zeigt ihnen bei jeder Gelegenheit, wie tiefgewurzelt und wie bitter die Abneigung gegen sie ist.

Früher war es eine Sache, die sich von selbst verstand, daß der Pfarrer nach gehaltner Taufe an dem Schmause theilnahm, mit welchem das Kind nach alter löblicher Sitte in die Christenheit hineingegessen und getrunken wurde. Jetzt ist es auf den Vorgang eines Apothekers weit und breit Brauch geworden, nach vollendeter Cere-

monie zu dem Geistlichen zu sagen: „Was bin ich schuldig? Der Wagen steht vor der Thür."

Früher hätten wohlhabende Bauern sich gefreut, ärmere sich geehrt gefühlt, wenn der Geistliche ihnen im Laufe der Woche einen Besuch abgestattet hätte. Man hätte ihn willkommen geheißen, ihm den besten Platz im Pesel angeboten und aufs Freundlichste gefragt, womit man ihm aufwarten könne. Jetzt erzählt man sich in der Gegend von Sörup mit dem Vorsatze, bei Gelegenheit desgleichen zu thun, Anekdoten wie folgende:

Vorigen Sommer kam zu einer Käthnersfrau ihr Pfarrer, um ihr Vorwürfe zu machen, daß ihr Knabe die dänische Schule so oft versäume. Er traf sie vor der Thür an. Während er noch mit ihr redete, begann es zu regnen, erst in einzelnen Tropfen, dann dichter. Die Frau rührte sich nicht und ließ den Pastor unbarmherzig in der Nässe stehen. „Hm", sagte er endlich, „liebe Frau, es regnet, könnte ich nicht auf ein Weilchen eintreten?" — „Nein", erwiederte die Käthnerin, „ich muß zuschließen, weil ich zum Melken muß. Aber dort ist der Stall, Herr Pastor!"

Nicht einmal Feuer giebt man ihnen gern in diesem Lande, wo Alles raucht. In Husby oder Hyrup begab sich's, daß dem Geistlichen auf einem Spaziergange vor der Schenke die Cigarre ausging. Aus Furcht vermuthlich vor den scheelen Blicken, die ihm dort zu Theil geworden wären, wagte er nicht, einzutreten, und so schickte er einen Knaben hinein, ihm einen brennenden Spahn zu holen. Der Bote kam wieder mit der Antwort des Wirthes: Wenn der Herr Pastor Feuer brauche, möge er selber kommen. Sehr ungehalten über diese Abweisung denuncirte Ehrwürden dies gehörigen Orts, worauf — seltsamerweise erst einige Jahre nachher — dem Wirthe vom Amthause die Weisung zuging, künftig seinem Pfarrer höflicher zu begegnen, widrigenfalls solle ihm ohne Verzug die Concession entzogen werden.

Bisweilen giebt der Bauer den geistlichen Herren aber auch auf deutlichere Weise seine Unzufriedenheit mit ihrem Treiben zu erkennen. Zu einem Pastor Hansen, der früher mit einer dänischen Corvette die Welt umsegelt und seine Reise im Druck herausgegeben hatte, kam vor einiger Zeit ein Hufner und sagte ihm, den angler Schelm im

Nacken, mit welchem Genuß er Manches in seinen Schriften gelesen. Der Pfarrer, erfreut über den seltenen Besuch und erstaunt über das Bekenntniß, nöthigt ihn, sich zu setzen und fragt, was ihm denn so besonders gefallen. — Je nun, die Reisebeschreibung; in der fänden sich doch außerordentliche Wahrheiten. — So so, was denn das für Wahrheiten wären? Ob er ihm eine namhaft machen könne? fragt der immer mehr sich verwundernde Pfarrer. — „Ei ja gerne! Sehen Sie, wenn Sie's nicht übelnehmen wollen, Herr Pastor — hm, wissen Sie wohl, da erzählen Sie zum Beispiel von einer Insel, wo die Missionäre den Wilden das Evangelium holländisch predigen, und nennen das unchristlich. Ist das aber nicht auch bei uns so?" Der Prediger war verblüfft über die treffende Parallele, ermannte sich aber doch endlich zu einer Antwort, die, wie Sie und andere Leser errathen, ein Seitenstück zu der Antwort Junker Alexanders war, als sein Bauer über den Hund klagte, der seine Kuh gebissen.

Ein anderer Prediger, der jetzt in eine höhere Stellung aufgerückt ist, obwol er in Angeln — in welcher Beziehung bleibe unenthüllt — einen sehr üblen Geruch um sich verbreitet hatte, erwiderte auf ähnliche Vorwürfe resoluter. Man klagte, was für eine Mißachtung der Religion sich in der Danisirung der Kirche ausspreche. „Ach was Religion?" erwiederte der Mann Gottes. „Religion ist blos für den Pöbel da!"

Einem Dritten hinwiederum wurde erst in diesen Tagen die Wahrheit unsanfter gesagt, als jenem Weltumsegler. Auf dem Wege nach Flensburg nahmen wir einen Bauer eine Strecke mit, welcher gegen meinen Begleiter, einen Bekannten, sofort in Verwünschungen der „dänischen Wirthschaft" ausbrach. Namentlich ergoß er sich über die Schule, als ein Stück Dänenthum, dem nicht zu entfliehen sei, in den leidenschaftlichsten Ausdrücken.

„Seit Wochen schon ging mir's im Kopfe herum", sagte er, „daß unsre Jungens durchaus dänisch gemacht werden sollen. Ich bin sonst ein ruhiger Gast. In den letzten Tagen denk' ich aber doch, ich soll verrückt werden. Essen und Trinken schmeckte wie Galle. Ich ging und fuhr dahin, und ich ging und fuhr dorthin. Wollte Alles nichts helfen. Mutter, sag' ich endlich zu meiner Frau, das halt' ich nicht

mehr aus. Ich werde verrückt und begehe eine Dummheit oder ich laufe zum Pfarrer und schütte ihm mein Herz aus, mag herauskommen was da will. Und stracks nehm' ich meine Mütze und renne fort. Aber nicht gleich zum ersten Pastor, denk' ich unterwegs, vorher einen Gang zum zweiten. Der, meinte ich, sollte mich anfahren und ich wollte mich mit ihm in die Wuth hineinstreiten, die sich für den ersten schickt. Es ging aber nicht; denn Pastor N. ist ein gelassner Mensch. Beim ersten machte sich's desto besser. Ich platzte los und sagte ihm mit einem Male Alles, was mir auf der Seele saß. Ich sagte ihm, daß ich vor Zorn ersticken möchte, und daß ich ihn verachte, und daß das ganze Kirchspiel ihn verachte, und daß es besser wäre, er hätte uns nie nicht gesehen, und wir hätten ihn nie nicht gesehen; und ich sagte ihm, daß über's Jahr wieder Weihnachten wäre*) und daß unser Herrgott schon noch mit uns Erbarmen haben würde. Das Alles sagte ich ihm, und es that mir wohl, und wenn es mich auch hundert Bankthaler kostet, ich möchte es nicht ungesagt haben."

Ich erfuhr später, daß der Mann nicht sehr übertrieben hatte, und daß den Dienern des dänischen Moloch fast in jedem Kirchspiel in ähnlicher, wenn auch nicht so ungestümer Weise mehr als einmal zu verstehen gegeben worden ist, was man von ihnen hält und was man ihnen wünscht. Sie scheinen aber eine Haut gleich der des Nashorns und eine Stirn zu haben, bei der man eher an alles Andere, z. B. an den Ritter Front de Boeuf, als an den Beruf zu einem christlichen Seelsorger denken könnte.

Indeß mag durch die harte Haut doch zuweilen das Eine und das Andere dringen, was ihren Gleichmuth stört. Namentlich dürfte die Verehrung, die man den frühern Predigern erwies, im Vergleich mit der Verachtung, die ihnen fast allenthalben begegnet, Manchem Herzeleid verursachen. Wenigstens geht ihr Streben vielfach dahin, das Andenken an die alten Geistlichen und die alte gute Zeit überhaupt nach Möglichkeit auszutilgen. Wo sich diese Erinnerung irgend öffentlich kundgiebt, wird sie sofort denuncirt und als Verbrechen gestraft. Ein Beispiel hiervon führe ich aus Sörup selbst an.

*) Soviel als, daß noch nicht aller Tage Abend gekommen ist.

Hier hatte ein großer Theil der Gemeine beschlossen, den abgesetzten, jetzt in Deutschland angestellten Pastoren Hansen und Thomsen als Anerkennung ihrer gedeihlichen Wirksamkeit im Kirchspiel ein Geschenk in die neue Heimath zu schicken. Das eingehende Geld wurde theilweise an einen Mann in jeder zum Kirchspiel gehörigen Ortschaft zur Weiterbeförderung übergeben, theilweise von diesen Vertrauensmännern bei den Nachbarn eingesammelt. Der neue Hauptpfarrer erfuhr von der Sache, ließ sie von den Gensdarmen der Hardesvogtei anzeigen, die Leute wurden citirt, mehrmals verhört, und das Ende war, daß sie „wegen Geldsammelns ohne vorher eingeholte Erlaubniß" jeder in eine Brüche von zwanzig Thalern Reichsmünze verurtheilt wurden und überdies das eingenommene Geld abliefern mußten. Als ein Hofbesitzer in Sörup und Umgegend, ebenfalls unter der Hand und ohne vorher eingeholte Erlaubniß, seinen Haß gegen Dänemark in schöner Menschlichkeit bei Seite setzend, für die von der Cholera betroffenen Kopenhagener gesammelt und in aller Eile (man beeilte sich, damit die „Preester" sich der Angelegenheit nicht bemächtigen und den Leuten in Haus kommen sollten, wo nichts eingekommen wäre) gegen vierhundert Mark zusammengebracht hatte, lobte man statt zu strafen. Aber freilich, das war auch hier „ganz was Anderes."

Das Andenken an jene trefflichen Geistlichen wird sich durch solche Maßregeln nicht ausrotten lassen. Es leuchtet nur um so heller in dieser düstern Zeit, die neben der Vergangenheit wie der häßliche Mohr steht, den jene Dame sich zur Begleitung wählte, damit ihre Schönheit um so mehr erkannt werde. Jene Männer waren Freunde ihrer Gemeinden, sittenreine Vorbilder derselben, sie opferten sich für die Wahrheit und das Recht, als die dänische Revolution unter der Maske der Legitimität ihr Vaterland unterjochte, sie predigten das Evangelium lauter und rein — lauter und rein auch der Sprache nach. Daß sich keine dieser Eigenschaften von den an ihre Stelle getretenen Predigern rühmen läßt, dürfte jetzt zur Genüge erhellen, und wer wollte nun den ersten Stein auf die Angler werfen, welche sich alles Kirchenbesuchs enthalten und ihre Erbauung lieber daheim in Bibel und Postille suchen? Und wer

wollte es einen Frevel nennen, wenn einst in der Kirche zu Satrup dem Pfarrer, als er in das Gotteshaus trat, von unbekannter Hand geschrieben, wie ein Mene mene tekel von der Liedertafel ein Hinweis auf Micha 7, 2 bis 6 entgegenblickte?

Es ist ein tiefbetrübender Gedanke, daß auch der Beste dieser neuen Geistlichen vor den Augen des Volks „ist wie ein Dorn und der Redlichste wie eine Hecke". Und es knüpfen sich für den, der dieses erbitterte Volk von der Zukunft und dem Tage der Abrechnung, von Elias und Baalspfaffen sprechen hört, düstre Bilder an den drohenden Vers: „Aber wenn der Tag deiner Prediger kommen wird, wenn du heimgesucht sollst werden, da werden sie dann nicht wissen, wo aus noch ein." Aber wer kann helfen, und wer hat das Unheil verschuldet? —

In mancher Beziehung schlimmer noch als um die Kirche steht es um die Schule, in der die Zeit mit Erlernung einer Sprache verloren wird, welche die Eltern den Kindern entfremden würde, falls die Schüler sie nicht thatsächlich nur lernten, um sie nach der Confirmation wieder zu vergessen, und falls sie dieselbe überhaupt so gründlich lernten, wie die Schulinspectoren nach Kopenhagen zu berichten für gut finden. Zwar sucht man die Kinder durch Androhung von Schlägen dahin zu bringen, daß sie auch außer den Schulstunden dänisch reden. Der Erfolg ist aber bis jetzt, soweit ich hören konnte, gleich Null gewesen; im Gegentheil, in verschiedenen Kirchspielen ist es vorgekommen, daß die ursprünglich nur dänisch sprechenden Kinder der neuen Schullehrer nach einiger Zeit mit ihren Spielkameraden sich plattdeutsch unterhielten. Das einzige sicher helfende Mittel würde sein, wenn man die gesammte Schuljugend des Landes Angeln in Schiffe lüde und auf zehn Jahre nach Fühnen oder Seeland brächte. Ehe das nicht geschieht, wird das Plattdeutsch des Vaterhauses den Kindern nicht auszutreiben sein. Wohl aber versäumen sie über der Mühe, welche ihnen die Einprägung dänischer Gebete, Sprüche und Redensarten verursacht, Kenntnisse einzusammeln, die ihnen im Leben von Nutzen sein können, und vor Allem das Hochdeutsche. Das Ergebniß wird daher nicht, wie man in Kopenhagen hofft, eine dänisch oder gar schriftdänisch redende

Bevölkerung, sondern eine unwissende Bevölkerung sein. Die Eltern haben das begriffen, und die Weiterblickenden unter ihnen wehren sich, wo sie nicht eingeschüchtert sind, nach Kräften gegen das Uebel, das wie ein Krebsschaden fortwährend weiter nach Süden frißt.

Als die Schulsprache in Sörup dänisch wurde, schafften sich mehrere der Eingesessenen Hauslehrer für ihre Kinder an. Dies wurde von der Behörde auf alle Weise erschwert. Zunächst untersagte man auf Grund einer längst vergessenen Verordnung aus der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts, welche Sammelschulen verbot, wo eine öffentliche Schule existirte, den Versuch, nach dem die, welche sich einen Privatlehrer hielten, an dem Unterrichte desselben die Kinder Aermerer theilnehmen ließen. Dann wurde auf Veranlassung des Geistlichen anbefohlen, daß die auf dem Privatwege unterrichteten Kinder, gleichviel ob die Eltern dafür oder dagegen wären, ebensoviel Dänisch lernen müßten, als die in die Dorfschule gehenden. Da sie in einigen Stunden wöchentlich mit Leichtigkeit so viel oder richtiger so wenig sich aneignen konnten, so lernten sie dem Visitatorium im Verhältniß noch zu viel Deutsch. Man begann deshalb die Lehrer zu sichten. Der eine hatte in der ehemaligen schleswig-holsteinischen, oder wie der Amtmann sich ausdrückt, in der Insurgentenarmee gedient, der andere sich etwas Anderes, was mit dem „Aufruhr" zusammenhing, zu Schulden kommen lassen. Beide wurden weggewiesen, trotz der Amnestie und trotzdem, daß jener nach seinem Austritte aus dem Heere sich auf dem Seminar zu Tondern gebildet und durch Bestehen des gesetzlichen Examens die erforderliche Befähigung zum Unterrichten erlangt hatte.

Es blieb nun noch ein alter Candidat als Hauslehrer zurück. Auch er mußte weichen. Er hatte sich unterstanden, außer der Schulzeit auch fremden Kindern Unterricht im Deutschen, im Rechnen u. s. w. zu ertheilen. Da die Schüler ihre Bücher in der Schule lassen mußten (es war in einem benachbarten Kirchspiele wiederholt vorgekommen, daß die dänischen Fibeln massenweise in den Bach geworfen worden waren) so ließ er sie — man denke sich! — nach einem alten Buche, das in den Schulen außer Gebrauch

war, rechnen. Er wird vor die Behörde citirt, und weil er nicht nach Reichsmünze hatte rechnen lassen (die jenes alte Buch nicht kennen konnte) wird ihm alles fernere Unterrichtgeben in der Propstei Flensburg streng verboten.

In ähnlicher radicaler Weise räumte man die Steine des Anstoßes in andern Kirchspielen weg. Wo ein Lehrer nicht ganz zuverlässig dänisch gesinnt war, wurde er ausgemerzt. Und was setzte man an ihre Stelle? Habe ich vorhin bemerkt, daß an Candidaten des Predigtamtes in Dänemark Ueberfluß ist, so gilt von denen des Schulamts das Gegentheil. Man hatte, als man die Posten der frühern Lehrer in Angeln mit Nationaldänen oder Nordschleswigern besetzte, nicht einmal die Wahl zwischen guten und schlechten Subjecten. Da es jedoch in der Hauptsache auf Verbreitung der dänischen Sprache abgesehen war, so schien es auf mehr oder weniger Kenntniß und sonstige Tauglichkeit nicht anzukommen. So gelangten Menschen in's Amt, die früher Matrosen gewesen waren, und so lehren jetzt Leute hier zu Lande, die selbst noch in den wichtigsten Fächern des Unterrichts der Schule bedürfen. Statt der guten alten Zeit, auf der die Bildung der Schleswiger und namentlich die ungewöhnliche Bildung der Angler beruht, ist die lächerliche und böse alte Zeit wissen- und gewissenloser Schulmeisterei wieder eingezogen.

In einem Dorfe Mittelangelns unterhielt der neue Lehrer nach der Erzählung eines achtbaren Geistlichen die Kinder damit, daß er ihnen die Gesangbuchslieder nach der Melodie des Tapperen Landsoldat einübte*).

---

*) Dieses famose Lied ist (vgl. Petersens obenangeführte „Erlebnisse" S. 222.) von dem Pastor Carstesen zu Düppel, wahrscheinlich einem Grundtvigianer, in ein dänisches Gesangbuch aufgenommen worden, das man in Nordschleswig in die Kirchen und Schulen einzuführen bemüht ist. Um dies zu würdigen, und zugleich den Geschmack zu zeigen, der das Lied zum Nationalliede werden ließ, theile ich den Text im Folgenden in wortgetreuer prosaischer Uebersetzung mit. Es lautet:

„Als ich in den Krieg fortzog, wollte mein Mädel mit. Das kannst Du nicht, mein Schatz, ich gehe in den Krieg, und wenn ich nicht falle, komme ich wieder heim. Ja wäre keine Gefahr, so bleibe ich hier bei Dir. Aber alle Mädel Dänemarks die bauen auf mich, und darum will ich mich schlagen als tapferer Landsoldat. Hurrah! Hurrah! Hurrah!

In einer andern Schule wurde den Zöglingen (der Betreffende hatte dies sicher nicht aus Bunyans Pilgerfahrt) der Weg zum Himmel so dargestellt, daß man fast glauben könnte, der Lehrer sei auf Anrathen jenes geistlichen Verhöhners des zweiten Gebots gewählt worden. Auf dem Wege zur Thür des Paradieses ist nämlich nach jenem schulmeisterlichen Geographen ein Seitenpfad, der zur Hölle führt. Auf letzterem hat der liebe Gott, um noch eine Umkehr zu

---

Mein Vater und meine Mutter, die sagten diese Worte: Wenn die, auf welche wir uns verlassen, in den Krieg gehen, wer soll dann die Felder pflügen und wer soll dann das Gras mähen. — Ja es ist gerade darum, daß wir alle fort müssen; denn sonst kommt der Deutsche und hilft uns dabei. Und darum will ich u. s. w.

Wenn der Deutsche herkommt, beklage ich jedermann. Zu Peter und zu Paul sagt er: Du bist faul! Und schilt man ihn auf dänisch aus, so sagt er: Halt's Maul! Denn Leuten, welche alle Sprachen sprechen, ist das ganz Wurst (er det nu lige fedt), aber beim Teufel nicht demjenigen, der nur eine kann. Und darum will ich u. s. w.

Vom Dannebrog weiß ich, er fiel vom Himmel nieder. Er flattert in unsern Häfen und in der Umarmung des Soldaten, und keine andere Fahne hat wie er ihren eignen Namen. Und ihn hat der Deutsche gehöhnt und unter die Füße getreten. Nein, dazu ist unsre Fahne zu alt und zu gut. Und darum will ich u. s. w.

Wir bieten dem Feinde Trotz, wenn der König mit uns ist. Mit gezogenem Schwerte steht er da. Er spricht nicht, sondern schlägt zu. So dänisch wie er war kein König hier seit vielen Jahren. Sie lassen die Leute glauben, daß er nicht mehr frei ist, und wollen ihn doch selbst in die deutsche Sclaverei haben. Schaut darum will ich u. s. w.

Für's Mädel und unser Land kämpfen wir allesammt. Und weh dem elenden Taugenichts, der nicht seine Sprache liebt und nicht will opfern Leben und Blut für den alten Dannebrog. Aber komme ich nicht heim zu meinen alten Eltern, so wird König Friedrich sie trösten mit diesen Herzensworten: Sein Gelübde hat er gehalten, der tapfere Landsoldat. Hurrah! Hurrah! Hurrah! —

Daß dieses Machwerk volksthümlich wurde, ist nicht sehr erstaunlich, gerathen doch die Amerikaner bei dem geistesverwandten Yankeedoodle in Verzückung. Daß der König dem Poeten, dessen Gehirn es geboren, das Dannebrogskreuz verlieh, wird ebenfalls sehr Wenige verwundern. Daß auch der Componist des Liedes mit einem Orden geschmückt wurde, ist schon merkwürdiger, da, wie in den Herzogthümern alle Welt weiß, die Melodie keine andere als eine alte preußische ist, die ihrerseits wieder als eine Tochter des Alten Dessauers betrachtet werden muß. Einzig in seiner Art aber ist es wohl, wenn eine solche Sudelei eine Stelle in einem kirchlichen Gesangbuche erhält. Mir erschien der Einfall eines Fabrikanten, der sie auf das Schnupftuch gedruckt, von dem ich sie übersetze, bei Weitem sachgemäßer.

ermöglichen, etwa in der Hälfte eine Schenke einrichten lassen, in welcher der müde Wanderer einkehren kann, und ein Stück davon zweigt ein schmaler Fußsteig ab, der wieder auf die Himmelsstraße bringt. Ist man aber an diesem vorbeigegangen, so läuft man unabänderlich in den Höllenrachen.

Ein dritter von diesen Herren unterhielt sich, statt das Abc einzustudiren und die Schreibtafeln zu revidiren, mit seinen Schülern über Politik, und da er ein Freund Rußlands war, so äußerte er: „So gewiß ihr mich nicht bezwingt, so gewiß bleibt Sewastopol unbezwungen." — Ei das wäre! sagten etliche vorlaute Rangen. Wollten ihn schon unterkriegen. — „Nun so versucht's", rief der würdige Scholarch. Und siehe da, die Schule ließ sich das nicht zweimal sagen, sie hob in corpore den Handschuh auf, und es entstand ein Handgemenge, welches damit endigte, daß Sewastopol arg beschädigt eingenommen und dem Boden gleich gemacht wurde. Eine deshalb von der Gemeinde eingereichte Beschwerde fand ebenso wenig Berücksichtigung, als die Klage, daß derselbe Unhold seiner Klasse die Fortpflanzung des Menschengeschlechts durch eine Art lebende Bilder erklärt hatte, die an die Sage von Krates und Hipparchia erinnerte.

Auch das sind Mittheilungen, deren Wahrheit mir versichert wurde, die wenigstens in Aller Munde sind, und zu denen ich ein paar Dutzend ähnliche fügen könnte.

Es mag aber mit dem Gesagten, widerstrebend Gesagten, sein Bewenden haben. Abgesehen von jenen Allotriis, jenen Karrikaturen des Heiligen, jenen Faustschlägen, die der Moralität in's Gesicht versetzt werden, ist vor Allem die Verdummung zu beklagen, die, wie mir ein Kenner Dänemarks sagte, „freilich nothwendig scheint, wenn man auf die Conformität Schleswigs als Südjütlands mit Nordjütland hinarbeitet."

Die Wohlhabenden entgehen dem Uebel dadurch, daß sie sich von ihren Kindern trennen, um sie über die Grenze der sogenannten gemischten Distrícte zur Erziehung zu schicken. Die weniger bemittelten Patrioten müssen dulden, was vorläufig nicht zu ändern ist. Aber es ist herzzerreißend, wenn man sich erinnert, wie bei der letzten Confirmation, welche allenthalben gegen den Willen der Eltern auf

dänisch vollzogen wurde, ganze Gemeinden weinend vor den Kirchthüren standen, um ihre Kinder zu erwarten, und so oft ich der unglücklichen Mütter gedenke, welchen ich Trost einsprechen mußte über den geistigen Kindermord, dem ihre Kleinen in diesen Schulen ausgesetzt sind, so oft klingt mir die alte Klage durch die Seele: „Auf dem Gebirge hat man ein Geschrei gehört, viel Klagens, Weinens und Heulens. Rahel beweinte ihre Kinder und wollte sich nicht trösten lassen; denn es war aus mit ihnen."

Ich meine anderwärts gezeigt zu haben, daß eine empfindsame Auffassung der Menschen und Dinge eben nicht zu meinen Schwächen gehört, und wer die Zustände in Angeln durch eigne Anschauung kennt, wird in einem Vergleiche der Mütter von Angeln mit den Müttern von Bethlehem kein falsches Pathos finden. Wer mit den Madiais Mitleid fühlte, wird hier ein ähnliches Dulden für die höchsten Güter des Lebens sehen. Man hat — ich wiederhole es — für den erfundenen Schmerz einer Negermutter manches gestickte Taschentuch naß geweint; mögen die verehrten Leserinnen, denen diese Stelle vorzugsweise an's Herz gelegt sei, sich nicht vor dem wirklichen Schmerze verschließen, unter dem nähere Verwandte ihres Geschlechts, Frauen desselben Stammes und derselben Sprache leiden.

Fünfzehnter Brief.

Im Begriffe, Angeln zu verlassen, bemerke ich nur noch in der Kürze, daß auch von Seiten der Gerichts- und Administrativbehörden unter der Hand und nicht selten auch ganz offen ein ungerechtfertigter Sprachzwang ausgeübt wird. Man spricht zu Leuten, die nichts als deutsch können, dänisch und zeigt sich ungehalten, wenn sie die Sprache nicht verstehen. Man tauft Orte, die seit Jahrhunderten einen ehrlichen deutschen Namen geführt haben, um und läßt sie (z. B. auf Wegweisern) wieder heißen, wie sie zu den Zeiten der schwarzen Margarethe geheißen haben. Man schickt dänische Erlasse und Verfügungen an Bauern, die sie nicht lesen können, und fordert von ihnen unter Strafandrohung für den Fall der Weigerung dänische Beantwortung — alles im Schatten des Verfassungsparagraphen von der gleichen Berechtigung der beiden im Herzogthume gesprochnen Sprachen. Nach dem Sprachrescript von 1851 ist in Ansehung der öffentlichen Geschäfte vorgeschrieben, daß in den gemischten Districten in administrativen Angelegenheiten wie in Rechtssachen Jeder sich beliebig entweder der dänischen oder der deutschen Sprache bedienen könne, und daß die Resolution Seitens der Behörde in der Sprache zu ertheilen sei, die in dem Antrag gebraucht worden. Die Beamten interpretirten sich dies jedoch so, daß sie annahmen, wenn sie an Jemand dänisch schrieben (was sie fast immer thaten) müsse er dänisch antworten, während sie, wenn eine deutsche Klage oder Vorstellung einlief, stets bereit waren, ein dänisches Urtheil zu erlassen.

Wie man dabei verfährt, werden zwei Beispiele erkennen lassen.

Seit einem Jahrhundert zahlt jeder Inhaber eines söruper Kirchenbohls jährlich statt eines in früherer Zeit zu liefernden sechs-

pfündigen Schinkens 1 Mark Courant an den Küster. Der jetzige Küster erklärte sich, nachdem er drei Jahre mit dem Herkommen zufrieden gewesen, gegen diese Auslösung und verlangte Lieferung des Schinkens in natura. Die Bauern weigerten sich, das Visitatorium aber gab Jenem Recht und erhöhte überdieß das Gewicht des streitigen Objects auf 16 Pfund. Die Gemeinde protestirte, sich auf die Verjährung der Sache berufend, und es entstand ein Proceß, der sich geraume Zeit hinzog.

Da kam vor einigen Wochen durch das Amthaus ein Ministerialschreiben an das Pastorat, durch welches das willkürliche Urtheil des Visitatoriums bestätigt wurde. Es war, obwol die Rechtssache in deutscher Sprache eingeleitet worden, auf dänisch abgefaßt und forderte von den Juraten (Kirchenvorstehern) ein dänisch geschriebenes Verzeichniß derjenigen, welche mit der Schinkenlieferung noch im Rückstande seien. Hatte man sich schon das Schreiben übersetzen lassen müssen, so war man noch viel weniger im Stande, dem Verlangen des Ministeriums zu entsprechen, und so erklärte man sich ablehnend. Der Pfarrer bezeichnete dies als Widersetzlichkeit gegen die Obrigkeit und meldete die Weigerung der Juraten an das Amt. Dieses resolvirte umgehend, wenn das dänisch abgefaßte Verzeichniß nicht binnen vierundzwanzig Stunden in den Händen des Pastors sei, habe jeder der Juraten fünfzig Reichsthaler Brüche zu zahlen. Auf die abermalige Weigerung der Betreffenden kommt nach einigen Tagen ein zweites dänisch geschriebenes Amthausschreiben, des Inhalts, daß die Juraten innerhalb einer gesetzten Frist eine wieder dänisch abgefaßte Erklärung in der Sache zu unterzeichnen hätten, widrigenfalls sie außer der bereits verfallenen Brüche entweder mit 200 Reichsthalern Strafe oder entsprechendem Gefängniß gebüßt werden würden. Sie reisten jetzt nach Flensburg zum Amtmann und erklärten ihm mündlich, daß sie nichts, was sie nicht selbst lesen könnten, unterschreiben würden, und darauf wurde ihnen gestattet, jene Erklärung selbst aufzusetzen und zwar in deutscher Sprache. Letzteres war um so auffälliger, da sie ja nur deshalb gebrücht worden waren. Sie appellirten; da das Appellationsgericht aber in Rechtssachen, wo sichs um dänisch oder deutsch handelt, das Recht staatlichen Rücksichten unter-

zuordnen gewohnt ist, blieb es bei der Entscheidung des Amthauses, und die Juraten hatten Brüche und Kosten zu zahlen.

Aehnlich verfuhr man in folgendem Falle.

Im Frühjahr 1855 erließ der Amtmann Wolfhagen in Flensburg als königlicher Commissar der im Amte gelegenen adeligen Güter ein dänisches Schreiben an den Districtsdeputirten dieser Güter, in welchem er begehrte, daß die Gutsbesitzer des Bezirks die beigefügten ebenfalls dänisch abgefaßten statistischen Listen ausgefüllt zurücksendeten. Sämmtliche davon Betroffenen erklärten, daß sie dem Verlangen nicht zu willfahren vermöchten, da sie kein Dänisch verstünden. Ohne Zweifel war diese Entschuldigung gültig, da sie in einem District wohnten, wo die deutsche Nationalität mehr als vorherrschend ist und sogar gesetzlich als vorhanden vorausgesetzt wird. In Kopenhagen aber war man andrer Ansicht. Auf die natürlich deutsch verfaßte Ablehnung der Herren erfolgte, nach eingeholter Instruction aus dem schleswigschen Ministerium, eine Verfügung des Amtmanns und königlichen Commissars, nach welcher die Gutsbesitzer bei einer Ordnungsstrafe von hundert Thalern Reichsmünze die dänischen Listen auszufüllen hatten. Auch dem Districts-Oberbeamten wurde zugemuthet, in derselben Sprache, in welcher der Commissar an ihn geschrieben, d. h. dänisch zu antworten. Ein Gutsbesitzer, der dieses Verfahren ungesetzlich genannt, wurde in eine Brüche von fünfzig Thalern verurtheilt.

Die adeligen Güter sind mit einer einzigen Ausnahme sämmtlich in den Händen entschieden deutsch gesinnter Männer, die sich dem Vordringen des Dänenthums nach Kräften entgegenstemmen. Wie es mit der Bildung jener Ausnahme, des Etatsraths Hagemann auf Ohrfeld, steht, würde sich durch manches interessante Schriftstück aus seiner Feder zeigen lassen. Dennoch ist er von der Regierung mit mehrern einflußreichen und einträglichen Posten betraut worden, die er, der vor dem Umschwung der Dinge in den verschiedensten Beziehungen für die Sache des „Aufruhrs" thätig war, auf das Fleißigste und Rücksichtsloseste zur Förderung der dänischen Pläne benutzt. Früher mit allen Nachbarn befreundet, ist er in Folge dieser Wirksamkeit gegenwärtig auf den Umgang mit seinen Gensdarmen

und den dänischen Pfarrern beschränkt, und muß nach seinen eignen Worten „um ein freundliches Gesicht zu sehen bis Altona reisen," wo Oberst du Plat ist, dessen famoses Grußedict: „Hut ab bis zur Lende vor jeder dänischen Uniform!" an ihm einen eifrigen Unterstützer fand.

Das Gegentheil von ihm ist sein nördlicher Nachbar, Herr Hobe Baron von Geltingen. Der Erhebung fremd geblieben, wehrte er später als Patron der Kirche die Danisirungsmaßregeln des Ministeriums mit aller Macht ab. Als der allgemein geliebte und verehrte erste Pastor der Gemeinde ohne Angabe eines Grundes suspendirt wurde, um einem Dänen Platz zu machen, war er längere Zeit das einzige Hinderniß der Anstellung eines Geistlichen, wie man ihn in Flensburg wünschte. Obwohl Katholik, sorgte er auf das Gewissenhafteste für das Wohl der seiner Obhut untergebenen kirchlichen Angelegenheiten, und diese Gewissenhaftigkeit kostete ihm zuletzt sein ererbtes Patronatsrecht. Lediglich seinetwillen wurde in die Verfassung des Herzogthums Schleswig ein Paragraph aufgenommen, nach welchem es „nur evangelisch-lutherischen Christen gestattet ist, Kirchen- und Schulpatronatsrechte auszuüben*), und was schmachvoller ist, man gab, indem man eine von dem Baron vor Erlaß des Grundgesetzes veröffentlichte Vacanzanzeige annullirte, jenem Paragraphen rückwirkende Kraft. Verwahrungen und Proteste hatten keinen Erfolg, der Baron mußte sein Recht aufgeben, aber er wird sich mit der Liebe und Verehrung trösten, die ihm alle Mitglieder der Gemeinde für sein redliches Streben, seine Standhaftigkeit und Opferwilligkeit zollen.

Fragt man sich, weshalb in der schleswigschen Ständeversammlung keine oder doch kaum hörbare Stimmen gegen diese Gewaltstreiche laut geworden sind, so liegt die Antwort darin, daß trotz der Amnestie jedem, der sich auch nur entfernt an der Erhebung be-

*) In Schleswig ist sonst kein nichtlutherischer Kirchenpatron, und in die holsteinische Verfassung ist — obwol dort ein ähnlicher Fall in der Person des katholischen Grafen Westphalen (Patrons zu Lebrade) vorliegt — ein Paragraph wie der angeführte nicht aufgenommen. Lediglich deshalb nicht, weil es dort nichts zu danisiren giebt.

theiligt hatte, das Recht zu wählen oder gewählt zu werden, abgesprochen und allein im Kirchspiel Gelting von 17 Wählern 16 durch den Amtmann Wolfhagen ausgestrichen wurden. Petitionen gegen den Sprachzwang gingen zu Hunderten ein.

Ich komme nun zu der erfreulicheren Aufgabe, Ihnen Flensburg zu schildern, die größte und wie ich glaube auch die am anmuthigsten gelegene Stadt der Herzogthümer. Der Charakter des Bildes, welches sich vom Ballastberge gesehen am Besten ausnimmt, ist eine Mischung von Kiel und Schleswig. Unter licht- und dunkelgrün schattirten ziemlich hohen Hügeln, auf denen stattliche Windmühlen sich drehen, zieht sich um den Rand einer schönen blauen Bucht ein Hufeisen von Häusern mit weißen Mauern und rothen Dächern hin. Von Kiel hat die Stadt die dichte Bauart und den regen Verkehr im Hafen, von Schleswig die Form und die Länge der großen Straße, aus der sie in der Hauptsache besteht. Als Eigenthümlichkeit kommen im Norden verschiedene Fabriken mit hohen Schornsteinen und auf den Abhängen im Westen mehrere hübsche Landhäuser hinzu.

Im Innern mahnen die Gaslaternen und viele glänzende Läden an großstädtische Elemente, während andrerseits das abscheuliche Pflaster und der Mangel an Trottoirs an kleinstädtische Verhältnisse erinnern. Die beiden Hauptkirchen sind äußerlich unschön. Von der Duburg, die sich einst als starke Feste über der Stadt erhob, ist nur noch ein Stück Mauer übrig. Lohnend ist ein Besuch des ungemein schönen Friedhofs, auf dem eine beträchtliche Anzahl von Deutschen und Dänen, die in den Schlachten bei Schleswig und Idstedt fielen, begraben sind. Andre Sehenswürdigkeiten hat Flensburg nicht, wohl aber bietet die Umgegend auch hier nach allen Seiten reizende Spaziergänge.

Der Ton, der in der bessern Gesellschaft herrscht, erinnert sehr an Hamburg, in den Beamtenkreisen wahrscheinlich mehr an Kopenhagen. Es giebt mehrere sehr reiche Häuser hier. Die Zeiten aber, die vor fünfzig Jahren die Stadt zu einem der bedeutendsten Handelsplätze des Nordens machten, sind vorüber. Damals gab es manchen Rheder, der ein halbes Dutzend und mehr von den größten

Kauffahrern im überseeischen Handel beschäftigte, und die Schiffswerften waren die ersten an der Ostsee. Namentlich fand ein äußerst lebhafter und für die Stadt gewinnreicher Verkehr mit Norwegen und Westindien statt.

Das Zerwürfniß Dänemarks mit England brachte die Entwickelung des Handels ins Stocken. Die Lostrennung Norwegens von der Krone Dänemark schadete wesentlich. Der Unternehmungsgeist der Kaufleute begann sich in der Hauptsache auf die baltischen Länder zu beschränken. Die Fabrikation leistete nur noch in einigen Branchen, wie Oel- und Zuckersiederei, Papierverfertigung, Ziegelstreicherei und Eisengießerei Erwähnenswerthes. Der Schiffbau zog sich mehr und mehr nach dem benachbarten Apenrade hin, dessen Einwohner früher die alten cassirten Fahrzeuge der Flensburger zu kaufen pflegten, während es jetzt umgekehrt ist. Im Jahre 1806 besaß die Stadt 270 Schiffe, 1844 nur noch 124. Die Hoffnung, welche eine gewisse Partei unter den Kaufleuten hegte, der Sieg Dänemarks in der schleswig-holsteinischen Sache werde der Stadt als Handelsplatz zu Gute kommen, hat sich nicht erfüllt. Was in merkantiler Beziehung etwa gewonnen wurde, nützte lediglich den Kopenhagnern. Die Ehre, die darin gesehen werden kann, daß Flensburg zur Hauptstadt des Herzogthums geworden ist, und die Uebersiedelung der Oberbehörden von Schleswig hierher wird von der Bevölkerung als eine ungenügende Entschädigung für diese Enttäuschung angesehen, und wenn es nicht zu leugnen ist, daß sich in der Zeit der Erhebung namentlich in den untern Ständen dänische Sympathien kundgaben *), so haben dieselben jetzt selbst unter dem niedern Volke

*) Zu den Hauptmißverständnissen der Jahre 1848 bis 1850 gehörte das, nach welchem Flensburg für sehr dänisch galt. Die wohlhabende und gebildete Klasse ist dies nur in wenigen der ihr Angehörigen gewesen. Die Stadt treibt bedeutenden Handel mit Jütland und den dänischen Inseln, wohin sie theils die direct aus Westindien bezogenen Waaren versendet, theils den Handel der Herzogthümer und des nördlichen Deutschland in Concurrenz mit andern Städten vermittelt. Ein kleiner Theil der Kaufmannschaft, der sich lieber im Besitz der altgewohnten Verbindungen erhalten als neue Wege betreten wollte, unterlag dem Irrthum, daß durch den Anschluß Schleswigs an Deutschland jene Verbindungen gefährdet werden würden. Aber auch diese Partei (sie wurde von Agent Jensen geführt und war gegen 50 Köpfe stark)

einer sehr verschiedenen Stimmung Platz gemacht. Giebt es außer den Beamten noch einige Deutsche, welche zu Dänemark halten, so verschwindet ihre Zahl im Vergleich mit denen, die entgegengesetzten Meinungen huldigen, beinahe vollständig. Ein Kenner der Verhältnisse, den ich um eine ungefärbte Darstellung der Sachlage ersuchte, schreibt mir:

„Hinsichtlich des Standes der Parteien ist zu bemerken, daß die gesammte Intelligenz des Handelsstandes und der bei Weitem überwiegende Theil des Kapitals jetzt wie früher unverändert durch den deutschgesinnten Theil unsrer Kaufmannschaft repräsentirt wird, und genau das nämliche Verhältniß findet unter den Handwerkern statt. Nirgends schließt man sich strenger gegen alles Dänische ab als hier. Eine fanatische bornirte, durch allerlei Vorspiegelungen verblendete, zum Theil auch durch die mißlichen Umstände ihrer Mitglieder zu einem radicalen Umsturz geneigte Partei, die sich in den Kriegsjahren wiederholt durch tumultuarisches Gebahren bemerklich machte, hat als solche längst zu existiren aufgehört. Die wenigen zur wohlhabenden Klasse zu zählenden Persönlichkeiten, welche ihr angehörten, werden wohl nur durch den Umstand, daß sie sich zu weit eingelassen haben, und daß man sie deutscherseits nicht mag, von der Umkehr abgehalten. Die meisten Uebrigen zeigen sich, einsehend, daß auf diesem Wege nichts gewonnen, aber Manches verloren wurde, der neuen Ordnung der Dinge jetzt in viel höherm Grade abgeneigt als dies vor dem Jahre 1848 mit den alten Zuständen der Fall war. Eine dänische Partei giebt es hier nur insofern noch, als die hier wohnenden Nationaldänen, Offiziere, Beamte und einige Kaufleute und Handwerker zusammenhalten und diesen sich diejenigen Deutschen anschließen, welche durch den Umschwung der Verhältnisse einen Orden, eine Versorgung oder sonstige persönliche Vortheile erlangt haben. Diese Coterie versucht noch bisweilen Demonstrationen, feiert die Schlachttage von Fridericia und

wollte keine Incorporirung in Dänemark, sondern nur ein selbständiges Herzogthum Schleswig. Als entschieden dänisch gesinnt galten damals blos die 30 Mitglieder von A. Christiansens Bürgerverein. Entschieden schleswig-holsteinisch dagegen war das Casino, zu dessen 250 Mitgliedern die ersten Kaufleute und Rheder Flensburgs gehörten.

Idstedt u. s. w. Sie sind aber durchaus auf sich angewiesen und ohne alle Berührung mit dem eigentlichen Kern des Bürgerstandes, und bei diesem Systeme der Absperrung, welches sich selbst auf die Wahl der Vergnügungsorte, Gasthöfe und Bierhäuser ausdehnt, so daß ein Däne oder Dänischgesinnter sich nicht leicht in eines der als deutsch bekannten Lokalen wagt, fehlt es an Zusammenstößen fast gänzlich. Nur zuweilen tritt die Parteistellung lebendiger hervor, da die Deutschen Gegner Rußlands, die Dänen ohne Ausnahme fanatische Verehrer derselben sind; indeß vermeidet man in dieser Beziehung jede Discussion in andern als vertrauten Kreisen, da eine mißliebige Aeußerung über dieses Thema hier fast so gefährlich als im Czarenreiche selbst ist."

Aus andern Quellen füge ich dem hinzu, daß die Gesinnung sich in gewissem Grade sogar nach den Quartieren der Stadt abgrenzt, indem die größere südliche Hälfte durchaus deutsch ist, während im Norden die Dänen theilweise vorherrschen; daß als Sammelplatz der letztern, soweit sie den vornehmern Ständen angehören, das große Hotel Rasch, als Mittelpunkt der Deutschen dagegen das Gasthaus zur Stadt Hamburg gilt, welches zu den besten nördlich der Elbe gehört; daß ferner an der Spitze der dänischgesinnten Deutschen die Kaufleute A. Christiansen und W. Schmidt stehen, und daß auch die Damenwelt sehr lebhaft Partei für und gegen Dänemark nimmt, ein Umstand, in Folge dessen die Frauen jener beiden Kaufleute mit dem Danebrog geschmückt, Damen von der entgegengesetzten Seite aber wiederholt insultirt und vor Gericht gefordert worden sind. Die Kirchen- und Schulsprache ist hier deutsch. Nur in der kleinen Heiligen-Geistkirche wird dänisch gepredigt, und die Verhältnisse am Gymnasium sind ähnlich denen an der Domschule in Schleswig. Die Garnison ist ziemlich stark. Ihr Commandant, General v. Bülow, der Sieger bei Bau, läßt die deutschen Damen gelegentlich im Theater durch den Tappern Landsoldat ärgern; im Uebrigen wird jetzt nicht über das Militär geklagt. Als Merkwürdigkeit mag noch erwähnt werden, daß ich hier einen Offizier selbst beim Aufziehen auf die Wache mit Vatermördern geschmückt sah.

Fallen in Flensburg die Klagen über den Sprachzwang weg, so

ist man um so verdrießlicher über die Art, wie die Behörden die Reichs-münz-Verordnung in Vollzug setzen, und man könnte in der That fast an dem Verstande derselben irre werden, wenn man Thatsachen wie die folgenden hört.

Den Kaufleuten wurde vorgeschrieben, ihre Bücher bei Verlust der rechtlichen Beweiskraft derselben und bei Strafe der Einziehung des Rechts der Creditauflage, ausschließlich in Reichsgeld zu führen und demgemäß alle Notirungen für englische Pfund Sterling, französische Francs, amerikanische Dollars, preußische Thaler, hamburger Mark Banco ohne Unterschied in dem neuen Gelde zu beschaffen, obschon sich der Handelswerth dieser Münzen erst aus dem Cours ergiebt, der am Zieltage stattfindet. Die Zollbehörden erhielten den Auftrag, Haus für Haus die Handelsbücher der verschiedenen Geschäfte durchzusehen, um sich zu überzeugen, daß man der Vorschrift nachgekommen sei.

Im Lokale des Bürgervereins zu Flensburg befindet sich eine Tafel, auf welcher die eintreffenden hamburger Course zur leichtern Kenntnißnahme des Publicums angezeigt und die Werthverhältnisse der verschiedenen Münzarten nach einem für diesen Zweck eingerichteten Schema einfach durch Gegenüberstellung — z. B. 200 Rthlr. R. M. = 300 Mk. hamb. Banco = 150 Thaler preußisch — bezeichnet zu werden pflegten. Es wurde befohlen, daß inskünftige nur die erste Rubrik stehen bleiben, die beiden andern aber weggelassen werden sollten, wodurch selbstverständlich auch jene ihre Bedeutung einbüßte — eine Lächerlichkeit, die nach Schilda gehört.

Die Polizeidiener gingen auf dem Markte herum und belauschten die Bauern, wenn sie sich mit einander besprachen, um zu hören, ob sie ihren Erlös etwa in Courant angaben. Sie mochten nun nachweisen, daß sie den Handel in Reichsmünze abgeschlossen, die Zahlung selbst in Reichsmünze erhalten hatten, dennoch wurden sie in Strafe genommen, obgleich kein Gesetz verbietet oder auch nur vernünftigerweise verbieten kann, von Courant zu sprechen.

Ein Kaufmann hatte vor längerer Zeit einer Matrosenfrau einen Schein ausgestellt, worin er dieser für die Dauer der Abwesenheit ihres Mannes in Courantgelde eine wöchentliche Unterstützung zusagte,

welche sie gegen Vorzeigung des Scheins auf seinem Comptoir erheben könne. Der Zettel gerieth durch Zufall in die Hände der Behörde, und siehe da, der betreffende Kaufmann wurde ohne irgendwelche Rücksicht auf den vorhandenen milden Zweck sowie ohne Beachtung des Umstandes, daß der Schein vor dem Erlaß der Reichsmünz-Verordnung geschrieben und ihm persönlich nicht wieder zu Gesicht gekommen war, in eine hohe Geldstrafe verurtheilt. Der Zettel, hieß es, hätte bei der Präsentation auf dem Comptoir umgeschrieben werden müssen, und der Principal sei in solchen Fällen für das Verfahren seiner Leute verantwortlich.

Mehrere Eingesessene der Husbyharde, die sich beim Kartenspiel der Courantschillinge bedient, ohne jedoch solche zu nennen, wurden bestraft, „weil sich aus der Spielberechnung ergebe, daß sie den Courantschilling beim Spiele als Einheit, nicht als Mehrheit (3 Schilling Reichsmünze) angesehen. Ein Bewohner der Wiesharde wurde von der Polizei in Flensburg dienstlich bei seiner Behörde denuncirt, weil er im Gespräch mit jemand auf die Frage, was er für sein Kalb erhalten, gesagt habe: „Fünf Mark" — worunter er nur Courant verstanden haben könne.

Merkwürdigerweise wurden die zahlreichen Brücheerkenntnisse aus dieser Periode (die sich beiläufig auf viele tausend Thaler belaufen *) amtlich auf Stempelbogen ausgefertigt, welche in der Ueberschrift die Werthangabe in Courantgeld ausgedrückt enthielten, auf dessen Nennung der Thatbestand des fraglichen Verbrechens beruhte.

Bei vorkommenden Markthändeln entschied das Polizeigericht in wiederholten Fällen, daß die ohne genauere Angabe in Schillingen oder Mark geforderten Preise jedes Mal in Reichsgeld zu verstehen seien, wodurch Mancher seine Waare für ein Drittel des Werthes hinzugeben genöthigt war, während er noch außerdem in Strafe genommen wurde.

Komische Geschichten laufen in Folge dieses Verfahrens natürlich in Masse um.

---

*) In Sachsen bestrafte man Leute, die nach altem Gelde rechneten, mit 5 Neugroschen. Hier wird nach §. 9 der Verfassung, welcher Vorschriften über Majestätsbeleidigung, Aufruhr und Widersetzlichkeit gegen die Obrigkeit enthält, abgeurtheilt. Daher die bisweilen ungeheuerlichen Brücheerkenntnisse.

Besonders die Gensd'armen sollen die Chancen, die sich ihnen in der Verordnung zur Verbesserung ihres Gehalts boten, fleißig benutzt und ausgebeutet haben, sodaß einer sich durch seinen Antheil an den Brüchen und andrerseits durch billiges Einkaufen auf zweitausend Thaler jährlich zu stehen rühmen konnte. Ein andrer dieser Herren kaufte von einem Bauer zwischen Flensburg und Tondern einen Hammel. Letzterer ahnte nichts Arges und forderte 15 Mark (= 6 Thlr. 12 Sgr.). Der Gensd'arm zahlte ihm 15 dänische Mark, d. h. den dritten Theil dessen, was der Verkäufer im Sinne gehabt, hin. Letzterer gab sich damit zufrieden, da er sonst noch bestraft worden wäre. Unglücklicherweise trug sich's aber zu, daß besagter Hammel um's Leben kam, ehe der Gensd'arm noch seines Vortheils froh geworden. Einige Zeit nachher klagte er dieses Unglück dem nämlichen Bauern, der ihn gutmüthig bedauert und ihm sogar einen andern Hammel zu verkaufen verspricht, sich aber doch beim Abschied nicht entbrechen kann, ihm zu sagen: „Einen guten Rath nehmen Sie mir wohl nicht übel. Wenn Sie künftig was kaufen, so handeln Sie in Reichsmünze und bezahlen Sie in Courant — vielleicht haben Sie dann mehr Glück."

Ein Schlachter in Flensburg kam in ein angelsches Dorf und handelte hier mit einem alten Bauer um ein Kalb. Man wurde über 16 Mark einig, und der Schlachter zahlte 16 Mark Reichsgeld hin. Der Alte remonstrirte, es half ihm aber nichts, und frohen Muthes zog der Käufer mit seiner Beute ab. Tief bekümmert sah ihm der Bauer nach so weit er konnte. Da kam sein Sohn. Er klagte ihm das gehabte Unglück. „Schadet nichts, das wollen wir schon kriegen. Ich soll in Flensburg Fleisch für ein Arfbeer holen, und der Kerl kennt mich nicht. Heut Abend haben wir unser Kalb doppelt bezahlt." Damit machte er sich nach der Stadt auf, fuhr bei dem Fleischer vor, behandelte im Beisein eines Zeugen einige achtzig Pfund Fleisch zu sechs Schilling das Pfund und ließ sich's von dem Metzger auf den Wagen laden. Als es aber zum Bezahlen kam, legte er so viele Reichsschillinge auf den Tisch, als jener Courantschillinge erwarten zu dürfen meinte. Nein, sagte der Fleischer, „so haben wir nicht gewettet." — „Ja", sagte der Bauer, „heute Morgen so, heute Abend ebenso. Wer A sagt, muß auch B sagen."

Eigenthümlich ist nach verschiedenen Mittheilungen wohlunterrichteter Freunde die Art, in welcher man die Beamtenstellen besetzt. Daß man lange Zeit dazu nur Dänen nahm, verstand sich nach den Persönlichkeiten, die hier zu entscheiden hatten, ganz von selbst.

Ein deutscher Schleswiger wünschte vor einiger Zeit Anstellung im Ministerium als Hülfsarbeiter. Er wandte sich an den damals in Schleswig anwesenden Minister Moltke und brachte auf dessen Verlangen die besten Zeugnisse sowol über sein Wissen als über sein politisches Verhalten bei. Moltke, erfreut, endlich einen brauchbaren Menschen anstellen zu können, hieß den Betreffenden mit seinen Zeugnissen sofort nach Kopenhagen reisen und Raaslöf (damals Departementschef) sagen, er sei angestellt. Vergnügt that der junge Mann, wie ihm geheißen, fand sich jedoch kläglich enttäuscht. Raaslöf las die Zeugnisse, gab sie zurück und sagte: „Das ist Alles recht schön. Aber sagen Sie dem Minister: er möge Sie unterbringen, wo er wolle. In Schleswig ist für Sie, so lange noch Dänen zu versorgen sind, kein Platz."

In ähnlichem Sinn äußerte sich der jetzige Departementschef Krieger.

Sie entsinnen sich, was in einem frühern Zusammenhange über die Weise, in welcher man in Kopenhagen studirt, gesagt wurde. Was dort von den Theologen angeführt ist, gilt im gleichen Maße von den Juristen. Wer von den letztern zum Examen geht, lernt „Christian den Femte's Lovbog" auswendig und läßt sich dieses Wissen gleich einem Schulknaben abhören. Vom römischen Rechte haben nur die Ausnahmen von der Regel einige Kenntniß; von dem sehr gemischten Rechte, welches in Schleswig gilt, wissen selbst diese gewöhnlich nichts.

Jener Krieger hat ein Buch über schleswigsches Recht verfaßt, auf welches die Dänen schwören. Ein hiesiger Advocat charakterisirte den Inhalt desselben in folgenden Sätzen: Im Herzogthum Schleswig gilt nur das dänische Recht; das römische hat dort keine Geltung, ist auch veraltet; wo man nicht mit Christian des Fünften Gesetzbuch auskommt, muß man nach der Natur der Sache entschei-

den; endlich ist die Gesetzgebung noch so unvollständig, daß es in Schleswig eigentlich gar kein Recht giebt.

Von allen diesen Behauptungen würde, falls sie den Charakter des Buchs richtig wieder gäben, nur die letzte von den schleswigschen Rechtskundigen keinen Widerspruch erfahren.

Bezeichnend ist die naive Antwort, welche ein jetziges Mitglied des flensburger Appellationsgerichts im Examen auf die Frage gab, was der Herr vom schleswigschen Proceß wisse. „Meine Retning (Richtung) geht nach Noheren (Norden), nick nak Ssüden. Wenn Ssie mir fragen nach dat jütske Lov, ßo ßoll ich Ssie ßagen.“ Fama setzt hinzu, man habe ihm für diese patriotische Unwissenheit den ersten Charakter ertheilen wollen.

Bis letzte Michaelis war das Examen bei dem Appellationsgerichte so eingerichtet, daß die dänischen Juristen die in Kopenhagen erhaltene Censur auf Schleswig übertrugen. Man begab sich der Form wegen nach Flensburg zur Prüfung und erhielt dort, wenn man überhaupt etwas wußte, mindestens ein gleich gutes Zeugniß wie in der Hauptstadt. Die in Kiel erlangten Censuren wurden nicht beachtet. Es strömten zu jedem Examen Dutzende dänischer Candidaten zusammen, es wurden sogar außerordentliche Examina angeordnet, um die Herren schnell unterzubringen — und so ist namentlich im Norden und in der Mitte des Herzogthums die große Mehrzahl der Aemter in den Händen durchaus unfähiger Menschen, die sich lediglich dadurch empfahlen, daß sie Nationaldänen waren. Mehrern hat man gestatten müssen, sich deutsche Juristen zu Schreibern und Gehülfen zu nehmen, und zwar nicht blos wegen ihrer geringen Kenntniß des Deutschen. Andere urtheilen größtentheils nach Gutdünken, schlagen in Esmarchs bürgerlichem Rechte nach und begehen dabei eine solche Menge von wunderlichen Mißgriffen, daß selbst die Bauern anfangen, sie mit verdächtigen Augen anzusehen. Dazu kommt, daß viele von ihnen die kopenhagener Liederlichkeit mit herüberbringen, daß sie sich in der Regel auch dem plattdänischen Volke nicht recht verständlich machen können und daß sie politischen Rücksichten wesentlichen Einfluß auf ihre Entscheidung einräumen.

Kommt ihnen eine Sache vor, so ist gemeiniglich die erste Frage,

wie die Parteien sich während des Kriegs verhalten haben, ob sie gar in der „Insurgentenarmee“ gedient, welche Gesinnung sie seitdem kundgegeben haben, und darnach wird dann erkannt. Sucht ein Dorfschneider oder Landtischler um eine Concession, um eine Erweiterung seines Geschäfts durch Berechtigung zur Annahme noch eines Gehülfen u. s. w. nach, so wird Bericht eingefordert, ob der Meister deutsch oder dänisch denkt, und ist ersteres der Fall, so wird in der Regel abschläglich beschieden.

Die dänischen Sachwalter sind nach meinen Berichterstattern meist ebenso große Ignoranten als die Mehrzahl der Beamten. Auch bei ihnen liegt der Nothhelfer Esmarch stets auf dem Arbeitstische, um Auskunft zu geben. „Dat könnt wi sölf“, sagen die Bauern, und deshalb haben diese Herren meist nichts zu thun, und so ist die Advocatur die einzige Branche juristischer Thätigkeit, zu der sich die Dänen nicht herandrängen.

Von den zahlreichen Communalbeamten und Subalternen sind durch die dänische Revolution die Meisten von ihren Posten entfernt worden, und um die erledigten Stellen mit willfährigen Subjecten ausfüllen zu können, hat man mehrmals den uralten Institutionen der hiesigen Justizverfassung die plumpste Gewalt angethan.

Um die, wie man mir sagt, in Dänemark gebräuchliche, in Schleswig durch ausdrückliches Gesetz verbotene außerordentliche Strafe wieder aufleben zu lassen, haben die dänischen Beamten hier das Vergehen der „Mißlichkeit“ erfunden, eine Neuerung, nach welcher alle die bestraft werden, welche sich unbequem machen. Der Ausdruck „Mißliebigkeit“ wäre geeigneter und wird hierdurch empfohlen. Beispiele, welche das Verständniß erleichtern, sind folgende.

Sandmann J. in S. hatte sich in seiner Stellung als Beisitzer des Dinggerichts längere Zeit behauptet, weil er, ein bejahrter Mann von stillem Charakter, gewissenhaft und geschäftstüchtig, sich von allen politischen Vorgängen fern gehalten hatte, sodaß ihm auch in dieser Beziehung thatsächlich nichts zur Last zu legen war. Demungeachtet beschloß man seine Entfernung vom Amte. Vermuthlich war irgend einem Beamten seine Miene mißlich vorgekommen — eine Vermuthung, die sich darauf gründet, daß der Amtmann Wolfhagen

dem Pastor Valentiner seine Entfernung von der Pfarrstelle in Gelting auf diese Weise erklärte. Gleichviel, der Hardesvogt Schack-Brockenhuus redet ihn einst beim Hinausgehen aus der Sitzung an:

„Herr J., ich habe Sie schon längst einmal fragen wollen, wie Sie sich in den Kriegsjahren verhalten haben."

Antwort: „Herr Hardesvogt, wenn Sie mich abzusetzen beabsichtigen, so ist mir das völlig einerlei. Thun Sie, was Sie nicht lassen können. Auf Ihre Frage kann ich nur die Antwort geben, daß ich mein Lebenlang den Spruch vor Augen gehabt habe: Fürchte Gott und ehre den König."

Darauf erwiderte der Hardesvogt: „Herr J., es thut mir leid, unter diesen Umständen können Sie nicht länger Sandmann bleiben. Sie sind abgesetzt." — „Adieu, Herr Hardesvogt", sagte lächelnd über diese Folge seiner Gottesfurcht und Loyalität der Bauer und ging.

Wegen einer andern Mißlichkeit wurde der Kaufmann A. in Flensburg mit Gefängnißstrafe bei Wasser und Brot von fünfzehn Tagen belegt. An dem Abende, an welchem der Gesammtstaatskönig Friedrich der Siebente auf seiner Rückreise von Holstein im November 1854 einige Stunden in Flensburg verweilte, wurde der Stiftungstag der Harmonie, in welcher die meisten intelligenten Kaufleute Mitglieder sind, durch ein Souper gefeiert. Der genannte Herr war gerade in einem Toast begriffen, als der König unten vorüberfuhr, um sich nach Kopenhagen zurückzubegeben. Jener glaubte, es könne ihm übel ausgelegt werden, wenn er in seiner Rede fortführe. Er schaltete darum die Worte ein: „Soeben fährt Se. Majestät, unser königlicher Herzog, vorüber. Wünschen wir ihm eine glückliche Reise." Am andern Morgen wurde er zum Oberpräsidenten der Stadt v. Rosen citirt, der ihm sagte, er habe aufrührerische Ausdrücke gebraucht. Der Wunsch einer glücklichen Reise sei ein Zeichen der Freude, daß Se. Majestät abreise. Die Harmoniegesellschaft müsse ihn ausstoßen, widrigenfalls ihre Schließung erfolgen werde. Vergebens führte A. an, daß man ja seinen liebsten Freunden eine glückliche Reise zu wünschen pflege. Es blieb dabei, und

um die Gesellschaft nicht in Conflicte mit sich selbst zu bringen, trat A. freiwillig aus ihrer Mitte.

Darauf wurde er vor das Magistratsgericht gefordert, und v. Rosen sagte ihm hier: „Sie haben in Ihrer Rede den Ausdruck: Königlicher Herzog gebraucht. Das ist eine Erinnerung an die Revolutionszeit, für die Sie straffällig sind." A. erwiderte, das könne nicht sein, da ja Se. Majestät sich auf jedem Thaler König und Herzog von Schleswig, Holstein u. s. w. nenne, und da er obendrein erst vor wenigen Tagen beim Diner im Bürgerverein vor mehr als zweihundert Personen und in Gegenwart des gesammten hochlöblichen Magistrats in einem Toast gesagt habe: „Ich, Euer königlicher Herzog." Wie die Majestät sich selbst schreibe und nenne, dürfe Jedermann sie auch bezeichnen. Der Präsident antwortete, auch er habe gehört, daß der König sich wie angegeben genannt, es habe ihm jedoch sehr leid gethan, und so blieb die Sache eine Mißlichkeit, A. wurde verurtheilt und das Appellationsgericht erklärte sich einverstanden damit.

Große Mißlichkeiten waren es, wenn Einer oder der Andere Kleider trug, welche an Schleswig-Holstein erinnerten. Mehrmals kam es namentlich im ersten Jahre nach dem Kriege vor, daß Damen arretirt wurden, welche irgendwie eine Andeutung des verhaßten Blaurothweiß blicken ließen, wobei in zweifelhaften Fällen das Gesicht als weiß präsumirt worden sein soll. Einer Dame wurde, wie die Sage geht, bei Abend ein grünrothweißer Hut confiscirt. Andern Tags vor Gericht gefordert, nahm sie als curator litis ihren Hausknecht mit. Der Hut wurde restituirt, für den Hausknecht hatte sie eine Brüche zu zahlen. Als man ihr auseinandersetzte, daß in der Wahl desselben eine Beleidigung des Gerichts liege, zog sie die Börse und fragte einfach: „Was kostet das?"

Einem Kellner wurde 1854 vom Hardesvogt Baron Vedel eine schwarzblaue Halsbinde mit haarbreiten weißen Streifen und einer roth und schwarzen Spitze confiscirt, obwohl er diese Mißlichkeit seit 1848 jeden Sonntag getragen hatte und in Folge so langen Gebrauchs kaum noch eine Farbe zu erkennen war. Ein Viehhändler wurde gebrücht, weil er das Staatsverbrechen begangen, den von

ihm gekauften Schafen durch die rothen Striche, womit der frühere Eigenthümer sie gezeichnet, einen blauen Querstrich zu machen. In der That, man sollte bei dieser Subtilität fast an die Wahrheit des „Dönchens" glauben, nach welchem der Bauernwitz einen Kuhjungen ins Gefängniß gesteckt werden läßt, weil er einer roth und weiß gescheckten Starke einen blauen Fleck geschlagen.

Die Verachtung, die das Volk auf Grund solcher Vorfälle vor der Majorität der Beamten hegt, scheint, den Kreisen nach zu urtheilen, mit denen ich bisher in Berührung kam, ungemein intensiv zu sein, und bezeichnend für die Stimmung ist, daß die dänischen Beamten, als sie im vorigen Winter eine Schlittenfahrt nach Husby unternahmen, sich von nicht weniger als 16 Gensd'armen begleiten ließen.

Ein früheres Mitglied des schleswig-holsteinischen Beamtenstandes, welches seit der Krisis von 1850 in unabhängiger Zurückgezogenheit lebt, befand sich vor zwei Jahren in Geschäften einige Tage zu Kopenhagen. Der Zufall brachte den Herrn in Berührung mit dem Grafen Moltke, damaligem Minister des Herzogthums Schleswig. Der Minister war, sei es aus Achtung vor der Person des Betreffenden oder weil dieser keine Bitte an ihn hatte, gegen seine Gewohnheit sehr höflich, unterdrückte die sonst unerträgliche Manier, seiner übeln Laune freien Lauf zu lassen, und erkundigte sich sogar mit sichtlicher Theilnahme nach den Zuständen im Herzogthume. Es wurde ihm reiner Wein eingeschenkt.

„Wie steht es mit der Justiz im Schleswigschen?" fragte der Minister.

„Excellenz", lautete die Antwort, „es bleibt den Parteien in der Regel nur die Wahl, entweder an dem Verstande oder an dem guten Willen der Behörden zu verzweifeln." —

„Die Justiz muß allerdings herzlich schlecht sein — das glaube ich wohl", entgegnete der Minister. „Das ist den Umständen nach nicht anders möglich. Aber wissen denn die Parteien nicht, daß es zwei Instanzen giebt?"

Die Anwort, welche hierauf erfolgte, soll sehr derb gewesen sein. Indeß mag ich sie nicht verbürgen, da es bei solchen Relationen

aus der zweiten Hand unmöglich ist, zu unterscheiden, was wahr und was Zusatz der Sage ist. Es genügt, zu bemerken, daß das, was der Gefragte von den Unterdikasterien äußerte, von dem Appellationsgerichte in Flensburg ebenfalls behauptet wurde, allein mit dem Unterschiede, daß die Meinung dahin ging, die Fehler und Mängel der Rechtspflege träten an der obersten Stelle weit greller hervor.

Ein Freund, den ich um ein Urtheil in der Sache bat, theilte mir über diese oberste Justizbehörde Nachstehendes mit:

„Ein Blick auf die von einem Mitgliede des Appellationsgerichts redigirte juristische Wochenschrift, welche an die Stelle der rühmlich bekannten schleswig-holsteinischen Anzeigen getreten ist und die Bestimmung hat, die wichtigern Entscheidungen der Landesdikasterien in weiteren juristischen Kreisen bekannt zu machen, rechtfertigt die Behauptung, daß unsre obersten Richter kaum besser sind als die übrigen, über die Sie mir ein Urtheil erlassen. Voll von sinnentstellenden Druckfehlern und offenbaren Paranomien, charakterisiren sich die mitgetheilten Erkenntnisse in der Regel durch einen auffallenden Mangel sowol an correcter juristischer Auffassung als an formeller juristischer Präcision. Deutsche Rechtskundige würden staunen, wenn man ihnen sagte, daß diese Erkenntnisse Mitglieder eines Collegiums zu Urhebern haben, dem die letzte Entscheidung in allen Justizfällen zusteht.

Ein Blick auf die Zusammensetzung dieses Gerichts ist nur geeignet, das Gesagte zu bestätigen. Dasselbe besteht etwa zur Hälfte aus gebornen Dänen, die zum Theil junge Leute sind, welche soeben nothdürftig ihre Examina durchgemacht haben, sammt und sonders aber sich durch die ihrer Nation eigenthümliche Unfähigkeit zu wissenschaftlicher Rechtsauffassung (wohl eine humane Umschreibung des mehrgedachten Siebes Samvittighed) auszeichnen, zur andern Hälfte aus ältern deutschen Beamten, die allein ihrem Verhalten während der Krisis von 1850 ihre Beförderung verdanken, mehr oder weniger mit moralischen Flecken aus dieser Krisis hervorgegangen sind und hinsichtlich ihrer juristischen Befähigung nur das Prädicat der Mittelmäßigkeit beanspruchen können.

Dazu kommt, daß bei der Wahl des Personals die blindeste Willkür und die rücksichtsloseste Nichtbeachtung der bestehenden Vorschriften in Betreff der erforderlichen persönlichen Qualification leitend gewesen zu sein scheint. Die Mehrzahl der Appellationsräthe ist nicht, wie die Instruction für die Oberdikasterien vom Jahre 1834 verlangt, früher im Justizfache angestellt gewesen, hat nicht die nöthige Zahl von Jahren in demselben gedient, nicht die vorschriftsmäßigen vorbereitenden Stadien durchlaufen, endlich auch beim Eintritt in die amtliche Function nicht die gesetzlich verordnete letzte Prüfung bestanden, und mit gleichem Leichtsinn hat man auch von andern wesentlichen Eigenschaften, die zur Tauglichkeit eines obersten Justizbeamten unentbehrlich sind, abgesehen.

Die gegenwärtige Zusammensetzung des Collegiums ist das Werk des jetzt entlassenen Ministers, Grafen Karl Moltke, und mithin fallen diesem nicht nur die erwähnten Unregelmäßigkeiten, sondern auch die weitern Folgen zur Last, die sich unvermeidlich an die Zusammenstellung eines richterlichen Personals ohne juristische Erfahrung und ohne gründliche Bildung knüpfen müssen. Zur Charakteristik der Schöpfung, welche dieser zum Unglück unsres Landes geborene Mann uns als Andenken an seine Wirksamkeit hinterlassen hat, mögen folgende Personalien dienen.

Das nächstälteste und zugleich das entschieden tüchtigste Mitglied des Appellationsgerichts ist ein früherer schleswig-holsteinischer Beamter. Er ist der Einzige inmitten des Collegiums, der sich in seiner Stellung als Actuar neben der nöthigen allgemeinen juristischen Bildung die gleich unentbehrliche praktische Geschäftskenntniß erworben hat. Derselbe folgte früher der schleswig-holsteinischen Fahne, ging indessen in der elften Stunde ins feindliche Lager über und wurde rehabilitirt und zu Gnaden angenommen. Nichtsdestoweniger hat derselbe sich bisher mit Rücksicht auf seine Antecedentien nicht allein in allen obschwebenden politischen Processen des Votums enthalten müssen, sondern auch von Seiten seiner Collegen die empfindlichste Zurücksetzung erfahren, die so weit geht, daß derselbe sogar bei officiellen Festlichkeiten als „unbeikommend" übergangen zu werden pflegt. Freilich würde man hierin eine gerechte Vergeltung für seinen Gesinnungs-

wechsel sehen können, aber ebenso unverkennbar ist es, daß sich darin eine grobe Vernachlässigung der amtlichen Stellung des Mannes ausspricht, die nur dazu dienen kann, das Ansehen des Gerichtshofes, dessen Mitglied er ist, noch mehr zu schmälern.

Wie man es anderweitig mit der Würde des Gerichtshofes zu halten gewohnt ist, mag folgender Vorfall zeigen: Nach der Instruction der Oberdikasterien soll der Richter ein unbescholtener Mann sein — kein Ehebrecher u. s. w. Bei der Verhandlung eines höchst unsaubern Scheidungsprocesses begab es sich, daß der klagende Ehemann den Beweis durch Urkunden zu führen unternahm. Derselbe legte zu diesem Zwecke eine von Unflath starrende Correspondenz vor, bei deren Eröffnung sich ergab, daß der Schreiber der Briefe nirgends anders zu suchen sei als im Gremium des versammelten Tribunals. Man erwartete, daß unverzüglich eine Suspension des schuldigen Mitglieds und dann etwa eine Versetzung desselben nach Jütland oder Seeland erfolgen werde. Das Appellationsgericht ließ es jedoch damit bewenden, daß der betreffende Rath sich für dies Mal seiner Stimme enthielt, und damit war die Sache abgethan.

Ob derselbe der hierdurch wesentlich beeinträchtigten Würde des Gerichts damit aufzuhelfen glaubte, daß er Conditormamsellen wegen Versündigung gegen die Reichsmünz-Verordnung denuncirte, vermag ich nicht zu sagen, gewiß ist nur, daß ihm in diesem Falle die Absicht nicht gelungen wäre."

Der Berichterstatter fährt dann fort, indem er als Beleg für die Rechtskenntniß eines Theils der Mitglieder die oben erwähnte Antwort eines jungen dänischen Juristen: „Meine Retning geht nach Noheren" u. s. w. anführt und hinzusetzt: „Ehe ein Jahr vergangen, war dieser junge Mensch Mitglied des nämlichen Gerichtshofs, dessen processualisches Verfahren er nicht blos nicht kannte, sondern auch zu kennen für überflüssig erachtete." — —

Ich füge hinzu, daß ein anderes Mitglied des Gerichts ein Bruder des bekannten Orla Lehmann ist und wie dieser der exaltirt dänischen Partei angehört. Was für ein Urtheil von ihm in politischen oder auch nur politische Rücksichten gestattenden Processen zu erwarten ist, läßt sich daraus abnehmen, daß er 1853, als die Stände des

Herzogthums zusammentraten, dies als eine viel zu große Concession für eine „eroberte Provinz" erklärte und an dem Abend, wo der königliche Commissar den Abgeordneten ein Eröffnungsfest gab, eine Oppositionsfête veranstaltete, zu welcher die eifrigsten Eiderdänen geladen waren. Im Uebrigen aber darf nicht unerwähnt bleiben, daß der Präsident und das älteste Mitglied des Appellationsgerichts im Verhältniß zu den Uebrigen sowol in Bezug auf juristische Fähigkeit als auch in Hinsicht auf gewissenhaften Diensteifer rühmenswerthe Ausnahmen bilden, wenn dieselben auch mit den abgesetzten Mitgliedern des kieler Appellationsgerichts keinen Vergleich aushalten und ebenso wenig im Stande sind, dem Unheil zu steuern, welches in Gestalt einer anarchischen Justiz über das unglückliche Land hereingebrochen ist.

Auch in Flensburg läßt sich von der geistlichen Oberbehörde nichts Günstigeres sagen, als von der weltlichen. Der Propst Aschenfeld gehört unmittelbar neben jenen theologischen Farbenfreund, den ich Ihnen oben schilderte. Auch er expectorirte sich vor der Erhebung in allerlei Ergüssen urdeutscher Art, auch er nahm sich dann das Chamäleon zum Vorbild, auch er ist jetzt ein getreuer Helfershelfer bei der Danisirung von Kirchspielen, von denen niemand besser als er weiß, daß sie deutsch sind und deutsch bleiben wollen. „Klingt an", ließ er sich einst in einem schwungvollen Gedichte an Pastor Lorenzen vernehmen:

„Klingt an, wo unser theures Heim sich findet,
Schleswig und Holstein hoch!
Die Eider trennt uns nicht, nein, sie verbindet
Uns eng und enger noch.

Klingt an, so lang die Eider strömt zum Meere,
Das deutsche Meer genannt,
Blüh unverwelklich Schleswig-Holsteins Ehre,
Heil unserm Vaterland!"

Die Eider strömt noch immer ins deutsche Meer, und sie verbindet die Herzogthümer noch immer zu einem einigen, nur durch politische Willkür auf einige Zeit zu trennenden Schleswig-Holstein. Der Herr Propst aber hat andere geographische Begriffe angenommen.

Er war nicht zum Märtyrer geboren und dafür kann er nicht. Schmachvoll aber wäre es, wenn die folgende Geschichte von einer ihm sehr nahe stehenden Dame begründet wäre. Man erzählt sich, daß diese Dame zu den wenigen Frauen Flensburg gehörte, welche es für erlaubt hielten, der Gräfin Danner bei ihrem Aufenthalte in der Stadt ihre Aufwartung zu machen. Sie hatte zu diesem Zwecke, da sie kein Dänisch konnte, einige Phrasen auswendig gelernt. Dieselben entfielen ihr aber im Angesichte des „Genius von Dänemark", und in Ehrfurcht ersterbend stammelte sie nur mit einem Knix einige Worte, die dahin gingen, sie könne zwar nicht dänisch, aber ihr Herz sei dänisch. Die ehemalige — Jomfru Rasmussen soll so viel Takt besessen haben, diese Loyalitätserklärung dadurch zu beantworten, daß sie sich mit einer verächtlichen Geberde von dem dänischen Herzen abwendete und es nicht zur Tafel einlud.

Der Freund, dem mein Tagebuch diese und manche andere (im Druck leider nicht mittheilbare) Anekdoten verdankt, hatte noch den Muth zu lächeln. „Es ist der Fluch der Dänen", sagte er, als ich mich auf einem Spaziergange am Hafen darüber wunderte, „sich hier selbst zu ruiniren. Und was uns betrifft, lesen Sie den Spruch dort."

Ich drehte mich auf die Geberde, womit er die Worte begleitete, um und las auf einem weißen Hause unter einem alterthümlichen Wappen: „Patientia vincit omnia!"

Sechszehnter Brief.

Vor der Weiterreise nach Norden wurde dem alten Schloß in Glücksburg ein Besuch abgestattet, das seit der Modernisirung Schloß Gottorfs das einzige Gebäude in Angeln ist, welches etwas von seinem burgartigen Charakter bewahrt hat. Es geht das Gerücht, die Gräfin Danner werde es demnächst, in eine Fürstin von Wagrien verwandelt, beziehen, und Kenner der Verhältnisse setzen hinzu, auch der Minister v. Scheel werde dann häufiger hier sein müssen. Ich lasse es dahingestellt sein. Thatsache dagegen ist, daß die alte Herzogsburg nach dem Treffen bei Bau Schauplatz von Greueln war, wie sie in der neuern Kriegsgeschichte nur von Panduren und Kosaken, in der neuesten nur von dem Gesindel der Revolutionsheere verübt zu werden pflegen. Der dänischen Armee war es vorbehalten, auch in dieser Beziehung zu zeigen, daß sie von einer Revolution nach Schleswig gesandt war.

Es kann mir nicht beifallen, in Abrede zu stellen, daß das dänische Offiziercorps eine große Anzahl in jeder Hinsicht achtungswerther Charaktere enthielt, und gern erfülle ich die Pflicht, den edeln Sinn, das Gerechtigkeitsgefühl und die echte Ritterlichkeit zu rühmen, welche Männer wie Tscherning, v. Krogh u. a. bei wiederholten Gelegenheiten kundgegeben haben. Allein verschiedene Male schon hatte ich Anlaß, anzunehmen, daß jene Eigenschaften, von welchen ich bereitwillig glaube, sie bilden die Regel, hier seltener als in andern Armeen civilisirter Völker sind, und jene Greuel in Glücksburg sind nicht geeignet, diese Meinung zu schwächen.

Das Schloß war bis zum April 1848 von der Herzogin von Glücksburg, Schwester der verwittweten Königin von Dänemark, und deren Hofchef, dem Obersten v. Krohn bewohnt. Dieselben reisten kurz vor der Affaire bei Bau ab, indem sie ihr gesammtes Eigenthum mit Ausnahme des Silbergeräths zurückließen. Nach dem Treffen rückte ein Hauptmann v. Testrup mit einer halben Compagnie ein. Er ließ sofort alle Schränke und Schreibtische des Obersten aufbrechen, um (eine Maßregel, gegen die, da v. Krohn fälschlich als eines der Häupter der „Rebellion" angesehen wurde, nichts einzuwenden war) nach hochverrätherischen Acten und Briefen zu suchen. Es wurde durchaus nichts der Art gefunden. Aber statt die zahlreichen Papiere wieder an Ort und Stelle oder wenigstens in ein Zimmer zu legen, wurden sie in dem ganzen Stockwerk herumgestreut. Unter ihnen befanden sich eine Menge von Schriftstücken, welche der herzoglichen Familie gehörten, mehrere Werthpapiere, Tontine-Actien, Zinsen tragende Lebensversicherungen u. s. w. — diese waren, als vierzehn Tage später die Preußen das Schloß besetzten, verschwunden. Außerdem fand man die Spiegel und Bilder in den Zimmern des Obersten zerschlagen. Die Ehrenhaftigkeit des Hauptmanns, der sich hier nur einen Tag aufhielt, läßt annehmen, daß dieser Vandalismus nicht von ihm oder mit seinem Wissen verübt wurde. Dagegen ist kaum ein Zweifel, daß der Leutnant v. Swane, der nach ihm zwei Wochen im Schlosse lag, nicht bloß diese, sondern auch die sogleich näher zu bezeichnenden Schändlichkeiten zum Theil selbst begangen, zum Theil mindestens geduldet hat.

Daß man die Keller und Vorrathskammern der Herzogin ausleerte, war mit dem Kriegsgebrauch zu entschuldigen. Der Soldat ißt und trinkt, wo er etwas findet, namentlich, wo er in Feindesland zu sein glaubt. Schlimmer schon war, daß man nach dem Abzug der Dänen alle Schubladen und Schränke der Herzogin mit Hämmern und Beilen eingeschlagen, einen beträchtlichen Theil der Kleider und der Wäsche, die seidenen Gardinen von den Betten und die Ueberzüge entwendet, mehrere kostbare Medaillen, Porcellanvasen und Krystallsachen ebenfalls gestohlen, die Bilder an den Wänden großentheils zerstört, die Familienbriefe entführt, die Betten aufgeschnitten und

den Inhalt aus den Fenstern geschüttet fand, sodaß der Schloßteich weit und breit mit einer Decke von Federn überzogen war.

Ein Gemälde des Herzogs in Lebensgröße wurde in den Garten geschafft, und die Soldaten schossen darnach wie nach einer Scheibe. An der Table d'hote im Eßelbach'schen Gasthof zu Schleswig lasen sich dänische Offiziere die von hier weggeschleppten Briefe der herzoglichen Familie vor, um Späße darüber zu machen. Das Schmählichste aber war, daß auch die Kirche nicht verschont blieb, daß der Armenblock gesprengt und seines Inhalts entleert, daß die Särge in der fürstlichen Gruft aufgerissen wurden und daß die Namenszüge der frühern Fürsten und Fürstinnen, welche über den Thüren neben dem Altar in getriebenem Silber angebracht waren, ja selbst der silberne Christus auf dem gußeisernen Kruzifix, welches sich auf dem Altare befunden, den abziehenden Dänen folgen mußten.

Die Krone des Ganzen war der Ball, welchen v. Swane am Charfreitage, den 21. April, seinen Leuten im Schlosse gab. Leichtsinnige Weibsbilder wurden herzugeholt. Wein und Punsch flossen in Strömen. Der Leutnant führte den Vorsitz bei dem Gelage, trank dabei — der höhere Officier, dem ich diese Mittheilung danke, nennt dies buchstäblich wahr — seinen Punsch aus dem Kelche des Altars, und bediente sich später der Flasche mit dem Zeichen des Kreuzes, in welcher der Abendmahlswein aufbewahrt worden, als Nachtleuchters; denn man fand dieselbe, als die Dänen das Schloß verlassen hatten, vor seinem Bette auf einem Tische und es steckte in ihrem Halse ein Stümpfchen Licht.

Die Dänen haben später die Nachricht verbreitet, nicht sie, sondern die schleswig-holsteinischen Freischärler hätten diese Greuel begangen. Die Einwohner des Fleckens beim Schlosse und die Kastellanin aber konnten bezeugen, daß dem nicht so gewesen. Es waren durchaus keine Freischaaren vor den Dänen nach Glücksburg gekommen, und gleich nach dem Abmarsch der letztern lag der Skandal vor. Es wurden ferner mehrere von den gestohlenen Gegenständen während des ersten Waffenstillstandes von den Einwohnern des Ortes zurückgeliefert, an welche sie von dänischen Soldaten verkauft

oder verschenkt worden waren. Man endeckte sodann später im Sundewitt andere Werthsachen von den hier entwendeten, welche nur von dänischen Militärs dorthin gebracht sein konnten, und es wurde schließlich nachgewiesen, daß die obenerwähnten seidenen Gardinen an einen Färber in Sonderburg verhandelt worden waren, wohin bekanntlich niemals ein Soldat des schleswig-holsteinischen Heeres gekommen ist.

Der Leutnant hat später den Danebrogsorden erhalten — hoffentlich nicht für die hier verübten Heldenthaten!

Von Flensburg wendete ich mich zuerst nach dem Sundewitt und der Insel Alsen. Der Weg führt zunächst über das Schlachtfeld bei Krusau und Bau. Die Chaussee durchschneidet eine halbe Stunde von der Stadt das schöne Kupfermühlenholz, führt in demselben hart an einer anmuthigen waldumkränzten Bucht vorbei, zeigt weiterhin links an einem Teiche eine hübsch gelegene Mühle, rechts ein tiefes dunkelgrünes Thal, durch dessen Schatten ein Bach sich windet, und bringt den Wanderer dann durch ein Defilé in einem baumlosen Höhenkamme, der sich dem Dannewerk ähnlich über die Straße zieht, auf eine weite Fläche, welche anfänglich noch Getreidefelder, weiterhin links einige Haidehügel sehen läßt und zuletzt fast ganz zur Einöde wird. In der unmittelbaren Nachbarschaft der Landstraße, die so schnurgerade wie mit Kanonenschüssen gemessen, fortläuft, ist nichts zu bemerken, als Haide und Weide, eine und die andere halbverdorrte Tannenpflanzung, einige Torfstechereien und in weiten Zwischenräumen ein und das andere ärmliche Dörfchen — ein eigenthümlicher Contrast gegen das kleine Paradies in der Tiefe.

Von Seegard, einer der Oasen in dieser Wüste, schlug ich den Weg rechts nach Quars ein, kam hier wieder in eine Gegend mit eingehegten Feldern und gelangte endlich in einen schönen Buchenwald, in dem nach einiger Zeit das weiße Schloß von Gravenstein sichtbar wurde. Das Landvolk spricht nördlich von Krusau und Smedeby, wo früher der letzte deutsche Meilenstein stand, unter sich nur jenes platte Dänisch, das ich oben schilderte. Die Kinder verstanden mein Hochdeutsch nicht und antworteten blos mit Ja. Die

Frauen schienen mich zum Theil zu begreifen und erwiderten in gebrochnem Deutsch. Die Männer dagegen verstanden und antworteten, die meisten sogar fließend. In den Dorfschenken traf ich nur dänische Blätter, dagegen rechnete man ungescheut nach Courantgeld.

Nur wenig anders sind jetzt die Verhältnisse im Flecken Gravenstein, aus dem die Dänen Graasteen gemacht haben. In der „Gjaestgiveri," in der ich abstieg, fand ich deutsche Zeitungen, darunter die Illustrirte, und an der Wand eine dänische Einladung zur Feier der Schlacht bei Fridericia. Die Mehrzahl der Einwohner des äußerst lieblich gelegenen Oertchens spricht im gewöhnlichen Leben schleswiger Dänisch. Dagegen sind weitaus die meisten gut deutsch oder richtiger schleswig-holsteinisch gesinnt, und namentlich gehören die Wohlhabendern mit alleiniger Ausnahme des Apothekers zu dieser Farbe. Die Trennung der Parteien ist, wie ich mir sagen ließ, hier nicht weniger schroff als anderwärts. Mit vieler Liebe gedachte man allenthalben, wohin ich kam, des Herzogs v. Augustenburg, dem Schloß und Umgegend einst gehörten.

Von Gravenstein führt der Weg nach Sonderburg durch eine dem Anschein nach reiche und fruchtbare Gegend. Links taucht über den Knicks, welche den Weg einfassen, der spitze Thurm von Satrup auf, während rechts auf erhöhtem Boden jenseits des Nübel-Noors die Kirche von Broacker mit ihren zwei Thürmen sichtbar wird. Den Rand des Noors faßt ein Kranz von etlichen fünfzig Ziegeleien mit hellrothen Dächern ein, welche großentheils zum Dorfe Ekensund gehören und von denen die bedeutendste jetzt 90 Arbeiter beschäftigt und jährlich an zwei Millionen Steine brennt. Ein beträchtlicher Theil davon wird ins Ausland, nach Dänemark, Norwegen und selbst nach Westindien verschifft. Die Arbeiter in den Ziegelöfen sollen der Mehrzahl nach aus dem Fürstenthum Lippe sein. Das Noor ist einer der schönsten und sichersten Häfen der Ostsee und so tief, daß es Linienschiffe aufnehmen kann. Die Männer, welche ich hier nach dem Wege fragte, verstanden mich immer und antworteten entweder platt- oder hochdeutsch. Ein Mädchen lachte auf meine Erkundigung und erwiderte, als sie gefragt wurde, ob sie mich verstehe: „Verstoh woll, men nit snacke."

Der ganze Strich zwischen Gravenstein und den bei Düppel anschwellenden Höhen ist ein Schlachtfeld, auf dem sich die Plänkler des Reichsheeres in den Jahren 1848 und 1849 wiederholt mit den dänischen herumschlugen. Die Düppler Schanzen sind bekannt. Die Aussicht von dem Berge, auf dem sich die Reste von ihnen befinden, ist außerordentlich schön. Man überblickt, sich von Norden nach Süden drehend, das ganze Sundewitt, die Waldgegend um den Apenrader Meerbusen, einen Theil der Haide im Westen, die dunkle Gravensteiner Hölzung, die flensburger Föhrde mit ihren blinkenden Seitenbuchten, die graublauen Halbinseln und Landzungen Angels. Bei heiterm Wetter sieht ein gutes Auge bis nach Friedrichsort am Eingange der kieler Bucht, während hart vor den Füßen des Beschauers in der Tiefe ein schmaler dunkelblauer Sund und jenseits desselben das grüne Alsen sich hinzieht, von dessen Ufer mit Dächern so hellroth und Schornsteinen so grell weiß wie im Abcbuche, mit seinem grünen Rathhausthürmchen und seinem thurmlosen, ebenfalls roth gefärbten alten Schlosse, über sich eine Anzahl klappernder Windmühlen, vor sich auf dem Sunde Schiffe und Boote, das freundliche Städtchen Sonderburg heraufblickt.

Als ich mich auf der Fähre über den Sund setzen ließ, der hier nicht breiter als ein Büchsenschuß ist, gedachte ich der Retirade der Dänen nach der Schlacht bei Schleswig und der Großmuth, die ihnen der preußische General damals — sehr zum Schaden der Sache Schleswig-Holsteins — angedeihen ließ.

Die Dänen waren in wilder Flucht vom Dannewerk bis nach Flensburg und von Flensburg bis auf die düppler Höhen geeilt. Sie hatten die Schiffbrücke noch zu finden gehofft, über welche sie von Alsen abmarschirt waren, aber siehe da, die Aengstlichkeit eines Offiziers hatte sie auf die Kunde von der verlornen Schlacht abbrechen lassen. Die beiden Fähren, welche die Verbindung zwischen dem Festlande und der Insel unterhielten, vermochten bei angestrengtester Arbeit das geschlagne Heer mit Geschütz, Pferden und Gepäck nicht eher als nach sechs Tagen ganz auf das rettende Ufer zu befördern. In der Zwischenzeit stand man rathlos bei Düppel, jeden Augenblick erwartend, daß Wrangel erscheinen würde. An einen

erfolgreichen Widerstand wäre kaum zu denken gewesen. Die ganze Armee, mindestens ein großer Theil derselben, hätte sofort die Waffen strecken müssen. Alsen würde in den nächsten Tagen ohne erheblichen Verlust besetzt, der Krieg durch diesen Schlag mit Einem Male zu Ende geführt worden sein. Es geschah nichts von dem Allen, die Einen meinen, weil man nicht wollte, Andre, weil man nicht durfte. Die Zukunft wird zeigen, wer auf das Rechte rieth, vielleicht auch, daß man es ohne Aufwendung größrer Mittel besser machen kann.

Sonderburg hat etwa 3400 Einwohner. Es besteht aus einer langen Hauptstraße, die parallel mit dem Sunde auf der Höhe hinläuft und von welcher verschiedene Nebengassen nach dem Wasser herabgehen. Die Häuser erinnern durch ihren saubern hellen Anstrich an eine Herrnhuterstadt. Die Bürger sprechen theils deutsch, theils plattdänisch. Doch scheint das letztere vorzuwiegen. Die Schilder der Handwerker haben fast ohne Ausnahme dänische Inschriften; der Färber nennt sich (vielleicht auf Befehl der Behörden) Farver, der Brauer Oelbrygger; der Schneider ist zum Skraedder, der deutsche Tischlermeister zum Snedkermester geworden. In der Buchhandlung liegen — schon weil die Schule danisirt worden ist — mehr dänische als deutsche Bücher auf. Im Gasthofe fand sich von Zeitungen nur „Den Danske Slesviger", eines jener kleinen Schmutzblättchen vor, welche unablässig noch auf Deutschland und das deutsche Wesen schimpfen. Dennoch würde man daraus mit Unrecht den Schluß ziehen, daß der Umschwung der Dinge, welcher den deutschen Gottesdienst beschränkte, den deutschen Schulunterricht fast ganz abschaffte, die verhaßte Reichsmünze ins Land brachte und statt guter Beamten schlechte einsetzte, auch nur in den untern Schichten viele Lobredner hätte. Daß die Wohlhabenden und Bildungsbedürftigen, selbst wenn sie in der Familie jenen dänischen Jargon sprechen, fast ausnahmslos nach Süden statt nach Norden blicken und, freilich ganz in der Stille, gute Schleswig-Holsteiner geblieben sind, versteht sich, wenn meinen Berichterstattern Glauben beizumessen ist, wenigstens in allen S t ä d t e n Nordschleswigs ganz von selbst.

Der nächste Tag wurde zu einem Ausfluge nach dem H ü g e b e r g und nach A u g u s t e n b u r g benutzt, wobei ein beträchtlicher

Theil der Insel durchstreift wurde. Die Landschaft hat dieselbe Physiognomie wie im Osten des Festlands: wellenförmige Hügel, heckenumhegte Felder, bläulicher Weizen, bleichgrünes Haidekorn, gelber Rübsen, bisweilen ein halb in Laub verborgenes Dorf mit grauen Strohdächern und weißgetünchten Schornsteinen, mitunter ein schöner Buchenwald oder eine hellschimmernde Meeresbucht bilden wie dort die Grundtypen. Die Anzüge der Bauernfrauen zeigen, daß auch hier viel Luxus herrscht. Die Gehöfte sind seltener stattlich wie in Angeln. Dagegen sah ich ungemein viele schöne Pferde. Ein auffallender Anblick sind die Schaaren von weißen Möven, die auf den Aeckern gleich unsern Krähen hinter den Pflügern hergehen, um Würmer zu suchen.

Der Hügeberg gewährt eine gute Aussicht auf die Insel, auf den kleinen Belt und auf die Küste von Fühnen, auf der ich mit bloßen Augen über dem gelben Gestade Dörfer und Kirchen unterschied.

Augustenburg ist ein hübscher stiller Flecken, der um das Schloß entstanden ist und aus einer einzigen langen Gasse besteht. Es liegt an einem Meerbusen, der sich vom Alsener Sunde bis fast in die Mitte der Insel erstreckt und durch Dämme in drei Theile geschieden ist. Das Schloß ist ein ansehnliches Gebäude, neben dem sich ein großer Park mit prachtvollen Buchen und Eichen befindet. Jetzt wohnt ein dänischer Hardesvogt hier, während das Schloß einst bekanntlich die Residenz des Herzogs von Augustenburg war, über den Sie mir nun einige Worte gestatten wollen.

Christian August, Herzog von Augustenburg, bis zu seiner Verzichtleistung im Jahre 1852 Träger der Erbrechte des Mannsstammes der Oldenburger auf Schleswig-Holstein, ist der Sohn eines Fürsten, der 1810 zu Gunsten Friedrichs des Sechsten die schwedische Krone ausschlug und dafür zum Danke mit allerlei Ränken und Verläumdungen verfolgt und gekränkt wurde. Der Vater hatte ihm sterbend die Mahnung hinterlassen, die Ansprüche seines Hauses auf die Erbfolge in den Herzogthümern mit männlichem Sinne, aber ohne Verletzung der Gerechtigkeit, der Ehre und der Pflicht zu behaupten. Der Herzog ist dem, als Christians des Achten

Politik diese Ansprüche mit allen Mitteln zu vernichten versuchte, mit Festigkeit und Selbstverleugnung nachgekommen. Strenger Rechtssinn und Liebe zum Deutschthum waren dabei seine Leitsterne. Wie sein Vater die schwedische Krone, so schlug er wiederholt die ihm von verschiedenen Seiten gemachten Anerbietungen aus, deren Annahme ihm den Weg zum dänischen Throne gebahnt haben würde*). Wie sein Vater erfuhr er darauf die schmachvollste Verdächtigung.

Zunächst wurde er von den Emissären der unter hoher Protection arbeitenden Propaganda in einer Weise bei dem Volke verläumdet, die auch die niedrigsten Mittel nicht ausschloß und selbst den Privatcharakter des Herzogs nicht unangetastet ließ. Da es nicht gelungen, ihn durch Lockung zu gewinnen, suchte man ihm die Mittel zur Vertheidigung seines Rechts für den gefürchteten Fall, daß dieses mit dem Ableben Friedrichs des Siebenten in Kraft träte, dadurch im Voraus zu schmälern, daß man die Nordschleswiger und namentlich die Bewohner Alsens gegen ihn aufhetzte. Man stellte ihn dem loyalen Volke als Verräther und Verschwörer dar, man benutzte namentlich seine Liebe zur Jagd, welche dem Landvolke auf seinen Gütern bisweilen Beschwerde verursacht, und seine mitunter starr und schroff auftretende Natur, welche ungerechtfertigten Ansprüchen nie, der bescheidenen Bitte dagegen sehr oft das Gewünschte gewährte, um die Bauern zum Haß gegen ihn aufzustacheln, und es gelang dies vollständig, gelang trotzdem, daß neben jenen Mängeln in dem Charakter des Fürsten die großartigste Wohlthätigkeit und die wohlwollendste Fürsorge für das Beste seiner Untergebenen sich kundgaben. Man erklärte später, als die Kopenhagener Märzrevolution den König zur Incorporirung Schleswigs genöthigt, den Herzog für den Urheber der Bewegung, die sich in den Herzogthümern gegen diesen Gewaltstreich auflehnte, nannte ihn officiell ehrbegierig und pflicht-

*) Diese Anerbietungen wurden ihm gemacht, weil dann Dänemark und die Herzogthümer staatsrechtlich zusammen geblieben sein würden, während sie jetzt, wenn der König Friedrich VII. stirbt, nur durch eine Rechtsverletzung aneinandergebunden sein werden. Vgl. „Die Herzogthümer Schleswig-Holstein und das Königreich Dänemark" von Droysen und Samwer.

vergessen und sprach von ihm, der stets offen seine Ansichten und Absichten bekannt, als von einem falschen, ränkesüchtigen Charakter. Man ließ endlich durch den Archivar Wegener das bekannte Lügenbuch zusammenschmieden, welches diesem System von Verläumdungen die Krone aufsetzte.

Die Vorwürfe, die gegen den Charakter des Herzogs erhoben worden sind, haben eine ebenso gründliche Wiederlegung gefunden, wie die Einwürfe, die dänischerseits gegen sein Recht geltend gemacht wurden. Das letztere ist von ihm für seine Person aufgegeben worden, das Recht der Augustenburger überhaupt dagegen so wenig als das Recht Schleswig-Holsteins, von dem es einen integrirenden Bestandtheil bildet, und die Zeit wird kommen, trotz des londoner Protocolls hoffentlich bald kommen, wo ein Augustenburger die Krone Schleswig-Holsteins trägt.

Auch die Erbitterung des Alsener Volks, welche, durch undankbare Prediger geschürt, nach der Entfernung der herzoglichen Familie von der Insel zu allerlei Pöbelstreichen und selbst zu Eigenthumsverletzungen führte, hat längst einer andern Stimmung Raum gegeben. Man erinnert sich der Wohlthaten, welche die Armen im reichsten Maße aus den Händen der Herzogin empfingen. Man entsinnt sich dessen, was von Augustenburg aus für Verbesserung der Landwirthschaft und namentlich der Pferdezucht geschehen ist. Man beklagt die Verödung des Ortes neben dem Schlosse. Man verwünscht das damalige Treiben und hat endlich die rechten Worte zur Bezeichnung von Menschen, welche das Wohlwollen, das der Herzog ihnen erwiesen, in der Weise wie in nachstehender Geschichte vergalten.

Der Herzog, welcher mehrere Pfarrstellen auf Alsen zu vergeben hatte, war durch die Bitte eines seiner Hofbeamten bewogen worden, eine derselben einem Candidaten zu verleihen, welcher sich weder durch Talent, noch durch Frömmigkeit und noch weniger durch moralische Reinheit empfahl und überdieß zu der exaltirt dänischen Partei gehörte. Letztere Eigenschaft machte ihn dem Bischof angenehm, über seine Mängel ließ den Herzog der Mangel beßrer Bewerber und die Rücksicht auf jenen Hofbedienten, den Schwiegervater des Pfarrers, wegsehen, und obwol sein Fluchen, Trinken und Kartenspielen ihn zum Abscheu

aller anständigen Leute machte, wurde er mit der Zeit sogar zu einer einträglicheren Stelle befördert. Er verbarg, so lange der Herzog in Augustenburg verweilte, seine politische Gesinnung sorgfältig und sprach nur unter Seinesgleichen gegen seinen Wohlthäter. Kaum aber hatte dieser die Insel im März 1848 verlassen, so nannte Pastor N. ihn von der Kanzel herab und in Volksversammlungen einen Landesverräther, ja als sich das Gerücht verbreitete, die herzogliche Familie habe vor ihrer Flucht ihr Tafelgeschirr und ihre Pretiosen bei einem Schullehrer in der Nähe des Schlosses verborgen, führte er sogar den bewaffneten Landsturm zur Durchsuchung des betreffenden Hauses, und nicht seine Schuld war es, daß man nichts entdeckte. Vermuthlich hat das Volk damals in diesem Gebahren aufopfernden Patriotismus gesehen. Jetzt nennt — wenn meine Berichterstatter recht hörten — die Mehrzahl der Alsener die Gesinnung, die es eingab, wie wir sie nennen: entschiedene Schurkenhaftigkeit.

Aehnlich benahm sich ein Schullehrer, der dem Herzog Alles, Ernährung seiner verwittweten Mutter, seine Heranbildung auf dem Seminar und schließlich sein Amt verdankte und nichtsdestoweniger später sein eifrigster Verläumder zu Zwecken der dänischen Propaganda wurde, ja bei Ausbruch der Revolution als Anführer einer bewaffneten Rotte das Schloß von Augustenburg stürmte. Aehnlich sollen sich endlich auch andere dem Herzog zu Dank verpflichtete Geistliche und Lehrer betragen haben, und nicht zu verwundern ist es, wenn der Bauer diesen Beispielen folgte. Jetzt ist wenigstens dieser, wie man mir sagt, zur Einsicht gekommen, daß sein damaliger Fanatismus Kunstproduct war, und mehr als eine Stimme vernahm ich, die ihre Reue über das Geschehene aussprach und die alte gute Zeit zurückwünschte.

Am Abend des nächsten Tages war ich wieder in Gravenstein, verlebte in einer deutschen Familie angenehme Stunden, durchwanderte bei Sonnenuntergang und Mondschein den Park in seinen schönsten Partieen und ließ mir die Stelle zeigen, wo der Sage nach das Haus des Piraten Alf gestanden hat, der, wenn sein Raubschiff verfolgt wurde, durch den von dichten Eichenwipfeln überhangnen und verborgenen Ekensund ins Noor entschlüpft sein soll.

Nebenbei wurden Notizen über das Volk im Sundewitt gesammelt, die im Allgemeinen nicht zu dessen Gunsten sprachen. Namentlich klagte man über Trunksucht, und es wurde behauptet, daß es die Frauen den Männern in den Quantitäten von Thee- und Kaffepunsch, die sie zu bewältigen vermögen, nicht selten gleich thun. Auch in deu Beziehungen der Geschlechter zu einander soll hier viel Liederlichkeit herrschen und es förmlich Sitte sein, daß Bräute in gesegneten Umständen an den Altar treten — ein Gebrauch, der auch auf Alsen seine zahlreichen Freunde hat und mehr noch als die Sprache zeigt, daß hier die Grenze der deutschen Nationalität überschritten ist.*)

Die Hoffnung, am nächsten Morgen mit einem mir freundlich zur Verfügung gestellten Boote zu Wasser nach Flensburg zurückkehren zu können, wurde durch eintretende Windstille vereitelt, dagegen führte der Rückweg zu Lande über Rinkenis und Holebüll auf eine Strecke hin durch Ortschaften, die sich ebenso sehr durch ihre reizende Lage am Ufer der Föhrde als durch überraschend stattliche Gehöfte auszeichnen.

Nach Apenrade fuhr ich mit der Post. Die Lage dieses Städtchens ist der von Eckernförde ähnlich, doch sind die Höhen, welche die Bucht einschließen, allenthalben bewaldet. Die Hauptstraße hat mehrere hübsche Gebäude, die Nebengassen sind eng und krumm, und ihre meist unansehnlichen Häuser kehren großentheils den Giebel der Straße zu und sind mit seltsamen glaskastenartigen Parterreerkern versehen, denen man südlich nicht so oft begegnet. Einwohner hat der Ort gegen viertausend. Dieselben nähren sich in der Hauptsache von Schiffsbau und Seehandel. Man baute im Jahre 1846 hier 57 Fahrzeuge zu 3756 Commerzlasten, darunter viele für hamburger Rechnung. Eigne Schiffe hat die kleine Stadt jetzt 55 und unter diesen 13 Fregatt- und 5 Barkschiffe. Die Tragfähigkeit dieser Kauffahrteiflotte beläuft sich auf 3727 Commerzlasten, was ungefähr einem Sechstheil der Handelsmarine des ganzen Herzogthums gleichkommt.

*) In Holstein, Südschleswig und Angeln hörte ich derartige Klagen nirgends. In Dänemark dagegen ist das Verhältniß der ehelichen zu den unehelichen Geburten in Kopenhagen wie 1 zu 2, in den übrigen Städten wie 1 zu 6, auf dem Lande wie 1 zu 8.

Die Sprache der niedern Klasse ist auch hier das schleswigsche Dänisch, doch giebt es nur wenige Einwohner, die nicht zugleich geläufig hochdeutsch sprächen, und, wie man mir sagt, noch weniger, die über die Maßregeln, welche durch das Moltkesche Regiment über das Land verhängt worden sind, und über die Beamten, welche sie ausführen, nicht erbittert wären.

Ziemlich glaubwürdig scheint darum folgende Anekdote. Als der König im vorigen Jahre in Apenrade war, fragte sein Adjutant einen der dasigen Dänen: „Nun, wie steht es jetzt hier zu Lande?" — O wir sind nunmehr alle mit einander einer Meinung," war die Antwort. „Hm, wie meinen Sie das?" — „Je nun, früher war nur ein Theil unzufrieden, jetzt sind wir's alle."

Intelligenz und Kapital sind, wenn die Beamten abgerechnet werden, durchgehends deutsch gesinnt, und da diese Gesinnung unter den obwaltenden Umständen von allen Aemtern ausschließt, so besteht das Deputirtencollegium (die Stadtverordneten) gegenwärtig fast nur aus Leuten, die so unwissend sind, daß sie kaum ihren Namen schreiben können. Vor 1848 waren sieben Achtel des Grundwerths in deutschen Händen. Fast nur die Besitzlosen waren von der Propaganda gewonnen, und mit diesen verbanden sich die zahlreichen Nationaldänen, die als Zimmerleute auf den Werften arbeiten, in den Jahren 1849 bis 1851 zu allerlei Demonstrationen gegen die Deutschgesinnten, verhöhnten sie, warfen ihnen, wenn sie bei Königs Geburtstag nicht illuminirten, die Fenster ein und übten überhaupt einen Terrorismus, welchen die Gensdarmen nicht nur duldeten, sondern unterstützten.

Ich wunderte mich, daß die hiesigen Gassen dänische Namen, die Schilder der Handwerker wie in Sonderburg dänische Bezeichnungen hatten, und erfuhr, daß dem früher nicht so gewesen sei. Die Straßen wurden sofort nach Beendigung des Kriegs danisirt, die Schilder erst später. Als es bekannt wurde, daß der König der Stadt einen Besuch zugedacht habe, forderte der Bürgermeister Lunn die Bürger zu sich und ersuchte sie, ihre deutschen Firmen in dänische umschreiben zu lassen. Jene würden Se. Majestät unangenehm berühren, sagte er; die eigentliche Absicht aber war, dem Hofe die

deutsche Stadt als dänische erscheinen zu lassen. Viele fügten sich dem König zu Liebe und in der Hoffnung, man werde ihnen gestatten, nach der Abreise des Hofes die alten Schilder wieder aufzumachen. Als sie dies aber thun wollten, wurde es ihnen untersagt, und die, welche auf das Verlangen Luuns nicht eingegangen waren, fanden am nächsten Morgen ihre Berufsbezeichnung überweißt, wovon noch jetzt Beispiele zu sehen sind. So ein Schneidermeister, der kein Skraeddermester hatte werden wollen, und so der Wirth des Norddeutschen Hotels, welches sich jetzt Hotel de Voß nennt. Reichsmünz-Geschichten giebt es auch hier in Menge. Ich lasse sie fortan unerwähnt wie manches Andere. Dagegen mag noch als bezeichnend mitgetheilt werden, daß der Bürgermeister denen, welche die Erlaubniß zu einem Balle bei ihm nachsuchen, diese nur dann ertheilt, wenn sie sich verpflichten, die Musik während der Festlichkeit zwei Mal den Tapperen Landsoldat spielen zu lassen.

Der hier wohnende Amtmann wurde mir als gescheuter Mann im doppelten Sinne des Worts bezeichnet. Zwei Beispiele, aus Quellen geschöpft, die ich für gut halten darf, werden darthun, wie das Recht der Deutschen in seinen Händen aufgehoben ist.

Im Jahre 1848 oder 1849 hatte ein Herr Asmus Lorenzen die Posthalterei in Apenrade übernommen und zwar auf Grund eines Contracts mit dem damaligen Postinspector Hennings, durch welchen er verpflichtet war, eine gewisse Anzahl Pferde und Wagen anzuschaffen und zu halten, und in welchem dem Postwesen das Recht reservirt wurde, das Verhältniß unter Umständen aufzuheben — ein Fall, in dem „die Beförderungsmittel dem Posthalter gegen eine von unparteiischen Männern aufgestellte Taxe abgenommen und vergütet werden" sollten. Daß die Beförderungsmittel aber Eigenthum Lorenzens, nicht Inventar der Posthalterei waren, ging unter Anderem deutlich daraus hervor, daß er sie selbst angeschafft, und daß er dieselben mit seinem übrigen Vermögen zur Sicherheit für einen zum Ankauf derselben aus der Postkasse ihm gegebnen Vorschuß, der durch ratenweisen Abzug getilgt werden sollte, verpfändet hatte. Es war vollkommen klar, daß die obenangeführte contractliche Bestimmung lediglich im Interesse des Posthalters getroffen war und

verhüten sollte, daß er im Falle der Aufhebung des Vertrags mit den vielen Pferden und Wagen in Verlegenheit geriethe. Er konnte alsdann verlangen, daß dieselben ihm gegen den Taxationswerth abgenommen (nicht weggenommen) würden, brauchte sie aber nicht abzugeben, wenn er nicht wollte, wie dies aus dem Begriffe des Eigenthums von selbst folgt, da das Gegentheil nicht stipulirt war. Im Anfang des Jahres 1851 erschien eines Tages urplötzlich der Amtmann Kammerherr Heltzen mit dem Bürgermeister in der Wohnung Lorenzens, kündigte ihm an, daß er als Posthalter entlassen sei und ließ aus dem zuvor mit Militär umstellten Hofe Pferde und Wagen wegnehmen und dem neuen Posthalter übergeben, der sie sogleich in Gebrauch nahm. Erst geraume Zeit nachher wurden sie taxirt, und Lorenzen bekam auf die inzwischen eingesandte Reclamation die Antwort, wenn er den Rest des Vorschusses sofort bezahle, könne er die Beförderungsrequisiten wieder erhalten, sofern sie noch vorhanden wären. Derselbe brachte das Geld, obwol es noch nicht fällig war, zusammen. Als er jedoch seine Pferde und Wagen wieder haben wollte, ergab sich's, daß der neue Posthalter darüber wie über sein Eigenthum verfügt hatte. Verschiedenes war von ihm verkauft, einige Pferde in Folge übler Behandlung gestürzt, und Lorenzen sollte sich mit einem sehr niedrigen Taxationspreise begnügen. Natürlich wollte er das nicht, aber obwol er sich an die höhern Behörden und an das Ministerium selbst wendete, fand er nirgends Gehör und ist gestorben ohne wegen seines Anspruchs befriedigt zu sein. Das ist dänische Gerechtigkeit. Statt die Vorschußforderung, die jeder andern hypothekarischen Forderung gleich stand, auf dem Wege Rechtens geltend zu machen, nahm man dem Manne sein Eigenthum mit Militärgewalt weg, gab man ihm später nicht einmal hinreichenden Schadenersatz, ja ließ man ihm selbst den Rechtsweg nicht offen. Ich habe nicht in Erfahrung gebracht, ob der so übel Behandelte zu den Deutschgesinnten gehörte, vermuthe es aber, da sein Bruder sich als solcher ausgezeichnet hat.

In dem folgenden Falle war es entschieden die schleswig-holsteinische Gesinnung, die man strafte. Zum bessern Verständniß derselben diene die Vorbemerkung, daß in Schleswig die Privilegien der Apotheken an der Person des jemaligen Besitzers haften und bei jeder

Thronbesteigung von Neuem bestätigt werden müssen. Es ist dies indeß eine bloße Förmlichkeit, und seit Menschengedenken war es nicht vorgekommen, daß ein Gesuch um Bestätigung abschlägig beschieden worden wäre. Da kurz nach der Thronbesteigung des jetzigen Königs der Krieg ausbrach, wurde die Formalität unterlassen. Als die Dänen aber gesiegt hatten, urgirte man sie und benutzte dieselbe als Gelegenheit, den Patrioten zu schaden und Dänen an die Stelle von Deutschen zu bringen, mitunter wohl auch, um Vettern und Gevattern der Beamten auf wohlfeile Weise ein gutes Brot zu verschaffen.

Der letzte Grund scheint in dem Falle des Apothekers Karberg in Apenrade mitwirkend gewesen zu sein.

Karberg, ein Sonderburger, der früher in Hannover gelebt, zog unter Christian dem Achten nach Apenrade und kaufte hier die Apotheke für circa 45,000 Thaler preußisch, wobei er 20,000 Thaler auf das Privilegium lieh. Während der Erhebung stand er der Gesinnung nach auf deutscher Seite, konnte sich aber, da er fortwährend kränkelte, nicht thätlich betheiligen und war deshalb auch in die Amnestie eingeschlossen. Die dänische Rachsucht wußte ihn aber auf andere Weise zu fassen und zu strafen. Zunächst wurde für das Städtchen von 3900 Einwohnern eine zweite Apotheke concessionirt und ein Däne, Worsoe, mit dem Privilegium bedacht. Dadurch sollte das Geschäft Karbergs auf die Hälfte seines Werths herabgebracht werden. Man that von Seiten der Behörde Alles, um jene zweite Apotheke zu heben, wies ihr die öffentlichen Anstalten zu und ließ die dänischen Aerzte nach Kräften für sie wirken. Das Volk aber blieb mit dem ihm eignen conservativen Hange in der Mehrzahl bei der alten, und Worsoe hatte nichts zu thun.

Man sah jetzt, daß man die Sache bei einem andern Henkel anfassen müsse. Die Visitationen wurden, was früher nie der Fall gewesen, in der Form von Ueberfällen, sehr streng und sehr genau abgehalten. Aber zum Leidwesen des Physikus fand sich niemals Gelegenheit, ein Monitum zu ertheilen.

Als man dem Besitzer auch auf diesem Wege nicht beikommen konnte, gab man ihm, wahrscheinlich auf Grund des Verfassungs-

paragraphen von der Gleichberechtigung der Sprachen, auf, binnen vier Wochen seine deutschen Gehülfen durch Dänen zu ersetzen. Bitten um Verlängerung dieser Frist waren fruchtlos. Man dachte jetzt am Ziele zu sein. Aber Karberg machte, wenn auch mit großen Kosten, das unmöglich Scheinende möglich, und der Versuch, ihn ohne großes Aufsehen los zu werden, war zum dritten Male völlig gescheitert.

Da mußte der Amtmann (dessen Eifer in dieser Angelegenheit — vielleicht mißverständlich — mit dem Umstand erklärt wird, daß Worsoe ihm verschwägert ist) zu einem Staatsstreiche greifen, und am 21. Februar 1855 klebte ein Gerichtsdiener an das Fenster der Apotheke einen Zettel mit den Worten: „Apotheket er lucket" — die Apotheke ist geschlossen. Es hieß auf die Beschwerde des Betreffenden einfach, Se. Majestät der König habe sich nicht bewogen gefunden, sein Privilegium zu erneuern. Karberg, der sein Geschäft bis 1860 schuldfrei zu haben hoffte, war ein Bettler. Er betrug sich aber — wie mein Berichterstatter mit Bestimmtheit erzählte — wie ein Mann, ließ jedem seiner Leute eine Flasche Wein geben und trank selbst eine, „weil so etwas nicht alle Tage vorkomme." Dann supplicirte er, ihm ein Jahr Zeit zum Verkauf der Apotheke zu lassen oder sie nach vorheriger Taxation durch die Behörde anzukaufen. Bis Ende Juli hatte er noch keine Antwort. Wie diese aber auch beschaffen sein möge, unter allen Umständen ist sein Fall ein Beispiel, auf welche Weise man hier die deutsche Gesinnung — denn nur um die Gesinnung handelte es sich, zumal nach der Amnestie — zu verfolgen und zu strafen, mit welchen Mitteln man sich namentlich der intelligenten und wohlhabenden Deutschen, dieses Dorns im Fleische der Danisirer des Herzogthums, zu entledigen bemüht ist.

Von Apenrade begab ich mich nach Hadersleben auf einem Umwege über das seiner Anmuth halber weithin berühmte Kirchspiel Loit. Als Führer wurde mir ein Mann aus dem Sundewitt mitgegeben, der nur gebrochen deutsch sprach, aber seiner politischen Farbe nach nichts weniger als dänisch war. Wir waren in den prächtigen Buchenwald gelangt, der die Höhen am Nordufer der Bucht bedeckt. Sonnenblicke gaukelten wie große Leuchtkäfer auf den Blättern des beschatteten Unterholzes und auf dem gefallenen Laube, Vögel

zwitscherten und in der Ferne schienen es einige Kinderstimmen ihnen gleich thun zu wollen. Ich fragte meinen Begleiter, ob er mir wohl einmal den Tappern Landsoldat singen wolle. „Nein, antwortete er, „das ist ein slechtes Stück.“ — „Aber die Dänen singen es gern,“ entgegnete ich. „Ja, das thun sie, aber ick mak es nick, es ist ein slechtes Stück.“ — „Sie sind aber doch ein Däne, Sie sprechen ja nur wenig deutsch,“ sagte ich. „Nein,“ erwiderte er, „ich bin kein Däne, ich bin ein Sleswigholsteener.“

Das Kirchspiel Loit ist eine kleine Halbinsel von bewaldeten Höhen, lieblichen Wiesenkesseln und freundlichen Thälern, ein Hügel am andern wie die Beeren an einer Traube. Bald in der Tiefe, bald auf der Höhe begegnen dem Auge hübsche Höfe und Gruppen sauberer Häuser. In einem stillen Grunde liegt eine Mühle. Eine Strecke weiterhin erhebt sich auf einem Waldhügel ein Thurm, der von Weitem dem Reste einer alten Ritterburg gleicht, in der Nähe aber sich nur als ein mit Strohgeflecht überkleidetes Holzgerüst darstellt, von denen man eine schöne Aussicht über die Buchten zu beiden Seiten der Halbinsel hat. Man sollte meinen, daß in diesen ruhigen grünen Gründen und Kesseln, in den Schatten dieser Buchenhaine und auf diesen sammtweichen Wiesen nur ein Geschlecht empfindsamer Seelen wohnen könne, welches schneeweiße Schäfchen mit rosenrothen Seidenbändchen um den Hals weide und sich von Naturgenuß, Nachtigallengesang, Liebe und Himbeerlimonade nähre. Aber eine seltsame Laune des Schicksals hat ein ganzes Nest alter Seemöven hierher geführt, die aus Schiffskapitänen Bauern geworden sind, tapfer Portwein und Sherry trinken und dazu mit urkräftigen Flüchen auf die neumodische Dänenwirthschaft schmähen. Einer von ihnen hat sich jenen Thurm erbaut, wo er die ein- und aussegelnden Schiffe beobachten, sich an seiner alten Heimath, dem blauen Meere, erfreuen und die Stimmen der Seejungfern hören kann, die ihm zurufen zurückzukehren und sich wieder auf die Fahrt zu machen nach den oft besuchten Häfen im fernen Indien und Amerika.

Da mein wackrer Sleswigholsteener mich bei einem der Kapitäne verlassen hatte und ein Führer von da aus nicht zu bekommen war, mußte ich wiederholt nach dem Wege fragen, und auch

hier fand sichs, daß die Frauen mich nicht mehr verstanden, die Männer dagegen meist ziemlich gut hochdeutsch antworteten. Von Kirkeby, dem Hauptorte des Kirchspiels, fragte ich mich nach der Gjennerbucht hinab, in der einst die Wikinger einen ihrer Schlupfwinkel gehabt haben sollen, und in deren Mitte vor einem anmuthig mit Wiese und Wald geschmückten Ufer die kahle Grasinsel Calö liegt.

Die Bucht würde durch ihre Tiefe sowie dadurch, daß sie durch die vor ihr sich hinstreckende Insel Barsö vor dem Winde geschützt ist, sich vortrefflich zu einem Kriegshafen eignen. Gegenwärtig ist Calö der Schauplatz einer friedlicheren Thätigkeit. Ich besuchte es, um die dortigen Werften anzusehen, die in der That sehenswerth sind. Ein kleiner untersetzter Herr mit grauen Haaren und blauen Augen saß vor der Thür des einen Hauses. Als ich mich ihm näherte, zog er den Hut. Er war es, den ich suchte, Agent Bruhn, der deutsche Vanderbylt, der größte Schiffsbauer der Ostsee. Mit Bereitwilligkeit entsprach er meinem Anliegen, mir seine Schiffe und Modelle zu zeigen und einige Aufschlüsse über seinen Geschäftsbetrieb zu geben. Er besitzt jetzt die Schiffe Calö zu 900, Cherusker ebenfalls zu 900, Cekrops zu 450, Cybela zu 350, Coquette zu 200, Courier zu 180, Comet zu 150 Tonnen und das große noch ungetaufte Fahrzeug, welches noch auf den Werften liegt und 2000 Tonnen Tragfähigkeit haben wird. Das sind im Ganzen 5130 Tonnen — mehr als manche Stadt der Ostküste hat. Das neue Schiff, als der größte Kauffahrer, der bis jetzt an dem baltischen Meere gebaut wurde, auch für Nichtschleswiger eine Merkwürdigkeit, ist für London bestimmt. Es hat 234 Fuß Länge im Kiel, 250 auf dem Verdeck, ist 41 Fuß breit, 23 Fuß schnurrecht (tief), wiegt, wenn es fertig ist, 1300 Tonnen und wird dann einen Werth von 350,000 Mark Banco haben. Ich fragte nach seinem Namen. Der würde erst am Tauftage gesagt, meinte lächelnd der Agent, das sei so Gebrauch; doch ist gewiß, daß das Fahrzeug gleich allen hier erbauten einen Namen bekommen wird, der mit dem C anfängt.

Die Haide tritt hier bis hart an den Rand des Wassers heran, und kaum sind die Hügel, welche die Bucht im Westen umgeben,

erstiegen, so befindet man sich zwischen kahlen, baumlosen, nur mit Haidekraut bekleideten Höhen, die sich in der Form von Kegeln eine neben der andern erheben, und unter denen der dreihundert Fuß hohe Knivsbjerg die beste Aussicht gewährt. In der Nähe des Dorfes Gjenner giebt es mehrere Hühnengräber, und früher standen hier auch die sogenannten Danebrogsschiffe, die aus zwanzig wie Schiffe geformten Steinen bestanden, welche in einem länglichen Kreise so aufgestellt waren, daß die Enden sich berührten. Jetzt sind sie weggeschafft. Dagegen soll sich bei den benachbarten Dorfe Osterlygum noch ein Runenstein befinden, auf welchem ein Freund in Apenrade deutlich das Wort „Heirulfr" erkannt haben wollte.

Ich hatte immer noch einige Zweifel gehegt, daß das hiesige dänisch redende Landvolk die neue Ordnung der Dinge ungern sähe und sich für deutsches Wesen interessire. Im Wochenwagen, mit dem ich von Gjenner nach Hadersleben fuhr, bekam ich eine neue Bestätigung, daß dem wirklich an manchem Orte so sei.

In Hoptrup, einem Dorfe, welches eine ungemein hübsche kleine Kirche nebst einem überaus sauber gehaltenen Gottesacker hat, war ein Bauer aus Haderslund eingestiegen, der aus meiner Erkundigung nach der Stelle, wo der tollkühne Ueberfall v. d. Tanns stattgefunden, den Schluß gezogen haben mochte, ich nehme auch an andern als vergangnen Dingen in Betreff des Kampfs zwischen Deutsch und Dänisch ein Interesse. Er wies mir zunächst die Straße, auf welcher die Freischaaren herangezogen waren, und das Gehöft links von der Chaussee, wo man am heißesten gefochten hatte. Seine Angaben waren so genau, als ob er damals den Führer der Schleswig-Holsteiner gemacht hätte, und das Behagen, das sein Gesicht über den gelungnen Streich ausdrückte, ließ schließen, daß es, wenn er ihn nicht gemacht, nur an der Gelegenheit gemangelt hatte.

Dann aber rückte er näher und erzählte in leiserem Tone, daß die Bauern in seinem Dorfe alle deutsch, d. h. deutschgesinnt, seien. Ihr Prediger aber sei ein wüthender Däne, und um ihn zu ärgern, sprächen sie in seiner Gegenwart immer so gut es gehen wollte deutsch. Selbst die, welche es mit den Kopenhagenern hielten, möch-

ten nichts von ihren Maßregeln gegen die deutsche Sprache wissen und schickten, wo sie könnten, ihre Kinder nach dem Süden, daß sie deutsch reden lernten. Die Beamten waren nach ihm alle miteinander unwissend, verstanden nichts von den Verhältnissen des Landes und wußten blos Geldstrafen zu dictiren und einzustreichen. Als Beispiel erzählte der Bauer Folgendes:

Ein Bekannter oder Verwandter von ihm hatte in seinem Holzbestand einige dünne Baumstämme, zusammen im Werthe von etwa fünf Mark (schleswig-holsteinisch natürlich; denn auch hier mag der conservative Bauer nichts von der Reichsmünze wissen) umgehauen und heimgefahren. Die Behörde setzte voraus, daß die betreffende Hölzung eine von den sogenannten uneingelösten sei, über welche der Besitzer ohne vorher eingeholte Erlaubniß des Forstamts nicht verfügen darf, und condemnirte den Bauer, ohne sich an dessen Einrede, daß er bisher stets völlig frei über sein Waldeigenthum geschaltet, zu kehren, in eine Brüche von hundert Reichsthalern und zwanzig Thaler Gerichtskosten. Der Mann bat, ihm wenigstens die Geldstrafe zu erlassen, da er ohne sein Wissen gefehlt. Umsonst, er erhielt den Befehl, innerhalb einer kurzen Frist die Brüche sammt den Kosten zu bezahlen. Ein Advocat erfuhr dies, bat den Bauer, ihm die Sache und die Dokumente, die sich auf sie bezögen, zu übergeben und erkannte daraus sofort, nicht nur daß die Geldstrafe willkürlich und zu hoch, sondern auch, daß die Hölzung eingelöst und völlig freies Eigenthum des Mannes war. Derselbe wurde in Folge dessen denn auch in höchster Instanz vollständig frei gesprochen. Der Beamte aber, der ihn verurtheilt und ihm nun seine Freisprechung anzukündigen hatte, fuhr ihn an: „Ihr einfältiges Bauernvolk sagt einem aber auch gar nichts von Euern Verhältnissen", worauf Jener erwiderte: „Bei den frühern Beamten wäre das nicht nöthig gewesen, die hätten das aus ihren Büchern gewußt."

Die Gegend vor Hadersleben ist eine sehr fruchtbare, namentlich im Westen der Straße, wo zahlreiche schöne Dörfer liegen. Die Geschirre und ihre Gespanne, welche uns begegneten, erinnerten fast durchgehends an die in Angeln. Dagegen zeigten sich hier schon viele Gehöfte, welche die Quadratform hatten, die das Haus des

Jüten von dem des Sachsen und des Anglers unterscheidet. Auch schien es an den Heerden, welche auf den heckenumhegten Koppeln weideten, als werde hier das Halten von andern als rothen Kühen nicht mehr wie südlich von der flensburger Föhrde als Vergehen betrachtet — eine Geringfügigkeit, die indeß dazu beitragen kann, den Unterschied der Nationalitäten hervorzuheben.

Eben sank die Sonne, als über grünen Grashügeln der kleine Thurm, das graue Dach und die röthlichen Mauern der Hauptkirche von Hadersleben sichtbar wurden, und bald nachher fuhren wir in die Senkung hinab, in welcher die Stadt zwischen dem blauen Damm, einem großen See und der schmalen und seichten Verlängerung eines Fjords der Ostsee liegt. Die Hauptnahrungsquellen der 6200 Einwohnern sind der Betrieb von Handwerken, namentlich Gerbereien, und etwas Landhandel; auch befinden sich viele Tabaksfabriken hier. Schifffahrt und Seehandel sind unbedeutend. Sehenswerth ist die Marienkirche, ein großes im Innern schönes Gebäude im gothischen Styl, empfehlenswerth der deutsche Gasthof des Herrn Petersen — nach der Meinung eines hamburger Reisenden der letzte auf der Tour nach Norden, wo civilisirte Wirthschaft herrscht.

In Betreff der Sprachverhältnisse Haderslebens herrschten, so viel ich mich erinnere, in den Jahren 1848 bis 1850 in Deutschland mancherlei Meinungen, die einer Berichtigung bedürfen. Die Kirche und Schule waren hier allerdings schon seit zwei Jahrhunderten deutsch. Wer aber angenommen hat, daß die Mehrzahl der Bevölkerung im gewöhnlichen Leben deutsch spreche, ist im Irrthum gewesen.

Bis zu Anfang dieses Jahrhunderts gab es in Hadersleben nur wenige Bürger, welche sich in der Familie unsrer Sprache bedienten*). Erst nachdem auf einer Koppel des Gutes Tyrstrup anderthalb Meilen nördlich von der Stadt die Herrnhutercolonie Christiansfeld angelegt worden, änderte sich dieses Verhältniß. Mit den Fabrikaten der deutschen Brüder vermochten die Haderslebener nicht zu concurriren. Der deutsche industrielle Verkehr war ihnen

*) Noch weniger freilich, die Schriftdänisch verstanden.

eine terra incognita. Bald standen sie soweit zurück hinter der neuen Niederlassung, daß sie sogar ihr Brot und Fleisch von dort kommen ließen, und es schien Christiansfelds Aufblühen die gänzliche Verarmung Haderslebens nach sich zu ziehen. Da kam Succurs aus Süden. Die in einem Theile Deutschlands eingeführte französische Conscription bewog viele der dortigen Handwerksgesellen, sich hierher zu wenden. Sie brachten ihr Geschick und ihren Fleiß mit, man lernte einsehen, wo der Schuh drückte, und rasch hob sich die Betriebsamkeit der herabgekommenen Stadt dermaßen, daß man die meisten Artikel nicht nur billiger, sondern auch besser als in Christiansfeld liefern konnte. Das Verhältniß der deutsch sprechenden zu den plattdänisch redenden Einwohnern war durch diese Einwanderung wesentlich verändert worden. Dennoch verhielten sich jene zu diesen um das Jahr 1840 nur wie 23 zu 65. Die niedere Klasse, und vorzüglich die Dienstboten sprachen in der Regel nur den südjütischen Dialekt, die Gebildeten dagegen, die Kaufleute, die wohlhabenderen Handwerker, die Lehrer des Gymnasiums, die Prediger und die Beamten bedienten sich unter einander lediglich des Hochdeutschen, ja in ungefähr 140 Familien wurde das platte Dänisch der Uebrigen nicht einmal verstanden.

Wurde das, was das dänische Element an Zahl voraus hatte, durch die größere Masse von Intelligenz und Kapital aufgewogen, welche das deutsche vertrat, so gestaltete sich das Verhältniß noch günstiger, wenn nach der Gesinnung gefragt wurde. Nur wenige Mitglieder der Bürgerschaft waren antischleswig-holsteinisch gestimmt, und diese waren fast ohne Ausnahme von niedrigen Motiven angeregt. Was sonst nach Norden blickte, war entweder erst neuerdings aus Jütland eingewandert oder bestand in dänischen Gesellen und Tagelöhnern, die sich nur zeitweilig am Orte aufhielten. Jetzt ist das in mancher Hinsicht anders geworden. Die Intelligenten sind großentheils vertrieben und durch Kopenhagener ersetzt, welche alle Beamten- und Lehrerposten innehaben. Andere sind eingeschüchtert, und die Danisirung der Kirche und Schule wird hier unzweifelhaft bessere Erfolge haben, als da, wo ihr eine stärkere deutschredende

Bevölkerung entgegentritt. Bis zur Ausrottung des deutschen Elements wird es sicher nicht kommen; dagegen ist vorläufig wenigstens an ein weiteres Wachsthum desselben nicht wohl zu glauben.

Der Bürgermeister scheint hier nicht weniger gewaltthätig zu sein, wie der in Apenrade. Die Firmen hatte er indeß, wo sie deutsch gewesen, deutsch gelassen; dagegen waren die Straßen sämmtlich dänisch benannt.

Im Ganzen hält man es auch hier für gerathen, mit Kundgebungen antidänischer Gesinnung sich in Acht zu nehmen. Eine Ausnahme machten zwei Gerbergesellen, die ich bei einem Spaziergang nach dem See beim Häutespülen traf. Beide hatten im schleswig-holsteinischen Heere gedient, und beide sagten, sie dienten auf der Stelle noch einmal. „Und die dort", setzte der Eine, auf ein Boot mit Gymnasiasten zeigend, hinzu, „laufen dann gleich aus der Schule und thun auch mit."

Auch in dem Omnibus, in dem ich einen Ausflug nach Kolding machte, nahm man sich kein Blatt vor den Mund, schmähte in den derbsten Ausdrücken auf den Bürgermeister und eine löbliche Polizei, sang den uns begegnenden Gensd'armen zum Verdruß deutsche Lieder u. s. w. Selbst der Kutscher, ein echter Grenzer, der hoch- und plattdeutsch, schrift- und kartoffeldänisch gleich geläufig sprach, heulte mit den Wölfen. Es versteht sich von selbst, daß von diesen und ähnlichen Aeußerungen nicht auf die Stimmung ganz Nordschleswigs, oder auch nur dieses Theils zu schließen ist, und zum Ueberfluß mahnte über dem langgestreckten Walde rechts von der Straße der graue Rücken der Skamlingsbank daran, daß die Partei, welche in den letztvergangnen zwölf Jahren von der dänischen Propaganda geschaffen wurde, noch immer existirt. Dagegen ist aber wieder zu bemerken, daß der Skausche Patriotismus in vielen Herzen verraucht und in manchen selbst dem Gegentheil gewichen ist.

Man hatte erst Tags zuvor auf jenem Berge den Jahrestag der Schlacht bei Friedericia gefeiert. Das Dänenthum Nordschleswigs war aber nur in ungefähr neunhundert Personen, darunter die Hälfte Frauen, vertreten gewesen. Die Pastoren Markmann und

Boisen hatten sich mit hochtönenden Reden hören lassen. Sie hatten es aber nicht vermeiden können, anzudeuten, daß die Verfassung Schleswigs nicht den Wünschen des Volks entspreche, daß nur ein Theil dessen, um was man gekämpft habe, errungen sei, und daß selbst dieser Theil, wenn man bei dem Projecte des Gesammtstaats beharre, mit der Zeit wieder verloren gehen, wenigstens neue Kämpfe hervorrufen werde.

Siebzehnter Brief.

Deutlicher als die Pastoren auf der Skamlingsbank sprach sich einige Wochen später eine „Stimme aus Schleswig“ im Faedrelandet*) aus. Ich habe in den vorigen Briefen die deutschgesinnte Bevölkerung ihre Meinung vielfach kundgeben lassen. Es ist darum billig, auch diese Stimme, welche die Sache der dänischgesinnten vertritt, ausführlich reden zu lassen, zumal da sie — wenn auch aus ganz andern Gründen — der Theorie von der europäischen Nothwendigkeit des Gesammtstaats Dänemark genau so feind ist als die schleswig-holsteinischen Patrioten. Die Stimme aus Schleswig, die sich richtiger als die Stimme der Eiderdänenpartei in Nordschleswig bezeichnet hätte, sagt im Wesentlichen Folgendes:

„Es ist hohe Zeit, daß unsre unseligen Verhältnisse hier in Schleswig dem dänischen Volke und namentlich dem dänischen Reichstage bekannt werden, welcher nun bald ein entscheidendes Wort darüber mitzusprechen hat, ob dieser Theil des dänischen Reichs, welcher neulich aus feindlicher Gewalt durch das Blut dänischer Männer befreit wurde, durch die Scheidewand einer despotischen und undänischen Politik für lange lange Zeiten von Dänemark losgerissen werden soll, wie der Arm vom Rumpfe. — Die Annahme des Gesammtverfassungs-Entwurfs wird dem dänischen Volke eine größere Gefahr bereiten, als wenn die Schlacht bei Idstedt verloren gegangen wäre; denn der Verlust der Schlacht bei Idstedt würde das Selbstgefühl des Dänenvolks zu einem neuen Versuch, zu den äußersten Anstrengungen, um Ehre und Land zu retten entflammt, würde es seiner Verpflichtung, die Stellung Schleswigs als eines Theils Dänemarks zu erhalten, noch deutlicher bewußt gemacht haben; die Annahme

*) In der Nummer vom 12. September 1855.

des Gesammtstaats-Verfassungsentwurfs dagegen ist ein freiwilliges Aufgeben Schleswigs, ist ein Durchschneiden desjenigen Bandes, mit welchem Schleswig über tausend Jahre (hier verrechnet sich die Stimme, wofern sie nicht die mythische Zeit vor Karl dem Großen einschließt, um reichlich vier Saecula) an das dänische Reich geknüpft gewesen ist.

Wohl wissen wir, daß man dem jetzt abgetretnen Ministerium ein Schreckbild zeigte, welches den Gedankengang der meisten, selbst den vernünftiger Leute gestört und verwirrt hat, und welches an das jetzige halb nationale Ministerium vererbt ist: die europäische Nothwendigkeit. Wohl weiß man, daß Bluhme's klugberechneter Ausruf: Glauben Sie, meine Herren, daß die östreichischen Truppen sich aus Holstein wegblasen lassen? eine elektrische Wirkung sowohl auf das Volk, als auf dessen Vertreter geübt hat; aber auf diese Weise hat ja der idstedter Sieg die Losreißung Schleswigs vom dänischen Reiche zu einer Nothwendigkeit gemacht. —

Oder kann der dänische Reichstag es in Zweifel ziehen, daß die Annahme des Gesammtverfassungs-Entwurfs diese Folge haben werde? Kann er blind sein dagegen, daß durch diesen Schritt sowol die geistigen als die materiellen Bedingungen der Verbindung Schleswigs mit dem übrigen Dänemark vernichtet werden? Als geistige Bedingung nennen wir gemeinsames dänisches Nationalgefühl, das Bewußtsein, dem dänischen Volke anzugehören. Dieses ist untergegangen, wenn Schleswig ein besonderer Landestheil, halb dänisch, halb deutsch sein und dadurch zu einem Coalitionsstaat in geistiger Bedeutung gestempelt werden soll, in welchem die feindlichen — dänischen und deutschen — Interessen ihren eigenen Kampf, oder, was noch schlimmer ist, der Versöhnung überlassen sind. Die dänische und die deutsche Nationalität kämpfen so schon einen verzweiflungsvollen Kampf, verborgen den Leuten in Kopenhagen, aber nicht uns verborgen, die wir inmitten der Verwirrung wohnen; und hat erst das dänische Volk durch Eingehen auf die Gesammtstaats-Verfassung das dänische Element sich selbst überlassen, so ist damit der Sturz gegeben."

Die Stimme erkennt dann an, daß die deutschnationalen Sympathien im Herzogthume die stärkeren seien und fährt dann fort:

„Man will uns freilich einbilden, die dänische Nationalität müsse hier in Schleswig vorwärts schreiten, da nicht allein dänische Männer die Deutschen in den meisten weltlichen und geistlichen Aemtern abgelöst haben, sondern namentlich auch das bekannte Sprachrescript für die gemischten Districte die Festwurzelung des dänischen Elements im Volke gesichert habe. Gegen diese Maßregeln an und für sich soll natürlich nichts eingewendet werden, sie waren nothwendig und gerecht; allein sie sind nicht in der Gestalt aufgetreten, welche dem Volke Liebe zu dem, was dänisch ist, geben konnte, sie haben im Gegentheil den Haß gegen das Dänische verstärkt. Unter Karl Moltkes türkischem Regiment ist das Dänenthum und namentlich das von ihm aufrecht erhaltene Sprachrescript unter der Form einer Strafe für den Aufruhr aufgetreten, und die Beamten können es nicht vermeiden, als türkische Paschas betrachtet zu werden*). Moltke konnte unmöglich dänische Nationalität fördern — Nationalität ist ihm und seinen Nachbetern (z. B. der flensburger Zeitung) eine Chimäre, ein Ungeheuer, welches getödtet werden muß, wo es sich zeigt — allein er hat, ohne es zu wollen — davon sind wir überzeugt — deutsche Nationalität dadurch, daß er sie mit Gewalt unterdrückte, befördert. Alle, welche Angeln vor dem Kriege kannten, müssen erstaunen über die Fortschritte, welche das Deutschthum in den dazwischen liegenden Jahren gemacht hat. — Die Bevölkerung ist förmlich demoralisirt in den wenigen Jahren, seit das Sprachrescript zu derselben in Kirche und Schule mit deren eigner Sprache gekommen ist.“

Indem die Stimme dann weiter über Moltke aburtheilt, macht sie ihm vor Allem seine Unparteilichkeit, mit der er „seine Launen über Getreue und Ungetreue wüthen ließ“, zum Vorwurf, wobei sie

*) Hier und in dem Folgenden mischt sich Wahres mit Unwahrem. Die Stimme würde, da sie den Inhalt des Sprachrescripts für gerecht hält, entweder ebenso wie Moltke verfahren sein oder sich in der Nothwendigkeit befunden haben, die Maßregel der Meinung des Volks zu unterbreiten, dessen Mehrzahl in den Districten, um die sich's handelt, keineswegs wie Faedrelandet denkt.

in die seltsamsten Widersprüche geräth und unter Anderm deutlich zu erkennen giebt, daß sie unter dem Schleswig, von dem sie spricht, immer nur die kleine nordschleswigsche Eiderdänenpartei versteht. Der Artikel sagt dann weiter:

„Und das Siegel auf die Trennung zwischen dem Königreich und dem Herzogthum setzte dieser selbe Mann (Moltke) durch die sogenannte Verfassung Schleswigs. Daß der dänische Reichstag es hat erdulden können, sich dergestalt verhöhnen zu lassen, begreift ein dänischer Mann schwer. Als der König den 8. Juni 1849 das dänische Grundgesetz unterzeichnete, da war es nicht ein Provinzialgesetz, welches er einem begünstigten Theile seines Reichs verlieh, sondern er gab es seinem ganzen Reiche, dem Reiche Dänemark, und damit unterzeichnete er ebenso vollständig die Freiheit Schleswigs, wie die Jütlands oder Seelands. Dieses königliche Versprechen der Freiheit Schleswigs ist nicht erfüllt; Karl Moltke warf es durch seine Verfassung über den Haufen. Man wartete jetzt nur darauf, daß er selbst seine Rolle zu Ende spielen werde; man hoffte, daß die materielle Bedingung der Verbindung Schleswigs mit dem übrigen Dänemark, gemeinschaftliche Volksverfassung gegeben und damit das Königswort eingelöst werden würde. Durch dänische, mit dem Mutterlande gemeinsame Institutionen, hoffte man damals, werde das hinsiechende Nationalgefühl wieder erwachen. Darum wurde die Königsthat vom 3. December (die Entlassung Moltkes und die Einsetzung Raaslöfs zu seinem Nachfolger) von jedem dänischen Manne mit Jubel begrüßt. Die Brust athmete wieder freier, eine gesegnete Frühjahrsluft strömte uns entgegen mit Freudigkeit, mit Hoffnung, mit Dankbarkeit — aber wir haben nichts erhalten, wofür zu danken wäre.

Raaslöfs Ministerium ist ein stillstehendes. Unter seinen Auspicien wird es den Schleswigern vergönnt, ihre Verfassung zu behalten. Es hat in der That den Anschein, daß er auch seinen Namen auf diesen Karl Moltkeschen Bautastein eingegraben sehen will, und mittlerweile schickt der dänische Reichstag sich an, durch Annahme des Gesammtstaatsverfassungs-Entwurfs dem Werke Karl Moltkes die Krone aufzusetzen, das Königs-Wort uneingelöst zu

lassen und Schleswig über Bord zu werfen, damit alles Dänenthum südlich der Königsau in dem Morast der Verfassung erstickt werde.

Doch der dänische Reichstag hat den Gesammtstaatsverfassungs-Entwurf noch nicht angenommen *). An diesen Gedanken muß Schleswig (d. h. natürlich immer das eiderdänisch gesinnte) sich klammern wie der Schiffbrüchige an die letzte Planke, ja — die letzte! Es ist nur wenig Hoffnung vorhanden, daß Schleswig jetzt von dem ihm durch deutsche Despotie bereiteten Untergange erlöst werde. Aber einen tiefen, tiefen Seufzer stößt unsre Mutter, unser Vaterland aus, wenn seine auserwählten Söhne, erkoren zu dessen Schutz, den Muth verlieren und, um innerhalb ihrer eignen Schwelle Frieden zu erlangen, Schleswig, das theuer erkaufte Südjütland, dem deutschen Moloch zum Opfer hinwerfen! Das sind gar zu starke Ausdrücke, nichtige Uebertreibungen, unüberlegte Reden — nein, nein, es ist eine Wahrheit, die kein Mitglied des dänischen Reichstags widerlegen kann, daß, wenn es schließlich festgestellt wird, Schleswig soll nach Karl Moltkes despotischer Verfassung, das übrige Dänemark nach einem Grundgesetz, worin noch einige gute Reste von Freiheit aufbewahrt sind, regiert werden, alsdann Schleswig und das übrige Dänemark von einander getrennt sind, sich mehr und mehr von einander entfernen, einer verschiedenen Entwickelung, jedes nach seiner Seite **) entgegen gehen werden. Denn hat der dänische Reichstag Schleswig die Freiheit abgeschwindelt, so muß Schleswig, wenn es vermeiden will, in Karl Moltkes Zwangsjacke zu verschmachten, seine Hoffnung nach Süden richten. —

Nein, saget Dänemarks König: Wir wollen Dein Königswort in Ehren halten, König Friedrich! Schleswig muß Theil haben an unsrer Freiheit. Wir haben mit einander gelitten, und du gelobtest uns, daß wir des Friedens und der Freiheit Segnungen mit einander genießen sollten. Als man uns mit Gewalt trennen wollte,

---

*) Er hat ihn bekanntlich seitdem angenommen.

**) Die Stimme scheint fortwährend im Stillen von der Ansicht gequält zu sein, daß die Seite, nach der sich Schleswig entwickeln müsse, von Natur eine andere, als die dänische sei. Die freie Verfassung ist ihr so im Grunde nichts als eine Lockung gegen die Natur.

sprachst Du: Es soll nicht geschehen! Jetzt will man es durch schöne Reden, allein wir haben nun von Dir gelernt, dieselben Worte zu brauchen: Es soll nicht geschehen!

Gebt Schleswig dänische Freiheit, sonst erhält Schleswig nimmer dänisches Nationalgefühl. Nationalität kann nicht gedeihen, kann nicht Leben gewinnen, nicht Leben geben ohne Freiheit. Aber durch Theilnahme an gemeinsamen freien Institutionen, durch ein Bestreben nach Einheit und Uebereinstimmung in der Gesetzgebung, durch gemeinschaftliche Freude und gemeinschaftlichen Kummer müßten Schleswigs und des übrigen Dänemarks Herzen zusammenwachsen; und wenn das dänische Volk Schleswig Antheil an derselben Freiheit giebt, die es selbst hat, dann werden die deutschen Sympathien schon nach und nach wie Thau vor der Morgensonne schwinden; denn alsdann lernt der Südjüte, daß es gut ist, Däne zu sein.“ —

Ich habe zu diesen Klageliedern wenig zu bemerken. Man sieht, an ihnen, wie mich dünkt, sehr deutlich, wie die dänische Partei in Schleswig zu begreifen anfängt, daß sie den Gesammtstaatsmännern gegenüber der Mohr ist, der seine Schuldigkeit gethan hat und nun gehen kann. Man sieht, wie sie ihre Furcht vor dem Deutschthum durch Selbsttäuschungen sich auszureden sucht, und wie vergeblich dieses Bemühen ist. Man sieht, was sie thun würde, falls sie erreichte, was sie wünscht. Ebenso sicher aber ist, daß sie in der tiefsten Blindheit lebte, wenn sie im Ernste glaubte, der deutsche Schleswiger kenne das Wort nicht, welches die Danaer fürchten heißt, auch wenn sie Geschenke bringen, und sei geneigt, seine Nationalität für eine bessere Verfassung, sein Recht für die dänische Freiheit hinzugeben.

Mit der enttäuschten nationalen Partei wird sich, falls sie noch etwas mehr vergißt und noch etwas mehr lernt, in Zukunft vielleicht eine Verständigung erzielen lassen. Mit den Gesammtstaatspolitikern niemals.

Jene nationale und liberale Partei wird vergessen müssen, daß Südschleswig einst zum Theil dänisch sprach und daß die Eider vor fünfhundert Jahren die Grenze Dänemarks war, und sie wird lernen

müssen, daß sie ihre Nationalität, die von Deutschland, und ihre Freiheit, die von Rußland bedroht wird, auf die Dauer nur durch das Opfer ihrer Ansprüche auf den Besitz des deutschen Schleswig und durch engsten Anschluß an Schweden und Norwegen sichern kann. Nicht im Süden, sondern im Norden liegt ihr Heil, und nicht in der Einverleibung deutscher Elemente in Dänemark, sondern in der Ausstoßung derselben auf immer und in der Einverleibung Dänemarks in ein rein skandinavisches Reich, in der Wiederaufrichtung der Calmarschen Union wird die dänische Nation die Kraft und die Größe finden, die sie erstrebt.

Sie hat dies zum Theil längst begriffen, nur möchte sie, von Erinnerungen an das alte Dänemark über die Gegenwart verblendet, das dazu nöthige Opfer nicht bringen. Schon längst wollte jene Partei, die wir die skandinavische nennen und zu der in Dänemark beinahe alle guten Köpfe zählen, eine Vereinigung Dänemarks mit Schweden und Norwegen, nur verlangte ihr Stolz in dieser Union den Vorrang, und da dem die Kleinheit des Landes entgegenstand, so gedachte sie Schleswig „als Morgengabe" mitzubringen. Holstein und Lauenburg sollten völlig aufgegeben werden, ja man war eine Zeit lang nicht abgeneigt, auf den von England ausgegangnen Vorschlag einer Theilung Schleswigs einzugehen, ein Vorschlag, der nicht unbillig war, von den Schleswig-Holsteinern aber als wider das Recht abgelehnt wurde.

Das londoner Protocoll vom 8. Mai 1852, welches den dänischen Gesammtstaat schuf, hat die skandinavische Partei in Dänemark fast so schwer getroffen, als die Schleswig-Holsteiner. Sein Hauptzweck ist die Vereitelung jenes Wunsches nach Wiederbelebung der calmarschen Union gewesen, und dieser Zweck war einzig im Interesse Rußlands. Diese Macht hat zu allen Zeiten die Absicht verfolgt, seine Nachbarn an Concentrirung ihrer Kräfte zu hindern, und sie hat diese Absicht seit vielen Jahrzehnten mit unläugbarem Geschick verfolgt. Der Satz divide et impera gewann ihm Polen, bereitete ihm die für jetzt freilich vereitelte Eroberung der rumänischen und südslavischen Länder vor, machte Deutschland unschädlich und leitete sein Verfahren auch in der schleswig-holsteinischen Frage.

Das vom Kaiser Nikolaus, dem damaligen Herrn der Verhältnisse auf dem Continent Europas, dictirte londoner Protocoll war sowol gegen die Krone Schweden als gegen Dänemark gerichtet. Es benahm ersterer die Aussicht auf die damals ziemlich nahe gerückte Herrschaft über ganz Skandinavien, und es schwächte letzteres unter dem Anschein, es kräftigen zu wollen. Frankreich willigte in diese Ordnung der Dinge, weil es in einem starken Dänemark einen steten Stachel in der Seite Preußens sah. Die Verblendung der englischen Politiker ist nicht wol zu begreifen. Auf die übrigen mag der Satz Anwendung leiden, daß bei schweren Krisen die Diplomatie bisweilen, um über augenblickliche Verlegenheiten hinwegzukommen und zeitweilige Vortheile zu gewinnen, auf die Erreichung dauernder Erfolge verzichtet, mit Machtsprüchen dem Laufe der Natur Stillstand gebieten zu können wähnt und schließlich Schöpfungen hinstellt, deren Unhaltbarkeit auch ein schlichter Verstand einsieht.

Daß die dänische Monarchie durch diesen Ausgang der schleswig-holsteinischen Angelegenheit in einen Zustand versetzt worden ist, der nicht von Dauer sein kann, da er einer fortwährenden Krankheit gleicht, wird von keinem Einsichtigen mehr geleugnet werden können.

Das Zusammenschweißen zweier Nationalitäten in einen Gesammtstaat mit einer Repräsentativverfassung von modernstem Zuschnitt ist unter allen Umständen ein gewagtes Unternehmen. Es ist aber doppelt und dreifach gewagt, wenn die eine Nationalität der andern in leidenschaftlichster Erbitterung gegenübersteht, und wenn die eine nicht im Stande ist, die andere zu absorbiren und politisch unmündig zu machen. Das Letztere ist im dänischen Gesammtstaat eine absolute Unmöglichkeit. Wahr ist, daß das dänische Element an Zahl überwiegt; denn es verhält sich zum deutschen wie drei zu zwei, und wahr ist ferner, daß es gegenwärtig den politischen Organismus beherrscht. Allein die Zeiten sind noch nicht lange vorüber, wo die Wagschale der deutschen Nationalität überwog, wo fast alle Räthe des Königs, fast alle Gesandten Dänemarks Männer aus der schleswig-holsteinischen Ritterschaft waren, und diese Zeiten könnten wiederkommen. Und was das numerische Uebergewicht betrifft, so hat der Krieg in der Phase, wo die Schleswig-Holsteiner allein standen,

bewiesen, wie viel oder wie wenig es bedeutet. Im Frieden aber wird es durch die höhere Bildung, den größeren durchschnittlichen Wohlstand und durch den Einfluß, den das von vierzig Millionen Deutschen bewohnte Hinterland mit seinen Sympathien auf die deutsche Nationalität in diesen Grenzländern nothwendig üben muß, beinahe völlig auf Null reducirt.

Aus diesen einander seit Jahrhunderten feindlich gegenüberstehenden, in letzter Zeit einander immer fremder gewordenen Elementen und für dieselben eine beide befriedigende Gesammtverfassung zu schaffen, hat bisher nicht gelingen wollen und wird auch in Zukunft nicht erreicht werden. Vier Jahre hat man an der Lösung dieses unlösbaren Problems gearbeitet, vier Jahre experimentirt nach allen Seiten hin, vier Jahre alle Mittel aufgeboten, um zum Ziele zu gelangen, und nichts erreicht. Die Gesammtverfassung ist ein staatrechtliches Unding, der Gesammtstaat Dänemark ein Thurm auf Triebsand gebaut. Mißvergnügen in den einzigen beiden Parteien, welche eine Zukunft haben, Hemmung der beiderseitigen Entwickelung, Verewigung des Kampfes zwischen den beiden Nationalitäten, Aussicht auf allmählige Aufreibung beider in diesem Ringen ist das Resultat.

Es wird sich später vielleicht Gelegenheit finden, hierauf ausführlicher einzugehen. Hier nur die Bemerkung, daß der Staatsbau, der aus jenen Bestrebungen entstanden ist, zu den complicirtesten gehört, welche die Geschichte aufweist. In der dänischen Monarchie bestehen, die entfernten Nebenländer abgerechnet, nicht weniger als fünf grundverschiedene Verfassungen und Verwaltungen. Die Provinzialverfassung Dänemarks ist eine demokratisch-constitutionelle, eine „Republik mit einer dynastischen Spitze“; die Provinzialvertretung Holsteins geht aus Einrichtungen hervor, welche den gemischten Charakter des ständischen und des repräsentativen Systems an sich tragen; dasselbe gilt von der des Herzogthums Schleswig, die sonst in manchen Punkten wesentlich von der holsteinischen abweicht; in dem Verfassungspatent für das Herzogthum Lauenburg endlich wiegt der ständische Charakter auch jetzt noch vor. Ueber diesen Einrichtungen steht zuletzt, „um die Verbindung zwischen den verschiedenen Theilen

der Monarchie zu einem wohlgeordneten Ganzen zu erhalten", eine Gesammtvertretung, der Reichsrath, dem mitbeschließende Befugniß zugestanden ist und der folglich wiederum in das demokratisch-constitutionelle System gehört, dadurch aber, daß in ihm das dänische Element überwiegt, eine Beeinträchtigung und Verletzung des deutschen ist.

Dazu kommt ein Gesammtministerium, von welchem der größere Theil dem dänischen Reichstage, der kleinere nur dem Könige verantwortlich ist, dazu der Umstand, daß Holstein ein Glied des deutschen Bundes ist, während die Mehrheit im Reichsrathe stets gegen die Interessen Deutschlands sein wird, dazu ferner, daß die Mitglieder des Reichsraths in ihren Versammlungen zwei Sprachen reden und häufig einander nicht verstehen. In der That, das größte staatsmännische Talent könnte unter solchen Umständen auf die Dauer in ersprießlicher Weise das Regiment nicht führen, und gegen alle Erfahrung wäre es, wenn eine derartige Staatsmaschine, wo ein Rad gegen statt in das andere wirkt, Bestand hätte.

Bricht sie aber zusammen, diese widerspruchsvolle Einrichtung, so folgt von selbst, daß die einzelnen Theile dahin fallen, wohin sie ihrer Natur nach streben, wohin sie von der Attraction nationaler Sympathien und materieller Interessen gezogen werden, und wohin sie eine gesunde Politik in London hätte verweisen sollen: die dänischen an Skandinavien, die deutschen an Deutschland. Das ist die europäische Nothwendigkeit, nicht der Gesammtstaat.

Ist dieser Nothwendigkeit bisher nicht Rechnung getragen worden, so war es in der Hauptsache, wie angedeutet, die stets gutunterrichtete russische Diplomatie, die es hintertrieb. Die Unwahrheit der an die Spitze des londoner Protocolls gestellten Devise: daß die Erhaltung des bisherigen Territorialbestandes der dänischen Monarchie für das Gleichgewicht Europas nothwendig sei, ist von keiner Seite klarer eingesehen worden, als vom petersburger Kabinet.

Rußland vereitelte auf diese Weise, d. h. indem es die Trennung der skandinavischen Staaten aufrecht erhielt, die Bildung einer starken unabhängigen Macht zweiten Ranges, die vermöge ihrer geographischen Stellung vorzugsweise dazu geeignet gewesen wäre, im

Norden ein Damm gegen sein Vordringen nach dem Westen Europas zu sein. Es ließ ferner seine sehr im Hintergrunde stehenden Erbansprüche auf die dänische Krone dermaßen in die Nähe rücken, daß ihre Verwirklichung aus einer Möglichkeit zu einer Wahrscheinlichkeit wurde. Es ließ endlich einen Zustand ins Leben treten, der mit Nothwendigkeit fernere Zerwürfnisse im Schooße trägt, und der zum offnen Kampfe werden wird, sobald von Außen die Gelegenheit dazu kommt. Es ließ ihn, darf man mit Bestimmtheit annehmen, lediglich deshalb ins Leben treten, damit es für den Fall solcher Zerwürfnisse als Garant des londoner Protocolls und als Träger von Erbansprüchen ein doppeltes Recht zur Einmischung habe.

Es ist noch unvergessen, wie 1848 ein russisches Geschwader vor dem kieler Hafen erschien, und wie der Führer desselben, Großfürst Konstantin, nur durch den entschiedenen Einspruch des englischen Gesandten abgehalten wurde, sich mit seinen Schiffen Kiels zu bemächtigen. Nach Abschluß des londoner Vertrags hatte England kaum mehr das Recht, gegen solch ein Beruhigungsmittel der aufgeregten Gemüther Protest zu erheben. War das Land aber einmal besetzt von den Russen, so ist die Frage, ob das petersburger Kabinet seine Truppen nach der Pacification so gutwillig wie aus Ungarn zurückgezogen oder ob es nicht vielmehr einen Vorwand gesucht und gefunden haben würde, ein Spiel wie in den Donaufürstenthümern zu spielen. Sei dem indeß wie ihm wolle, es handelte sich bis zum Ausbruch des orientalischen Kriegs für Rußland blos um günstige Conjuncturen zur Ausführung eines Streichs auf Dänemark und die Herzogthümer, und diese Conjuncturen konnte ihm der eine oder der andere Todesfall im königlichen Hause, vielleicht aber auch die Thorheit der Demagogen Kopenhagens verschaffen, die von so viel Leidenschaft und Dünkel geplagt sind, daß einige geschickte Agenten sie unter Umständen zu allem Erdenkbaren zu bringen vermöchten. Der russische Einfluß war seit dem Kriege mit Deutschland im dänischen Kabinet der herrschende, und mit Volk und Armee würde man rasch fertig geworden sein.

Alle diese Bedenken bestehen noch heute. Es wurde bisher zu zeigen versucht, daß die jetzige Ordnung der Dinge in Dänemark eine gute Handhabe für die Pläne einer russischen Eroberungspolitik

in den baltischen Ländern ist. Dieser Beweis aber ist gleichbedeutend mit dem, daß jene Ordnung der Dinge direct gegen das Interesse aller übrigen Ostseestaaten und mittelbar auch gegen das Interesse der meisten andern europäischen Mächte gerichtet ist. Europa muß mit Ausnahme Rußlands wünschen, und wenn wieder einmal ein Tag der Abrechnung kommt, bewirken, daß jeder von den Nachbarn des Zarenreichs soweit irgend thunlich gekräftigt werde, und daß Rußland jede Gelegenheit verliere, unter dem Vorwande conservativer Pflichterfüllung eigensüchtige Absichten auf dem Gebiete dieser Nachbarn zu verfolgen. Im Süden ist dies, wie es scheint, bis zu einem gewissen Grade erreicht. Im Norden steht es noch zu erwarten.

Als im vorigen Winter die Westmächte mit Schweden Verhandlungen in Betreff einer Allianz anknüpften, hieß es, dem stockholmer Hofe sei als Preis der Wiederbesitz Finnlands in Aussicht gestellt worden. Es ist dies möglich, und das schwedische Volk würde für diesen Lohn der Mehrzahl nach bereit gewesen sein, einen Krieg mit Rußland gut zu heißen. König Oskar dagegen hätte das Anerbieten ablehnen müssen oder sich wenigstens nicht damit begnügen dürfen.

Zunächst lag es im Hinblick auf die deutschen Mächte gar nicht in der Gewalt Frankreichs und Englands, von Rußlands Territorium irgendwelche Theile abzutrennen. Sodann war das Fell eines Bären, der noch nicht erlegt, ein zweifelhaftes Geschenk, zumal des Bären, den man in Finnland vor sich gehabt hätte. Ferner aber, gesetzt den Fall, eine starke englisch-französische Arme hätte im Verein mit einer schwedischen die Russen wirklich im Laufe des Kriegs aus Finnland vertrieben — wer hätte die Bürgschaft für den ewigen Besitz übernommen? Zugegeben aber auch dies, zugegeben, Rußland hätte im Frieden die Provinz für immer geopfert und jegliche Aussicht verloren, sie je wieder zu erobern — eine Annahme, die ihrer Sinnlosigkeit halber kaum der Erwähnung verdient — was hätte Schweden für seine jedenfalls sehr beträchtlichen Opfer gewonnen, als ein weites, nur an den Küsten angebautes, schwachbewohntes und überdieß durch den Krieg entvölkertes und verheertes Land, welches für die Bedeutung Schwedens auf der Ostsee nur eine geringe Wichtigkeit hat?

Was Schweden bedarf, sind nicht sowohl weite Ländermassen als wohlhabende und dichtbewohnte Striche. Von ersteren besitzt ein Reich, welches auf mehr als achttausend Quadratmeilen Flächenraum kaum vierthalb Millionen Einwohner hat, schon zu viel. Es muß, wenn es eine wirkliche Kräftigung, nicht blos eine scheinbare auf der Landkarte, erfahren soll, einen Zuwachs von Provinzen erhalten, durch die das Mißverhältniß zwischen seinem Gebiete und seiner Volkszahl ausgeglichen wird. Dieses Bedürfniß kann nur durch die dänischen Inseln und Jütland befriedigt werden. Schweden würde durch Einverleibung derselben in seinen Provinzencomplex allerdings nur 664 Quadratmeilen erhalten. Dieses Areal ist jedoch, wenigstens in den Inselstiften dicht bevölkert, und seine Einwohner, ungefähr 1½ Millionen, sind, da nur drei Procent derselben Unterstützung aus öffentlichen Mitteln erhalten, wohlhabend zu nennen. Dänischer Ackerbau, schwedischer Fabrikbetrieb und Bergbau, norwegische Schifffahrt würden sich in diesem Föderativstaat segensreich ergänzen. Endlich werden diese Vortheile durch die Lage Dänemarks zwischen Ost- und Nordsee beträchtlich erhöht. Würde schon Jütland mit seinen vielen unfruchtbaren Haidestrecken für Schweden geringern Werth als die Inseln haben, so würde es der Besitz Schleswigs mit seiner überwiegend deutschen, fortwährend nach Süden blickenden Bevölkerung noch weniger, und der Gewinn von Holstein mit seiner allezeit Verlegenheiten drohenden Zugehörigkeit zum deutschen Bunde am allerwenigsten zu stärken geeignet sein.

Das vereinigte Skandinavien würde ein Reich von mehr als sieben Millionen Einwohnern von verwandtem Stamme bilden und zu Lande der stärkste Staat zweiten Ranges in Europa sein, zur See aber leicht zu einer Macht werden können, gegen deren Willen keine russische Flotte den Hafen von Kronstadt verlassen dürfte.

Was die Beziehung der Sundfrage zu dieser Betrachtung anlangt, so galt es früher für besorgnißerregend, beide Ufer der Meerenge in Eine Hand gelangen zu lassen. Diese Besorgnisse haben indeß gegenwärtig in militärischer Hinsicht alles Gewicht verloren. Der große Belt ist, wie die letzten Jahre zeigten, eine offne Straße für Kriegsschiffe geworden, die nur durch eine sehr überlegene See-

macht zu schließen ist. In merkantiler Hinsicht allerdings hat der Belt nicht dieselbe Wichtigkeit wie der Sund, da die Fahrt durch jenen zwar möglich, aber schwieriger als durch diesen ist. Es läßt sich jedoch mit Bestimmtheit voraussagen, daß, sobald die cimbrische Halbinsel nicht mehr in ihrer ganzen Ausdehnung mit den Inseln ein Ganzes bildet, ein Kanal zur Verbindung der Nordsee mit der baltischen hergestellt werden wird, der auch größern Schiffen den Durchgang gestattet; denn selbst vorausgesetzt, daß man den Sundzoll endlich einmal aufhebt, müßte ein derartiger Kanalbau sich reichlich verzinsen.

Nach dem Gesagten darf man die Hoffnung hegen, daß über kurz oder lang in England, welches nächst Norddeutschland an der Lösung der baltischen Frage das meiste Interesse hat, natur- und vernunftgemäßere Ansichten sich geltend machen werden, als die, aus denen seine Zustimmung zum londoner Protocoll hervorging. Daß sich die Gelegenheit zu einer Revision der Karte Europas im angedeuteten Sinne bieten wird, ist wohl unzweifelhaft.

Was die Dynastie anbetrifft, die für diesen Fall die Krone des von Dänemark abgelösten Theils der jetzigen Gesammtmonarchie erhalten würde, so wäre, wenn man das Prinzip jenes Protocolls als falsch erkannt hätte, kein Grund vorhanden, bei der durch dasselbe gegen allen bisherigen Gebrauch eingeführten, nur zu Rußlands Gunsten und obendrein nicht einmal in Ausdrücken, welche Unbedingtheit und Dauer unter allen Umständen involviren, festgestellten Erbfolge zu verharren. Der gegen das klarste Recht mit der Anwartschaft auf eine Krone Beschenkte würde sich mit dem Gedanken: Umstände gaben es, Umstände nahmen es! trösten und seine Gönner würden für ihn eine passende Entschädigung finden können. Der Herzog von Augustenburg hat — ich wiederhole es — lediglich für seine Person auf die Rechte seines Hauses verzichtet. Andere Glieder desselben haben dies nicht gethan, und einen vernünftigen Grund, die letztern auszuschließen, wird niemand zu entdecken vermögen.

Die Skandinavier in Dänemark würden sich allerdings sträuben, Schleswig, „die neugewonnene Braut,“ aufzugeben, und vielleicht lebhaften Einspruch dagegen erheben. Es würde sich aber mit den

Gemäßigtern vielleicht ein Abkommen in Betreff des dänisch redenden Theiles von Schleswig treffen lassen, und sollte sich das als unmöglich herausstellen, so würden die Klagen, die dann etwa laut werden möchten, der Sicherheit Europas und der wirklichen Nöthigung gegenüber ohne Zweifel weniger natürlich und berechtigt sein wie die Klagen Schleswig-Holsteins, als es einer blos scheinbaren europäischen Nothwendigkeit zu Gefallen zur Herstellung der dänischen Gesammtmonarchie geopfert wurde, die ohne das Almosen des Sundzolls, ohne Krücken rechts und links, ohne Stützen von Osten und Westen ihr Dasein in der bisherigen Weise kein Jahrzehnt mehr zu fristen vermöchte, während jener Phönix der Calmarschen Union, naturgemäß auferstehend, ohne andre Hülfe eine Phönixleben leben könnte.

Achtzehnter Brief.

Bei Wonsild, einem großen Dorfe mit äußerst stattlichen Bauernhöfen von dänischer Bauart und einer ungewöhnlich häßlichen neuen Kirche, zu welcher die Kopenhagener Frauenkirche als Muster gedient haben soll, hört die Chaussee auf, und der weitere Weg bis Kolding giebt einen guten Begriff von der Art, in welcher die Regierung bis auf die neueste Zeit herab die Hauptstraße der Herzogthümer vernachlässigte, während in Dänemark für Straßenbau ungemein viel gethan worden sein soll.

Kolding ist ein kleiner freundlicher Ort in ähnlicher Lage wie Hadersleben. Von Westen her schlängelt sich zwischen ziemlich steilen, nur hin und wieder mit etwas Wald bedeckten Höhen die Koldinger Au dem Fjord zu, der im Osten ins Land hineinragt. Ueber der Stadt erhebt sich, den Einsturz drohend, vielfach gestützt, die drei Stock hohe Ruine des Schlosses, welches 1808 von den Spaniern in Brand gesteckt wurde. Von den vier Bildsäulen, welche an den Ecken des noch übrig gebliebenen Thurmes standen (ein Gymnasiast, der so gefällig war, mich zurechtzuweisen, nannte sie „Kjaempe“ und übersetzte dies mit „Riesen,“ obwol sie Feldherrn darstellten) hat nur eine ihren Standort behauptet. Mein Begleiter wollte wissen, daß sie Hannibal heiße. Sie steht an einem Punkte, welcher eine vortreffliche Aussicht über das Schlachtfeld gewährt, und die Frage drängt sich auf, was Hannibal von der Schlacht gemeint haben mag, die am 23. April 1849 hier stattfand, und an deren Verlauf im Folgenden in der Kürze erinnert werden soll.

Die Besetzung Schleswigs durch deutsche Truppen war mit Ausnahme Alsens vollendet. General Prittwitz hatte die Schleswig-

Holsteiner unter v. Bonin bis Hadersleben vorgehen lassen. An ein Vorrücken nach Jütland wurde ernstlich noch nicht gedacht. Die Dänen hatten mit ihrer Avantgarde in Kolding Stellung genommen und sich dort stark verschanzt. Am 20. April entsandte Bonin ein Jägercorps und ein Bataillon Linieninfanterie unter Zastrow, um diese Position zu recognosciren. Nachdem dieser Offizier seinem Auftrag nachgekommen, gedachte er umzukehren. Allein kaum waren die Deutschen der Dänen ansichtig geworden, als sich ein Geplänkel erhob, welches bald zu einem förmlichen Kampfe und schließlich zum Sturm auf die Stadt wurde. Mit einem wüthenden Anlauf nahmen die Schleswig-Holsteiner die Häuser im Süden der Koldinger Au, dann die verpalissadirte Brücke über diesen Bach, dann das Thor und endlich die einzelnen Straßen. Gegen Mittag war die ganze Stadt in Zastrows Händen, die dänische Avantgarde auf dem Rückzuge nach Fridericia.

Auf die Nachricht von diesem Vorgange rückte General Bonin mit dem Rest seines Heeres bis Kolding vor und nahm hier auf beiden Ufern der Koldinger Au Stellung. In der Stadt sowie in einigen Schanzen an der Straße nach Fridericia stand die erste, im Westen bis nach Wanderup die zweite Brigade. Das Hauptquartier befand sich in Wonsild. Die Vorposten waren bis auf eine Viertelstunde nördlich von Kolding vorgeschoben. Die gesammte Truppenmacht unter Bonins Befehlen betrug nicht ganz 11,000 Mann, und die Preußen waren noch zu weit zurück, um für den Fall eines raschen Angriffs von Seiten der dänischen Armee Hülfe bringen zu können.

Die letztere stand in einer Stärke von etwas über 21,000 Mann theils bei Veile, theils bei Fridericia. Ihr Oberbefehlshaber kannte die Schwäche der Gegner, und am 23. April griff er an, um sie zu benutzen. Die Hauptmacht der Schleswig-Holsteiner war auf dem rechten Flügel in und nordöstlich vor der Stadt concentrirt, wo die Straße nach Fridericia abzweigt. Der linke Flügel, von der zweiten Brigade gebildet, hatte zu seiner Deckung ein Defilee, das von 2 Compagnien des vierten Jägercorps und 1 Compagnie des dritten Linienbataillons vertheidigt wurde. Die Verbindung zwischen den beiden Flügeln bildeten 2 Bataillone, die längs des wiederholt

genannten Baches aufgestellt waren. Der Plan der Dänen war nun, den linken Flügel Bonins mit Uebermacht anzugreifen, den stärkeren rechten nur in Kolding festzuhalten und, wenn auf jenem der Sieg entschieden, beide in der Nähe der Stadt zusammenzudrängen und zu vernichten.

Kurz nach fünf Uhr begann von Seiten der Dänen der Angriff. Die Brigade Schleppegrell rückte, von Fridericia kommend, gegen die an der Straße nach dieser Festung gelegenen kleinen Schanzen der Schleswig-Holsteiner vor, während eine Corvette und mehrere Kanonenboote im Fjord erschienen und die Stellung von der Seite beschossen. Von Veile her zog die Brigade Moltke, um die Stadt selbst von Westen her anzugreifen, und während dessen marschirte General Rye mit drei Brigaden noch weiter westlich, um den linken Flügel der Schleswig-Holsteiner zu werfen und gegen Kolding hin aufzurollen — ein Unternehmen, welches höchst wahrscheinlich gelungen sein würde, wenn jene drei Compagnien das erwähnte Defilee nicht zu halten vermocht hätten. Sie hielten es gegen eine zwölffache Uebermacht in einer Weise, welche Rye zu dem Glauben verführte, eine volle Brigade vor sich zu haben. Von einem Gehölz geschützt, behaupteten sie unter dem furchtbarsten Kugelregen ihre Position drei Stunden lang. Endlich hatten sie sich verschossen und wendeten sich langsam zum Rückzug. Da erschien noch zur rechten Stunde Oberst Sachau mit dem Rest seiner Brigade in Schlachtordnung, die Gefahr war vorbei, der ganze linke Flügel ging aus der Vertheidigung zum Angriff über, das dänische Corps dagegen sah sich auf die Defensive beschränkt.

Mittlerweile hatte auch der Kampf auf dem rechten Flügel nach einigem Schwanken zum Vortheil der Schleswig-Holsteiner geendet. Die Brigade Schleppegrell hatte gegen die Schanzen neben der Straße nach Fridericia nichts ausrichten können, während die Tollkühnheit eines Husarenleutnants den Jägern, die eine derselben besetzt hielten, Gelegenheit gegeben hatte, eine ganze Schwadron zu vernichten. Glücklicher war Anfangs die Brigade Moltke gewesen. Sie drang in die Stadt, setzte sich dort fest, schnitt dadurch mehrere vorgeschobene Posten der Schleswig-Holsteiner ab und bedrohte die Stellung der Truppen Bonins im Westen. Aber bald wendete sich auch hier der

Kampf zu Gunsten der Deutschen. Bonin verhinderte durch mehrere Geschütze, die er von den Höhen im Süden der Stadt auf die Brücke spielen ließ, das Vordringen der Dänen über den Bach. Die aus Kolding herausgeworfenen Truppen sammelten sich und stürmten mit gefälltem Bayonnet gegen den Feind an. Ein wüthender Kampf entspann sich in den Straßen der Stadt, deren Bürger aus den Fenstern auf die Angreifer schossen. Die Artillerie Bonins überschüttete die Häuser und Gassen, wo dieß stattgefunden, mit Paß- und Brandkugeln. Bald standen mehrere Gebäude, zuletzt eine ganze Gasse in Flammen, und gegen zehn Uhr war der Ort allenthalben von den Dänen geräumt. Des Siegs auf dem rechten Flügel gewiß, konnte der Feldherr der Schleswig-Holsteiner dem linken Verstärkung senden, und dadurch wurde auch Rye zum Rückzuge genöthigt. Um Mittag war die Schlacht entschieden, der Plan der Dänen vollständig vereitelt. Schleppegrell und Moltke gingen nach Fridericia, Rye nach Veile zurück. Nicht ganz elftausend Deutsche hatten mehr als zwanzigtausend Dänen geschlagen, die ersteren etwa 390, die letztern über 900 Mann verloren — das Treffen bei Bau war glänzend gerächt, das ganze Land frohlockte; denn sein Heer hatte jetzt den Beweis geliefert, daß die stolze Behauptung, die Herzogthümer allein schon seien der dänischen Macht gewachsen, nicht auf Ueberschätzung beruhte.

Auf dem Rückweg nach Hadersleben fand ich Gelegenheit, mir Christiansfeld genauer anzusehen und mit einem der Brüder Bekanntschaft zu machen. Der Ort trägt das Gepräge aller Herrnhutercolonien. Große Sauberkeit, ungewöhnliche Stille, schnurgerade von Bäumen beschattete Straßen, ein Brüder- und ein Schwesternhaus, beide sehr nüchtern, eine einfache Kirche, mehrere Fabriken und Magazine, verschiedene freundliche Gartenanlagen, endlich ein nett gehaltener Friedhof für die „aus der Zeit Gegangenen" bilden die Hauptzüge in seiner Physiognomie. Auf dem Friedhofe, den ein Kreuzgang von alten Bäumen in vier Quadrate theilt, erhebt sich seitwärts von den kleinen flachliegenden Grabsteinen der Brüder ein Kreuz, „von Männern der Tyrstrupharde vierzehn bei Kolding gefallnen dänischen Kriegern errichtet, die für Dänemarks gerechte Sache gestorben." Einwohner hat das Oertchen gegen 600. Nach dem Gespräch mit jenem

Bruder zu schließen, ist auch hier von der alten Glaubensinnigkeit wenig mehr als die Form übrig geblieben, und die Ausdrücke und Redensarten, die, aus jener Periode der Inbrunst stammend, sich noch jetzt auch in Unterhaltungen über weltliche Gegenstände hören lassen, machen durchaus den Eindruck des Angelernten, bei dem nur noch in besonders erregten Stunden etwas empfunden wird. Erfreulich dagegen ist die Betriebsamkeit, das Geschick und die Ordnung, die sich allenthalben ausprägen, und nicht weniger erfreulich die Bemerkung, daß diese deutsche Colonie ihren Charakter als deutsche trotz wiederholter Anfechtungen bis jetzt durchgehends bewahrt hat.

Nach Hadersleben zurückgekehrt, brach ich nunmehr nach Westen auf, und zwar zunächst nach dem im Waldgrunde hinter dem See sich verbergenden, zauberhaft schön gelegenen Törning. Der Weg führt zunächst an dem Böghoved, einem runden, oben mit Buchen bewachsenen Hügel vorbei, wo nach der Sage einst eine Dukatenquelle gewesen ist, deren Versiegen mit Recht beklagt wird. Wichtiger ist, daß von der alten Burg Haderslevhuus, die einst auf dem Gipfel des Hügels sich erhob, Christian der Dritte, damals Prinz und Statthalter, die Reformation über das Herzogthum verbreitete. Weiterhin folgt das Dorf Hammelev, schon auf der Haide gelegen. Dann bringt ein Weg zur Linken in ein bewaldetes Thal hinab, in dem sich über einer großen Mühle auf einem steilen Hügel die Ruinen eines Ritterschlosses erheben. Die Mühle spiegelt sich in einem buchenbeschatteten Weiher, daneben vergoldet die Sonne einen kleinen Wasserfall, weiterhin verliert sich der Mühlgraben in geheimnißvolle Waldgründe. Ueber die Burgtrümmer breitet eine alte Esche ihr grünes Schirmdach. Das sanfte Rauschen des Bachs mischt sich mit dem Wipfelgeflüster und dem Geräusch der arbeitenden Mühlräder. Auf der Wiese zur Seite und auf den Zweigen der Bäume fallen unsichtbare Vögel in das Concert ein. Alles ist frisch und kühl, voll einladender Plätzchen, voll Waldesodem — ein landschaftliches Idyll, wie Schleswig kein zweites hat.

Man sollte nicht glauben, daß die nächste Nachbarschaft nach Westen hin einen so schroffen Contrast zu diesem Bilde bieten könne.

Welch ein Unterschied zwischen der Ostküste der Halbinsel und

dem Landrücken der hohen Geest in ihrer Mitte! Und welch ein greller Gegensatz wieder zwischen diesem und dem Ufergebiet im Westen! Hier die anmuthigste Buchtenlandschaft, Hügel an Hügel, ein Wechsel schattiger Wäldchen mit sonnigen Wiesen und Aeckern, durchschnitten von blumenreichen Hecken, unterbrochen von blauen Meeresarmen, durchrieselt von zahllosen Flüssen und Bächen. Da eine öde Hochfläche, sandig, dürr, mißfarbig, fast nur aus Haiden und Moorgegenden bestehend, baumlos und schattenlos, meilenweit ein Bild der Dürftigkeit und Häßlichkeit. Und dort wiederum ein Saum von Marschland, feucht und fett, eben wie das Meer, das es angeschwemmt, trotz seines Reichthums so einförmig und einfarbig wie dieses, ebenfalls ohne Baum und Schatten, dreimal so fruchtbar als die besten Striche der hohen Geest, aber mindestens dreimal so prosaisch. In der That, es ist, als ob in der Zeit des Werdens drei total verschiedene, in nichts verwandte Inselzungen, die eine aus diesem, die andre aus jenem, die dritte wieder aus einem andern Meere zusammengeschwommen und von einer wunderlichen Laune des Erdgeistes widernatürlich aneinandergeschweißt worden wären.

Erinnern Sie sich an die Landschaftsbilder, die ich Ihnen von den Höhen bei Hütten, bei der Wanderung durch Angeln, an der Schlei und vom Schiersberge zeigte, und folgen Sie mir nun nach Westen zu einem Gesammtüberblick über den zweiten jener Landstreifen, aus denen Schleswig-Holstein zusammengesetzt ist.

Allmählig hören die grünen Hügel, welche die Ostsee aus ihrem Schooße aufsteigen ließ, auf. Die Hecken werden dürftiger und niedriger, die Dörfer seltner und ärmlicher, die Wege führen durch Sand, der eine röthliche Farbe annimmt. In den Gräben zur Seite erscheint in einzelnen Büscheln Haidekraut. Statt der stolz emporragenden Buchen tritt ein krüppelhafter Krattbusch von Eichen und Birken auf. Selten begegnet das Auge noch weidenden Heerden, nirgends mehr einem großen Gute, statt bläulichen Weizens nur bleichgrünem Buchweizen und schmächtigen, dünn stehenden Roggensaaten mit leichten, kümmerlichen Aehren. Häufiger und immer häufiger unterbrechen Strecken mit rostbraunem Haidekraut und graugrünen Zwergweiden die bestellten Felder.

Endlich, nachdem die Hochebene des Landrückens erreicht ist, schwinden die letzten Erinnerungen an die Herkunft des Landes aus der schönen Ostsee, die letzten Zeichen gesegneter Arbeit, und das Auge des Wanderers blickt in eine Einöde hinaus, so wüst und trübselig, wie je ein verirrter Westwind eine durchfegte und wie je eine dem einsam Reisenden Gedanken an den Tod und das Nichts erweckte. Er sieht sich um nach dem letzten Wäldchen, das ihm Schatten gab und gewahrt eine Wand von windentblätterten, zerzausten und verbogenen Baumwipfeln, die auf der Ostseite ihr angenehmes Grün bewahrten, hier aber aussehen, als ob ein vorüberbrausender Samum sie gestreift, ein vorüberwallender Steppenbrand ihre Zweige versengt hätte. Es ist aber der kalte Hauch des Westwinds, der hier das Werk seiner Schwester, der Westsee fortsetzt. Wie diese die Haffdeiche stürmt, so stürmt er die Wälder, und wie diese schon oft siegreich gewesen ist, so hat auch er sich trauriger Triumphe zu rühmen. Die Geschichte Schleswig-Holsteins weiß von Marschen, welche dem Meere zur Beute wurden, die Sage weiß auch von Dörfern, welche der Wind unter Sandhügeln begrub.

Und der Wandrer blickt zur Rechten und zur Linken und geradaus vor sich hin bis an die Linie, wo der blaue Himmel an die graue Erde grenzt. Fata Morgana, die Bildweberin, läßt ihr Weberschiffchen über dem Horizont hin und herschießen. Es flackert eine Landschaft inselartig im Himmelblau. Bäume erscheinen, Thürme und Dörfer. Freundliche Täuschung! Nur die Wüste ist Wahrheit, eine um so häßlichere Wahrheit, wenn man die Anmuth des Ostens noch frisch im Gedächtniß hat, und wenn man die Phantasieen des kunstreichen Luftgeistes sich nur gestalten sieht, um wieder zu zerrinnen.

Ich denke hier an eine der großen Haiden, wie sie zwischen Apenrade und Tondern, zwischen Flensburg und Bredstedt und in Holstein zwischen den Hüttner Bergen und Norderditmarschen sich hinstrecken. Diese sind vollkommene Einöden. Breite Streifen weißen oder röthlichen Sandes, fast ohne allen Pflanzenwuchs, der Rest jener großen Fluth der Urzeit, die einst dem Lande seine Gestalt gab, wechseln, bisweilen zu Hügeln zusammengeweht, mit den eigentlichen Haiden und den Moorflächen, welche den düstersten Zug in diesem trübseligen Ge-

mälde bilden. Nur in weiten Zwischenräumen sind Spuren von Menschenthätigkeit zu entdecken. Ein Hirtenknabe, der einige Schafe mit grober Wolle weiden läßt, ein Stellwagen, der eine Wolke rothen Staubes aufwirbelt, ein ärmliches Hüttchen, mit Haidplaggen gedeckt, dahinter ein Feld mit Buchweizen, dessen Gräben und Wälle die unablässig vordringende, unwiderstehliche Sandfluth nur mühsam abhalten, ein Wäldchen, das der Ackersmann zum Schutz seiner Saaten pflanzte, das aber schon dem Sturm erlegen ist, der erst sein Mark verdorren ließ, dann seine vergilbten Nadeln und Blätter abstreifte und bald auch die allein noch stehenden Stümpfe knicken wird, ist alles, was an die Cultur mahnt. Mit Ausnahme jener Sandstreifen, die sich mitunter meilenlang von Westen nach Osten hinziehen, ist ein tristes Rothbraun über die endlose Ebene hingegossen, das im September, wo das Haidekraut blüht, sich in ein Violet verwandelt, welches auf die Stimmung nicht angenehmer wirkt. Das Gemisch von Sandhafer, Zwergweiden und Haidekraut, welches überall den Boden bedeckt, läßt an das struppige Fell eines Waldungeheuers denken. Gleich dem Fleische unter diesem Zottelpelze zeigen sich da und dort Schrunden, wo die Unterlage dieser Wüstenvegetation, die blaurothe Ahlerde zu Tage tritt. Gleich garstigen Beulen, Blattern und Warzen erheben sich hier und da, bewachsen mit graugelben Grasbüscheln, die Anschwellungen eines Hochmoors. Gleich Brandstellen sind dort Senkungen, in denen, von schwarzen Torfwänden umgeben, dunkle Wasserlachen mit halbvermoderten Baumstämmen, den Knochen dieses wüsten Körpers, stehen. Gleich Höckern tauchen am Horizonte Hühnengräber auf. Einer Mähne gleich zieht sich da und dort mit windzerzausten Wipfeln ein Eichenkratt hin. Fürwahr, man könnte glauben, das grausige Bild des nordischen Fenriswolfs müsse in einer solchen struppigen, gierig um sich fressenden, dem Ackerbau feindlichen Wüste entstanden sein, wie das Meer zu der Mythe von seiner Schwester, der Midgardsschlange, den Typus gab.

Lassen wir den Fuß dem Blicke folgen und schreiten wir hinein in die Einöde, so findet das Auge, welches Sinn für das Kleine und Einzelne besitzt, trotz der Trostlosigkeit des Allgemeinen manchen Trost. Die Blumen der Haide scheinen um so schöner, je seltner sie im Ver-

gleich mit der Charakterpflanze der Landschaft sind. Der allgemeine Ton aber wird durch sie nicht verändert. Die Weite des Horizonts sodann drückt vielmehr, als sie das Gefühl der Unbeschränktheit hervorruft. Wir werden, da sie uns nur selten Menschen erblicken läßt, durch sie um so mehr inne, daß wir in der Wüste sind. Die Luftspiegelung ferner erhöht, statt zu zerstreuen und zu erfreuen, durch das Wunderbare und Seltsame ihrer Erscheinung die Empfindung der Unheimlichkeit, die diese Haidenatur erweckt. Die Stimmen der Wildniß endlich sind so eintönig wie ihre Farben. Lerchen trillern und schmettern emporfliegend, als ob sie ihren Gesang durch das Wedeln ihrer Flügel hervorbrächten, Kibitze schreien, das Haselhuhn läßt seinen Ruf hören, in den feuchten Niederungen stimmen Frösche ihr weithinschallendes Lied an. Wer sie einzeln vernimmt, diese Musikanten, kann sie munter finden. Ihr Concert dagegen ist so eintönig und schwermüthig wie der Gesammtton der Landschaft. Es ist dieselbe Melancholie, die uns überfällt, wenn wir an schwülen Sommermittagen im Walde einsam dem Summen der Insektenwelt lauschen.

Die Gespräche stocken. Der Blick wird zum bloßen Vorsichhinstarren. Träume von der Vergangenheit nehmen die Stelle von Gedanken an die Gegenwart ein. Man erinnert sich, daß nach Norden hinauf, daß in Jütland noch größere Haiden liegen, durch keine Oase unterbrochen, Tagereisen lang, ohne Bewohner, ohne Berg, ohne Bach, in eine Wildniß endigend, der nur die See eine Grenze setzt. Und man gedenkt vielleicht der Haiden in den Eddamythen, wo Fafnir seinen Schatz bewachte und Sigurd die Adlerinnen sein Geschick verkünden hörte. In dem Hühnenbette da drüben könnte einer der grimmen Helden schlafen, welche die Kampfwuth allnächtlich aus ihrer Grabesruhe weckt, in der Senkung daneben könnten die Zauberschwestern Macbeths unsrer harren, und die schmale Straße dort, die sich röthlichgrau durch das braune Haidekraut schlängelt, könnte die Blutspur eines verwundeten Lindwurms sein.

Nicht erstaunlich wäre es bei solchen Eindrücken, wenn die Bauern der hohen Geest hin und wieder und namentlich in Nordschleswig länger als anderwärts an dem Glauben festgehalten hätten, welcher die Haiden und ihre Hügel zum Tummelplatz von Hexen und

bösen Geistern, vorzüglich aber zur Wohnung von Kobolden und Zwergen machte. Diese Bauern sind (mit Ausnahme von einigen Friesen unmittelbar östlich von Bredstedt und Husum) bis in die Gegend zwischen Flensburg und Tondern, theilweise auch noch weiter südlich, jütischen Stammes. Sie unterscheiden sich von den übrigen Schleswigern indeß nur durch ihre Sprache, das wiederholt erwähnte Rabendänisch, sowie durch die Bauart ihrer Gehöfte, die in der Regel wie im Nordosten des Herzogthums ein geschlossnes Viereck bilden.

Früher hatten die Haiden auch andere Bewohner. Noch vor wenigen Jahrzehnten hausten hier, zum Theil seßhaft, der Mehrzahl nach aber als Herumstreicher, die abenteuerlichen Romnimanusch, vom Volke Tatern, von uns Zigeuner genannt. Sie lebten, wie allenthalben, von Kesselflickerei und Schmiedearbeiten, nebenbei von Wahrsagen und Stehlen, hatten unter sich Könige — einer der letzten wurde 1814 zu Heide in Ditmarschen wegen Todtschlags eingezogen — wichen aber vor der weiterdringenden Cultur allmählig nach Jütland zurück, wo gegenwärtig noch einige Hunderte das alte Vagabundenleben führen. Im Volke wird von ihnen noch Mancherlei erzählt, und häufig sind nach ihnen benannte Oertlichkeiten, z. B. Taterkuhle, Taterbusch, Taterberg u. s. w. Sie sollen große Liebhaber von Katzenfleisch gewesen sein und deshalb diesen Thieren mehr als den Bauern lieb war, nachgestellt haben. Sie sollen ferner ihre Kinder gleich nach der Geburt mit Schmutz eingerieben haben, weil das warm halte. Alsdann sagt man ihnen nach, daß sie ihre alten Leute, sobald sie ihnen beschwerlich gefallen, in den Tümpeln der Haide ertränkt oder lebendig begraben hätten. Endlich spricht die Sage von zweierlei Tatern, braunen und weißen, und läßt die erstern in steter Angst vor den letztern gewesen sein, was sich wohl durch den Umstand erklärt, daß noch heute in Jütland ein Unterschied gemacht wird zwischen den eigentlichen Zigeunern, die in alter Zeit aus dem Morgenland eingewandert sind, und den Kjeltringern, Horden eingeborner Taugenichtse, die vor dem Gesetz in die Wüste geflüchtet, sich dort fortpflanzten. Erstere wurden immer für weniger gefährlich gehalten als die Kjeltringer.

Lange bevor die Tatern ins Land kamen, ja seit unvordenklichen Zeiten hauste auf den Haiden Schleswig-Holsteins noch ein drittes Volk, plattdeutsch die „Unnererschen", d. h. Unterirdischen, plattdänisch Bjergfolk oder Unnerborstöi genannt. Sie waren nach der Sage ein Geschlecht, das „schon vor der Zeit lebte, wo das Bierbrauen erfunden wurde." In der Wirklichkeit mögen sie aus der dunkeln Erinnerung an ein finnisches Urvolk und dem damit sich mischenden Glauben an die Elbe oder Wichtelmännchen des germanischen Heidenthums entstanden sein.

Die Geschichten, die von ihnen erzählt werden, sind Gemeingut der Deutschen und Dänen. Zu den meisten lassen sich Seitenstücke und zwar fast wörtlich übereinstimmende, aus dem Harz, aus Thüringen, aus Schwaben, ja aus der Schweiz, zu manchen auch Vergleiche aus Jütland und den dänischen Inselstiften beibringen. Durch sie beweisen wollen, daß die, welche sie bewahren, Dänen seien, ist unter allen Umständen unvorsichtig, und wenn dies von einem Professor der Geschichte*) geschieht, unehrlich. Zu verwundern aber ist es nicht, da derselbe gelehrte Herr, nachdem er nachgewiesen hat, daß im nördlichen Schleswig Sprichwörter im Gebrauche sind wie: Wer nichts wagt, gewinnt nichts — Rom ist nicht an Einem Tage erbaut — Wie man sich bettet, so liegt man — Neue Besen kehren gut — Ein Thor kann mehr fragen als zehn Weise beantworten — Nicht alles ist Gold was glänzt — damit seine Ansicht gerechtfertigt zu haben sich schmeichelt, die Nordschleswiger seien dasselbe Volk wie die Kopenhagener.

Lassen wir indeß diesen unerquicklichen Streit und kehren wir auf die Haide zu den Unterirdischen zurück. Dieselben waren ein Völkchen, das sich von den Menschen nur durch seine Zwergengestalt, durch auffallend große Köpfe und durch längere Lebensdauer unterschied. Ihre Wohnung war in Erdlöchern, Sandhügeln und Dünen, zuweilen auch in Kellern. Sie wuschen und butterten, buken und

*) C. F. Allen in Nr. 6 der Antischleswigholsteinischen Fragmente. Man schließe aus dem Obigen auf den Werth des ganzen Buchs, das ein deutscher Professor nicht hätte schreiben können.

brauten, hatten Tänze, Hochzeiten und Kindtaufen. Gleich den Elben der Heidenzeit waren sie kunstreiche Schmiede. Gleich den Zwergen des Harzes wurden sie von Königen beherrscht. „Se gloweten woll an Gott, awer se harrn doch keen Christendoom", sagte das Volk von ihrer Religion. Bisweilen den Menschen freundlich gesinnt, mitunter gefällig und hülfreich, traten sie doch häufiger als boshafte, tückische Wesen auf, die durch Truglist und Verrath schadeten oder doch allerhand unbequemen Schabernack trieben.

Mehrmals geschah es, daß Hebammen von den Unnererschen geholt wurden, um ihren Frauen beizustehen. Gern nahmen sie an den Hochzeiten in benachbarten Dörfern Theil, doch durften dann bei der Musik keine Trommeln sein. Selbst Gevatter standen sie hier und da. Ja es begab sich sogar einmal, daß ein Mädchen die Frau eines der Zwerge wurde, mit ihm in seinen Berg zog und glücklich an seiner Seite lebte.

Dagegen geschah es anderswo, daß sie Kinder stahlen und durch Wechselbälge ersetzten. Namentlich war die Zeit zwischen Geburt und Taufe gefährlich. Später entdeckten kluge Leute, daß ein angezündetes Licht in der Wochenstube oder eine aufgeschlagene Bibel gegen die Unterirdischen schütze. Andere riethen, vor Schlafengehen eine aufgemachte Scheere (welche ein Kreuz bildet) auf die Wiege des Kindes zu legen. Noch Andere meinten, und dies ist wohl die älteste Form des Aberglaubens, es sei gut, wenn die Wöchnerin in den ersten neun Tagen nach der Niederkunft das Hemd ihres Mannes trage. Wie eine solche Verkehrtheit gegen die gespenstigen Diebe schützte, so brachte eine andere das Kind zurück, wenn eine unvorsichtige Mutter es sich hatte umtauschen lassen. Sie mußte dann mit dem ihr zugeschobenen Wechselbalge vor den Backofen gehen, ein recht starkes Feuer hineinmachen und dann in einer Nußschale Brot backen oder in einer Eierschale Bier brauen. Das Zwergenkind schlug darüber die Hände zusammen und rief (ganz wie in hundert deutschen Sagen): „Ich bin so alt wie das Holz im Wald, aber in meinem Leben sah ich solch Backen und Brauen nicht". Die Frau brauchte dann nur Miene zu machen, den entlarvten Zwerg in den Ofen zu schieben, so war er ihr entrückt und ihr echtes Kind stand neben ihr.

Ein paar Sagen aus der Gegend zwischen Hadersleben, Apenrade und Lygumkloster werden die Unterirdischen näher charakterisiren.

Ein Bauer kam einst in der Morgenstunde auf dem Wege zum Markte an den Dreibergen bei Jordkirch vorüber. Da war es ihm, als schmiedete Einer in einem der Hügel. Er rief dem unsichtbaren Schmiede einen Gruß zu und bestellte sich scherzend bei ihm ein neues Messer in seine Häckfellade. Als er Abends wieder vorbeiritt, lag richtig vor dem Hügel ein schönes neues Häckerlingsmesser. Er nahm es, legte soviel Geld dafür hin, als es ihm werth schien und begab sich damit nach Hause. Hier probirte er es, und siehe da, es that vortreffliche Dienste. Die Wunden aber, die es schnitt, waren mit keiner Salbe zu heilen.

Eine Viertelstunde östlich von Sommersted erhebt sich ein Sandberg, Thinghöi genannt. Hier fuhr eines Abends spät ein Bauer, der von Hadersleben nach Oxenvad wollte, vorüber. Da sah er das Bjergfolk lustig um den Hügel tanzen. Aergerlich über ihr Vergnügen warf er sein Messer nach einem der Tänzer und traf ihn zum Tode. Als er rasch weiter fuhr, schrie ihm eine Stimme nach: „Grüsse Find und sag' ihm, der kleine Kind sei todt". Heimgekommen, erzählt er seinen Leuten von seinem Abenteuer und von dem seltsamen Auftrage, der ihm nachgerufen worden. Da erfuhr er sogleich, wer der Find war; denn kaum hatte er ausgeredet, als sein Knecht aufsprang, ein Brotmesser vom Tische wegriß, und es ihm ins Herz stieß, worauf er verschwand. Er war einer der Unterirdischen, der bisher unter einem angenommenen Namen auf dem Hof gedient hatte.

Früher hatte die Kirche zu Jordkirch einen goldenen Altarbecher, welcher auf folgende Weise erlangt worden war. Ein Mann aus dem Dorfe ritt einmal des Nachts an einem Hügel in der Nachbarschaft vorbei, der in dem Rufe stand, von Unterirdischen bewohnt zu sein. Schon von fern bemerkte er einen feurigen Schein an der Stelle, und als er näher kann, sah er, wie der Hügel sich erhoben hatte und gleich einem Dache auf glühenden Säulen ruhte. Darunter aber war man lustig und guter Dinge, tanzte und zechte. Der Bauer, ein verwegner Mensch, rief dem Bjergfolk zu, man sollte ihm auch einen

Becher bringen, er wolle der Gesellschaft „Skaal" zutrinken. Sogleich kam einer der Zwerge aus dem Hügel und bot ihm einen goldnen Pokal, in dem ein Trank war, der wie Milch aussah. Der Bauer hatte nicht den Muth Bescheid zu thun, zugleich aber dachte er den Becher zu behalten. Er goß daher den Trank hinter sich, gab dem Pferde die Sporen und jagte mit der kostbaren Beute davon. Die Beraubten setzten ihm ein Stück nach, als sie ihn aber nicht einholen konnten, schickten sie ihm erst ein schreckliches dreibeiniges Thier, dann, als auch dieses nicht so schnell wie das Pferd lief, ein noch fürchterlicheres zweibeiniges Ungeheuer und als der Reiter auch dem zu rasch war, ein noch viel gräßlicheres einbeiniges Scheusal nach. Dieses hätte ihn bei einem Haar eingeholt. Aber in seiner Noth gelobte der Bauer, den Becher, wenn er gerettet würde, der Kirche zu verehren, und so entkam er. Als er aber am Morgen sein Pferd besah, fand sichs, daß ihm da, wo der Trank über seinen Rücken geflossen war, alle Haare ausgegangen waren. Der Becher kam nun in die Kirche, und hier zeigte es sich, daß er alle Kranken heilte, die aus ihm das Abendmahl nahmen. Ja es wurde sogar Sitte, ihn bei Hochzeiten auszuleihen, da man glaubte, das Brautpaar habe nach einem Trunk aus ihm besondern Segen im Ehebette zu hoffen. Da geschah es, daß sich bei einer solchen Gelegenheit ein kranker Bettler einstellte und den Bräutigam bat, ihm einen Schluck aus dem Becher zu erlauben; er meine, dadurch von einem unheilbaren Siechthum genesen zu können. Die gutherzigen Leute gewährten ihm die Bitte, aber kaum hatte er den Kelch in der Hand, so verschwand er, um nie wieder zu kehren.

In einem andern Dorfe hatten die Zwerge die Absicht, einem Bauer seine Frau zu stehlen, die eben niedergekommen war. Der Mann fuhr nach Torf in die Haide. Da hörte er in einem Berge ein Geräusch, als ob jemand Holz behackte, und eine Stimme rief: „Hau zu, hau zu, bald ist es die Grete mit der langen Nase!" Die Grete mit der langen Nase konnte nur seine Frau sein, und so ging er nach seiner Rückkehr hin und bat zwei Nachbarinnen, bei der Kindbetterin die Nacht zu wachen. Diese fanden sich bereit dazu. Als es aber spät wurde, waren die beiden Weiber und der Bauer

eingeschlafen. Da erwachte dieser plötzlich von einem Geräusch, und als er die Augen aufschlug, sah er wie die Unterirdischen dabei waren, seine Hausehre sammt ihrem Kinde zum Fenster hinauszuheben, während sie an ihre Stelle im Bette ein ihr ähnliches Holzbild gelegt hatten. Es war noch Zeit, dem Raube zu wehren. Rasch sprang der Mann hinzu und riß den Dieben die Frau weg. Mit dem Holzbilde aber ließ er am nächsten Tage den Backofen heizen.

Andere unheimliche Bewohner der Haiden und Moore waren verbannte Geister, Seelen von Kindesmörderinnen und der wilde Jäger, welcher namentlich auf der Kropphaide zwischen Rendsburg und Schleswig sein Wesen trieb und dort „de Wode" (Wuotan) hieß.

Bekannt ist allen, die sich für die neuaufblühende plattdeutsche Literatur interessiren, Klaus Groths schöne Ballade von dem Gespenst auf der Dubenhaide. Es ist eine Dirne, die ihr Kind umgebracht hat und nun alle Jahre am Tage des Mordes an der Kuhle, in der sie es ertränkt, erscheint, um zu ächzen und zu stöhnen. Ferner spukte auf einer Geesthaide im südlichen Ditmarschen der Geist des bösen Bumann, der wegen Meineids und Beeinträchtigung von Wittwen und Waisen nach seinem Tode dort umgehen mußte. Endlich ließ sich in dem einen und dem andern Haidedorfe zuweilen auch der oder die Hel sehen, nach den Einen ein dreibeiniger, nach Andern ein kopfloser Schimmel, wieder nach Andern eine schwarzgekleidete Frau auf einem grauen Pferde, die dem, der sie erblickte, seinen baldigen Tod anzeigte. Der Wode ist genau derselbe wie der lausitzer Berndietrich, der schwäbische Breithut und der braunschweigische Hakelberndt. Er hatte einen grauen Rock, ritt stets ein weißes Roß, das nur drei Beine hatte, trug nach Einigen den Kopf unterm Arme, stürzte, wo er mit seinen Hunden durchzog, Bäume und Zäune um, verfolgte vorzüglich die Unterirdischen, die jetzt von ihm ausgerottet sein sollen, und ließ sich besonders in der Zeit vom Weihnachtsabend bis zum Dreikönigsfest häufig hören.

Eine letzte Eigenthümlichkeit der Haidegegenden Schleswig-Holsteins, die nämlich, daß sie die Gabe des zweiten Gesichts erzeugen, ist bereits bei dem Besuche in Idstedt erwähnt worden. Doch mögen hier noch einige dahin gehörende Mittheilungen einen Platz

finden, da sie andere Formen des Aberglaubens darstellen, der noch jetzt, wo niemand als Kinder und alte Leute an die Unterirdischen mehr glaubt, hier und da wenigstens einige Halbgläubige findet.

Eine Frau im Amte Tondern hatte vor Kurzem ein Gesicht, in dem sie den neueingesetzten Pfarrer hastig aus seinem Hause kommen und auf einem Leiterwagen wegfahren sah. Sie wunderte sich darüber, erzählte es weiter, der Pfarrer wußte von nichts, merkte aber den Wunsch, welcher der Vision zu Grunde gelegen, zeigte es an, und die Seherin wurde auf ein paar Tage eingesteckt.

Ein Hufner in einem Dorfe bei Apenrade, welches nur sieben Hufen, oder wie man hier sagt, Bohlstellen hat, ging einst spät Abends von einem Aerrel, d h. Leichenschmause heim. Da kam es ihm vor, als sähe er aus dem Kirchhofe vor ihm drei weiße Betttücher aufflattern. Als sie an ihm vorüber schwebten, hörte er sie sagen: „Eins, zwei, drei!“ Etwas angetrunken, beging er den Frevel, bis fünf weiter zu zählen. Gleich nachher aber befiel ihn eine Angst, wie wenn er damit ein großes Unglück angerichtet hätte. Und man sah bald, daß dem wirklich so war. In demselben Jahr starben von den Hufnern des Dorfs erst drei und kurze Zeit nachher noch zwei. Der Tod der ersten drei war durch die fliegenden Tücher angedeutet worden, den der letzten zwei hatte der, welcher das Gesicht erblickt, durch seine unbesonnene Aeußerung veranlaßt. So wenigstens meinten die Leute, als man ihm, der selbst der fünfte Todte war, sein Aerrel hielt.

Grauenhafter noch ist die Sage, die der Verfasser des „Quickborn“ in dem Gedichte „de Pukerstock“ behandelt hat.

Ein Bauerssohn hat einen wundersamen unheimlichen Stock, der ihn nöthigt, gegen seinen Willen, oft bei Nacht und Nebel, das Haus zu verlassen und, Niemand weiß wohin zu wandern. Woher er ihn hat, sagt die Ballade nicht. Nach der Sage, wie sie im Munde des Volks lebt, bekam er ihn von einem Mädchen, mit der er eine Liebschaft hatte, und die den Stock unter altem Geröll in einer Rumpelkammer gefunden.

Es war ein Weißdorn, der an den Stellen, wo die Dornen gesessen, mit Messingnägeln beschlagen war. Sein Ort war im Uhr-

gehäuse bei andern Stöcken. Rührte er sich, so mußte sein Besitzer ohne Verzug fort über Haide und Moor, wohin der Zauberstab ihn zog. Er erblaßte, seine Mutter weinte und betete, wenn der Mahner sich meldete; aber wieviel sie weinen und beten mochte, es litt den Sohn nicht daheim. Er nahm den Stock aus dem Uhrgehäuse, nahm schweigend seinen Hut und ging. Gleichviel ob er beim Mittags- oder Abendbrot saß, ob er bei der Arbeit war, ob er in tiefem Schlafe lag, gleichviel ob Wind und Wetter draußen tobten, sobald das Zeichen gegeben war, brach er auf. Und kam er wieder, so war er todesmatt und leichenbleich, aß nicht und trank nicht, schlief wie todt und arbeitete dann still und in sich gekehrt, bis es ihn wieder rief. Wohin er ging und was er sah, erzählte er Niemand, doch merkte er jeden Leichenzug, lange bevor die Glocke läutete. Die Leute aber sagten, sobald der letzte Monat für irgend jemand in der Umgegend beginne, müsse er fort und ihm ins Fenster sehen Dann erblickte er ihn, der in Wirklichkeit noch gesund und wohlauf sei, im Todtenhemde und Sarge, und dann müsse er mit dem Stocke an's Fenster klopfen: eins — zwei — drei! und über die Luke schauen.

„Al menni Hart verfett den Slag, wenn't an de Luken klopp,
Wul een! twe! dre! un aewerhin keek as en Dodenkopp."

Dann war er weg. Doch am Begräbnißtage mußte er nochmals hin und den Zug in Flor und Mantel sehen, bis er in der Kirche verschwand. Mehrmals versuchte der so grausam Heimgesuchte sich des entsetzlichen Stocks zu entledigen.

„He steek em in en deepe Gröv, he smeet em in en Beck,
He keem to Hus — do weer he doch int Uhrgehüs in Eck.

He brok em twei, he hau em kleen in luter Grus un Mus,
Doch jümmer weer he wedder dar in Eck int Klockenhus.

He brenn em op, so weer he dar, wegsmeten — weer he da,
He leet em in en Weerthshus stan — da broch de Weerth em na."

Das ging Jahre so fort. Da endlich schlug dem Schwergepeinigten die Stunde der Erlösung:

„Do keem enmal en Mann int Hus, weer jüs op Wihnachtsabnd,
De keem un hal den Pukerstock — un is ni wedder kamn."

Nicht überall ist die hohe Geest eine solche Einöde, wie sie im Vorhergehenden geschildert wurde, und nicht überall ist der Uebergang aus dem angebauten Lande in die Wüste ein so allmähliger wie dort.

Wo irgend ein lebendiges Wasser durch die Haide rinnt, ist die Scene sogleich eine andere. Ellernbrüche und breitblättrige Kräuter, Rohrdickichte und fettes Gras bezeichnen die Niederung. Wiesen treten auf, und beackerte Felder umgeben stattliche Bauernhöfe. Wo aber mehrere Bäche zusammentreffend eine größere Strecke Landes bezwungen und einen Fluß gebildet haben, da stehen geschlossene Dörfer um eine Kirche, die mit ihrem hohen alterthümlichen Quaderthurme, ihrem Bleidache und ihren gothischen Spitzbogenfenstern sich selbst in eine Stadt passen würde. Eine Wassermühle klappert, eine Schmiede sprüht Funken und ein großes Wirthshaus ladet zur Einkehr ein. Selbst kleine Gärten mit Blumen und Gemüsen mangeln nicht, und bisweilen schaut sogar ein Edelsitz aus einem dunkelgrünen Park hervor.

Die Bäche kommen aus schönern Gegenden im Osten, und es ist, als theilten sie dem Lande ihre Erinnerungen an die Heimath mit. Nirgends drängt sich einem die Wahrheit von Pindars Lob des Wassers so überzeugend auf, und nirgends möchte man so gern an die Mythe glauben, welche die Göttin der Schönheit aus dem feuchten Elemente auftauchen läßt.

Außerordentlich viel hat die Erfindung des Mergelns dazu beigetragen, der Hand des Landwirths die Ueberwindung des Sandes und die Umwandlung der Wildniß in wenigstens theilweise fruchttragendes Land zu erleichtern. Alte Leute entsinnen sich gar wohl, daß die Haide einst weit tiefer nach Schwansen und Angeln hineinzüngelte, und selbst Jüngere gingen hier noch über unwirthliche Strecken voll Moor und Sand, wo jetzt Roggen und Buchweizen lohnende Ernten liefern und das Vieh der Milchereien reichliche Nahrung findet.

Noch früher aber, in der Urzeit, bot der hohe Landrücken Schleswigs sowohl wie Holsteins ein vollständig anderes Bild dar. Damals waren alle Haiden von der Elbe bis zur Königsau und

vielleicht weiter hinauf, selbst die jetzt mit Flugsand bedeckten Strekken, von undurchdringlichen Wäldern beschattet. Die Sage behauptet in ihrer poetischen Ausdrucksweise, daß in dieser Zeit ein Eichhörnchen den sieben Meilen langen Weg zwischen Apenrade und Ripen zurücklegen konnte, ohne den Boden zu berühren, und daß es bei Tondern, wo jetzt kaum ein Baum zu erblicken ist, einen Wald gab, in dem man die Sonne nicht sah. Bei dem Haidedorfe Osterlygum, auf dessen Marken heutzutage keine Spur von Gehölz angetroffen wird, war einst ein so dichter Forst, daß man, wenn eine Braut von Gjenner dorthin zur Kirche ging, die niederhängenden Zweige abhauen mußte, um ihre Brautkrone zu schützen. In vielen Kirchen und sogar in einzelnen Häusern der hohen Geest sollen die Balken noch aus jenen Urwäldern stammen. Die erstaunlichen Massen von Eichenholz, die man in den Mooren findet, und jener Krattbusch, der namentlich in Holstein häufig auftritt und nichts Anderes als das Wiederausschlagen alter Wurzelstöcke ist, sind Zeugnisse für die Begründung der Sage. Die zahlreichen Waldungen der ditmarscher Geest existirten noch in geschichtlicher Zeit. Noch im dreizehnten Jahrhundert durchzog das Amt Reinbeck von einem Ende zum andern der große Eichen- und Buchenforst Asbrok. Wo jetzt die Segeberger Haide sich streckt, dunkelte noch hundert Jahre später der Urwohld, und von Lütjenburg bis Schleswig, eine Entfernung von zehn Meilen, auf der jetzt nur kleine Holzungen vorkommen, rauschten einst die Wipfel des ungeheuern Isarnho.

Einen Theil der Stämme, welche in den Mooren lagern, legten wohl schon die Sturmfluthen eine Zeit nieder, an die es keine Erinnerung giebt. Andere Wälder läßt die Sage von den Schweden niedergebrannt sein. Wären sie geblieben oder mit Maß gelichtet worden, so würde der hohe Landrücken Cimbriens unzweifelhaft eine andere Gestalt haben. Ihre zu rasche Zerstörung stellte diese Hochebne dem Westwinde blos, der keine Holzcultur mehr zu dulden scheint. Die Rodungen waren viel zu bedeutend, um von der dünngesäeten Bevölkerung sofort urbar gemacht zu werden. Der Wind entblößte, die Humusdecke wegdrängend, die darunterliegende unfruchtbare Ahlerde. Das Land bedeckte sich allmählig mit Haidegestrüpp und

Flugsand. Das Klima wurde rauher, und die Möglichkeit des Anbau's ging für einzelne Striche auf immer verloren.

Der Weg von Hadersleben nach Ripen führt durch einen der Striche, wo die Haidenatur schon häufiger von der Cultur besiegt und beschränkt worden ist. Unmittelbar hinter Törning aber tritt sie dem Wanderer, der aus dem Wald- und Wiesengrunde dieses kleinen Paradieses heraufsteigt, als greller Contrast entgegen. Vor ihm liegt, von baumlosen Höhen umgeben, ein breites langgestrecktes schwermüthiges Haidethal, dessen Wände mit dürftigem Graswuchs bekleidet sind und dessen Boden ein dunkler, schilfbegränzter See bedeckt. Weiterhin breiten sich rechts und links moosgrüne und blauröthliche Ebnen aus, die zuweilen sich senken, zuweilen zu stundenlangen Hügelkämmen anschwellen. Am Horizont zeigen sich einige langgedehnte Dörfer, um die, gemischt mit Haideflächen, Roggen- und Buchweizenfelder mit ihren bleichen Farben erscheinen. Hinter dem Beschauer zieht sich einer von jenen zerzausten und halb entlaubten Waldsäumen hin, die oben geschildert wurden. Nach Westen, Süden und Norden hin ist nirgends ein Baum, nirgends eine Hecke zu sehen. Zur Staffage der Landschaft dienten mir, als ich sie zuerst sah, ein schwarzer Storch, der aus dem Sumpfe, mit dem der See endigt, aufflatterte, ein Wagen, der sich, röthlichen Staub aufwühlend, mühselig durch den tiefen Sand der ripener Straße heranarbeitete, und auf der Haide von Hammelev einige Knechte, welche mit dem Ausstechen und Aufschichten von Plaggen beschäftigt waren, mit denen der Geestbauer sein Feuer unterhält. Ueber das Ganze war der rothe Duft eines Juliabends ausgegossen. Ein Chor von Fröschen lieferte eine melancholische Musik zu dem melancholischen Bilde.

Am folgenden Morgen wurde zunächst nach der großen Haide von Beftoft aufgebrochen. Die natürliche Vegetation beschränkt sich hier im Allgemeinen auf flockenartig über die Gegend verbreitete Büschel von Haidekraut, dürftiges gelblichgrünes Gras, niedrige Sandweiden und auf eine Art Sauerrampfer, welcher der Landschaft einen rothen Ton anhaucht. Dazwischen blühen einige wilde Blumen. Hier hebt die heilsame Arnica ihren hochgelben Stern aus dem Gestrüpp, hier schmiegt sich ein vereinzeltes Stiefmütterchen im Graben

neben dem Wege, hier schwanken die Stengel der Moorwolle mit weißflockigen Köpfen im Winde. Da kann der Sammler die feuerrothe Erica tetralix, da die rosenrothe getüpfelte Orges maculata, da Arbutus und Vaccinium für sein Herbarium pflücken. Dort steht blauer Enzian neben blaßgrünem Moose, und dort blicken stolze Distelhäupter auf das niedere Volk von Glöckchen und Sternen zu ihren Füßen herab.

Was die Natur nicht gab, hat die Menschenhand versucht. Die Beftofter Haide ist Gegenstand eines jener Experimente geworden, durch die man der hohen Geest den ursprünglichen Wald wiedergeben will. In regelmäßigen Reihen hat hier ein jütländischer Freiherr auf einem Areal von 130 Tonnen nordische Erlen, Pinus maritima, Eichen, Birken, Edeltannen, Lärchenbäume und Föhren gepflanzt. Das Forstamt hat gleich daneben Aehnliches versucht, und bis jetzt ist das verdienstvolle Werk ungestört geblieben. Ob Wind und Wetter es auch in Zukunft verschonen werden, steht dahin.

Beftoft, ein Dorf mit schöner Kirche und mehrern stolzen, massiv gebauten Gehöften, verdankt seinen Wohlstand seiner Lage an dem landnährenden Gewässer der Saarde Aa. Es ist einer jener Orte, welche zeigen, daß sich's unter Umständen auch auf der hohen Geest gut wohnt. In geringerem Grade gewinnt man diesen Eindruck bei dem nächsten Dorfe nach Westen hin, dem hochgelegenen, von moorigem und sandigem Boden umgebnen Tiislund. Es ist ein ärmliches Oertchen, das wir nur seines alten Kirchleins wegen besuchten, welches seinerseits wieder nur durch die Sage, die sich an dasselbe knüpft, eine Merkwürdigkeit ist.

Wer die Sammlungen altdänischer Kjaempeviser kennt, wird in ihnen den Gesang von Tulle Vognsen gefunden haben, der mit den Worten: „I Lunden Kirke yppes en Kif", d. h.: In Lundens Kirche erhob sich ein Streit, anhebt. Mit diesem Lunden ist Tiislund gemeint, das früher auch Tyrslund hieß. Hier wohnten in der katholischen Zeit vier Edelleute auf vier Höfen. Der eine hieß Herr Vogns, ein andrer Svend Graa. Sie lebten in Hader mit einander, der damit endigte, daß jener von diesem erschlagen wurde. Die Frau des Getödten Metta Vogns klagte, und Svend Graa wurde

verurtheilt, ihre eine Buße von dreitausend Mark zu zahlen. Für diese Summe ließ sie sich einen goldnen Stuhl in der Kirche machen. Als Svend Graa das nächste Mal nach der Kirche kam und den Goldstuhl gewahr wurde, ergrimmte er darüber so, daß er, als Frau Metta zum Altar ging, um zu opfern, sich in den Stuhl setzte und sich, als sie zurückkam, weigerte, ihr Platz zu machen. Weil sie aber darauf bestand, schlug er sie und schleppte sie an den Haaren hinaus. Weinend ging sie heim und klagte die Missethat ihren Söhnen. Da nahm der älteste, Tulle Bognsen, ein berühmter Kriegsmann, sein Schwert, ging zur Kirche und erschlug Svend Graa vor dem Altar.

Diese traurige Sage scheint geschichtlich begründet zu sein. Die Kirche — beiläufig dem heiligen Stephan geweiht — war „wegen eines in ihr verübten Mordes“ zwei Jahre mit dem Bann belegt. Mörder und Ermordeter sollen neben dem Altar begraben sein. Ein Moor in der Nähe des Dorfes heißt noch jetzt Tulles Moos.

Die Kirche ist von mächtigen behauenen Quadern erbaut, mit Blei gedeckt, ohne Thurm und nach den dicken Mauern und den winzigen Bogenfestern zu urtheilen uralt. Das Innere, höchstens dreißig Personen fassend, zerfällt in eine größere und eine kleinere Hälfte, Schiff und Chor. Nach dem letztern gelangt man durch einen byzantinischen Rundbogen. Die Kanzel ist mit plumpen Malereien in Blau, Roth und Gold verziert, ebenso der Altar, der die Form eines Schrankes mit Thüren hat. So könnte das Kirchlein ausgesehen haben, als Tulle Bognsen die Schmach seiner Mutter rächte, und der granitne Taufstein, der gewiß schon vor Frau Mettas Goldstuhle stand, mag sogar aus der Zeit stammen, wo hier an der Stelle eines Hains des germanischen Schwertgottes Tiu eine christliche Kapelle erbaut wurde.

Heiterer ist die Sage, die sich an eines der nächsten Dörfer knüpft. Im dänisch redenden Nordschleswig giebt es das Sprichwort: „So geht's, sagt der Pfarrer von Spandet“, und der Ursprung desselben wird auf folgende Art erzählt. Der Seelenhirt von Spandet stand mit seinen Bauern auf so vertrautem Fuß, daß er Sonntags nach der Predigt regelmäßig mit ihnen nach der Schenke ging und sich dort mit ihnen betrank. Der Propst verwies ihm das, und

er that einen Eid, nicht wieder in's Wirthhaus zu gehen. Die Bauern waren ihm aber so gut, daß sie nicht ohne ihn sein mochten, und so redeten sie ihm schon am nächsten Sonntage zu, doch wieder mitzuthun. „Ich habe aber ja einen Eid geschworen, nie wieder in's Wirthshaus zu gehen", sagte er. „Nun, Herr Pfarrer, so tragen wir sie hin", erwiederten die Versucher. „Gut, so geht's", sagte der Pastor von Spandet und that wie früher.

Ob die Anekdote von älterm oder neuerm Datum ist, weiß ich nicht zu sagen. Sie könnte wenigstens das letztere sein, und so habe ich mir erlaubt, in meinem Tagebuch neben sie an den Rand das Wort Samvittighed zu schreiben.

Die Bewohner dieser Striche sollen, wo sie überhaupt eine politische Meinung haben, vielfach deutschgesinnt sein. Namentlich gilt dies von den Wohlhabenden. Bei zweien, welche wir auf der Durchfahrt besuchten, fand ich das Bild Uwe Lornsens, des bekannten schleswig-holsteinischen Patrioten, an der Wand. Alle Männer, die wir auf dem Wege anredeten, sprachen fließend, wenn auch nicht immer richtig hochdeutsch. Ein Schullehrer in Styding, der seine freie Zeit zum Unterrichten im Deutschen benutzt, hat zahlreiche Schüler aus Kirchspielen, deren Lehrer dies nicht thun. In Hameler sollen nicht weniger als fünf Familienväter Söhne nach Holstein und Südschleswig geschickt haben, damit sie deutsch lernen, und dasselbe geschieht in andern plattdänisch redenden Dörfern dieser Gegenden.

Eine der anmuthigsten Oasen in der Haidewüste ist das große Dorf Gram mit seinem Schlosse, dessen ausgedehnte Gärten in einem Park endigen, welcher sich über einen ganzen Berg hinzieht. Weiter westlich führt der Weg wieder durch große düstre Haiden, über denen fast ohne Aufhören die phantastischen Gebilde der Luftspiegelung, Wäldchen, Dörfer, Inseln und Schiffe erscheinen und wieder vergehen. Endlich wird der Thurm des Ripener Doms, der schon in einer Entfernung von vier Meilen sichtbar gewesen, deutlicher. Möven verkünden die Nähe des Meeres, das bei starkem Westwinde nicht selten bis über die Stadt hinausdringt. Das Haidekraut macht Wiesen und Feldern Platz, durch die sich ein Flüßchen windet,

und nach Südwesten hin zeigen sich bereits grüne Marschen, bedeckt mit zahllosen Rindern.

Ripen, in frühern Jahrhunderten ein berühmter Handelsplatz, ist jetzt eine kleine stille Stadt mit hübschen reinlichen Häusern und einem großen schönen Dome im byzantinischen Styl, um dessen Wiederherstellung sich Christian der Achte wesentliche Verdienste erworben hat. Der Bau ist von Ziegeln, hat einen hohen, leider nicht vollendeten Thurm, der eine weite Aussicht gewährt, und macht namentlich im Innern einen sehr guten Eindruck. Die Einwohner scheinen nach den vielen Dannebrogsfahnen, mit denen ich die Dächer geziert fand, zu schließen, eifrige dänische Patrioten zu sein, was von ihnen nur zu loben ist, da der Ort, in einer jütischen Enclave gelegen, zu Dänemark gehört, und da man meiner Erfahrung zufolge es hier nicht wie in Kolding für eine nothwendige Folge der Vaterlandsliebe zu halten scheint, gegen Reisende aus Deutschland den Grobian herauszukehren. Ein Bürger der Stadt, mit dem ich die letzte halbe Stunde vor derselben zurücklegte, hatte von seiner sächsischen Einquartierung im Kriege deutsch reden gelernt und wußte sich ganz erträglich auszudrücken. Ein anderer that sich im Gasthofe etwas darauf zu Gute, daß er alle Jahre einmal die leipziger Messe besuche. Wieder andere waren so artig, an der Wirthstafel während meiner Anwesenheit deutsch zu sprechen.

Ueberhaupt scheinen die Westjüten besser zu sein, als ihr Ruf, der in Schleswig allerdings kein besonders guter ist. Wenn man dem Volksmunde glauben dürfte, so wäre Jütland noch im Zustande der tiefsten Barbarei, zu nichts gut, als schwarze Töpfe und magre Ochsen zu erzeugen, und von einem Volke bewohnt, das sich mit seinen Ferkeln um die Wette im Schmutz und Koth soulagirte, den schlechtesten Branntwein tränke, den übelriechendsten Tabak rauchte und zu fortwährender Auswanderung nach Süden genöthigt wäre, weil ihm daheim der Brotkorb zu hoch hinge. Ein paar Beispiele mögen darthun, wie diese Abneigung sich ausprägt. „So dumm wie ein Jüte", ist eine gewöhnliche Redensart in Südschleswig. Ein Betrunkener wird auf Föhr „ein jütischer Kerl" genannt. Die Tabakssorte, die wir „Kneller" nennen, heißt unter den Friesen „jüti-

scher Tabak". In den Kögen der Marsch und auf den Koppeln des östlichen Knicklandes sieht man häufig Pfähle errichtet, die, weil das Vieh sich an ihnen die Fliegen und Bremsen abscheuert, Scheuerpfähle heißen. Nun aber wollte man in Angeln wissen, daß in Jütland jedes Bauernhaus auf der Diele solch einen Scheuerpfahl habe, damit die Glieder der Familie sich gewisse lästige Insekten, die nicht zu den Fliegen und Bremsen gehören, abschaben könnten. Andere setzten hinzu, daß es in Jütland zum guten Ton gehöre, mit einer bekannten Krankheit, die als Folge der Unreinlichkeit gilt, behaftet zu sein, und daß man dort über Fremde, die dieses Nationalübel nicht an sich trügen, ungefähr so urtheile, wie jene Frau in dem kropfreichen Harzdorfe Schierke, welche, als ein Student mit bloßem Halse vorüberwanderte, ihrer Magd zurief: „Guk den Kerl! Hat nicht 'mal 'nen Kropf am Halse!" Einen jütischen Knecht miethen heißt Vielen, sich einem nothwendigen Uebel unterwerfen, eine Reise nach Jütland gilt Manchem fast einer Tour nach Sibirien gleich.

Das sind Uebertreibungen, die ihre gute und ihre üble Seite haben, im Uebrigen aber erklärlich sind. Eine gute Seite, weil sich in ihnen der Nationalstolz ausspricht, der unter allen Deutschen den Schleswig-Holsteinern am wenigsten mangelt, eine üble, weil er eine Geringschätzung des Gegners einschließt, die sich schon wiederholt gerächt hat. Erklärlich aber ist diese übertreibende Geringschätzung aus verschiedenen Gründen.

Die Schulen waren in den Herzogthümern bis auf die letzten Jahre fast überall gut, während man nach Jütland von Kopenhagen nur die am wenigsten tauglichen Lehrer schickte. Die Schleswig-Holsteiner sind im Allgemeinen sehr reinlich, die Jüten mögen es damit nicht so genau nehmen. Jene empfingen fortwährend von Deutschland aus Anregung zu Verbesserungen in der Landwirthschaft und bewohnten überdies fruchtbarere Gegenden, diese blieben in der Mehrzahl lange Zeit (d. h. bis auf der Ostseite deutsche Oekonomen als Besitzer oder Verwalter sich ansiedelten) beim Alten und saßen obendrein in einem Lande, das nur auf dem schmalen Küstensaume der Ostsee den Ackerbau reichlich lohnte. Der Niedersachse ferner ist wenig gesprächig, während der Jüte das Plaudern und Ausfragen

liebt. Dazu kam die Trunksucht des dänischen Volksstammes, während Sachsen, Friesen und Angler im Durchschnitt sehr mäßig im Genusse geistiger Getränke sind, und dazu endlich das demüthige und unterwürfige Benehmen des dänischen Bauern gegenüber dem stolzen steifnackigen Gebahren, welches der Schleswig-Holsteiner mit Ausnahme der Gegenden, wo die Folgen der Leibeigenschaft nachtönen, namentlich aber der Großbauer, der den jütischen Knecht miethet, überall zu beobachten pflegt.

Von den Tugenden der Jüten, die im Osten sehr erfreuliche Fortschritte in der Cultur machen sollen, wissen nur die Einsichtsvolleren in den Herzogthümern zu reden. Diese äußern sich dahin, daß die Einwanderung von Jüten in die Striche südlich der Königsau aus nationalen Rücksichten allerdings als ein Uebel zu betrachten, daß dieselben noch immer etwas wasserscheu seien und daß dieser Vorwurf auf gebrannte Wasser keine Anwendung leide, daß sie aber die Eigenschaften der Arbeitsamkeit, der Genügsamkeit und der Ausdauer in hohem Grade besitzen, daß sie höflich und gutmüthig seien, und daß man sich von ihnen in der Regel eines offnen und ehrlichen Auftretens zu versehen habe.

„Die Inseldänen mögen uns vom Halse bleiben. Mit den Jüten aber könnte man sich vertragen", hörte ich mehrmals Schleswig-Holsteiner äußern.

Neunzehnter Brief.

Die Straße von Ripen nach Tondern führt fortwährend auf dem Rande zwischen Marsch und Geest hin, biegt bald nach Osten in die Haide hinein, bald nach Westen in fette Wiesen hinaus, auf denen sich zahlloses Mastvieh tummelt, und berührt mehrere sehr große Dörfer, deren weit auseinanderliegende Gehöfte sämmtlich im dänischen Style gebaut sind, und die auch zum Theil, in jütischen Enclaven gelegen, zu Dänemark gehören.

Die Häuser und Ställe gleichen an Größe oft denen von kleinen Rittergütern, machen jedoch auf den, welcher sich ihnen von Norden her nähert, mit ihren düstern röthlich grauen Mauern, ihren niedrigen Thüren und ihren rauchgeschwärzten Strohdächern schon darum keinen freundlichen Eindruck, weil hier weder Strauch noch Baum gedeiht. Dagegen befindet sich auf der Südseite des Gehöfts gewöhnlich ein Gärtchen, welches von einem schanzenartigen Walle aus Rasenstücken umgeben ist, und in dem einige Pappeln, Eschen, Weiden oder Fliederbüsche vom Westwinde arg zerzaust ein klägliches Dasein fristen. Auch die Fenster der Wohnstuben blicken nach Süden. Die Gemüther aber sind hier dem Norden zugewandt, und als die Erhebung Schleswig-Holsteins stattfand, betheiligten sich die Bauern von Reisby, Brons, Skarbek und wie diese Ortschaften weiter heißen mögen, nicht nur nicht, sondern versuchten sogar einen Landsturm zur Unterstützung der Sache Dänemarks zu organisiren — ein Unternehmen, dem durch einige Dragoner mit der flachen Klinge ein rasches Ende gemacht wurde.

Der letzte dieser dänisch gesinnten Orte ist die westlich von Tondern gelegene Enclave Mögeltondern. Der große und schöne

Flecken Hoyer dagegen, wo die Ueberfahrt nach der Insel Sylt ist, gehört, obwol seine Bewohner im gewöhnlichen Leben plattdänisch sprechen, zu den Ortschaften, wo man am eifrigsten schleswig-holsteinisch ist.

Hier beginnen die eingedeichten Marschen, und ungefähr eine Stunde südlich von hier bei der Windmühle von Rodenäs fängt das Land der Friesen an, das ich Ihnen nun ausführlich schildere.

Versetzen Sie sich mit mir auf die Grenze zwischen Marsch und Geest, die an den meisten Stellen so deutlich zu erkennen ist wie die zwischen Wasser und Land. Eine Straße führt über einen hohen Damm. Nach Osten hin steigen sandige Höhen an, grau oder rothbraun, wenig angebaut, zum Theil mit dürftigem Roggen und Buchweizen, zum größern Theile mit Haidekraut, selten mit etwas Wald bedeckt. Nach Westen hin dagegen strecken sich in der Tiefe unabsehbare grüne Ebnen, an deren östlichem Rande sich große, massive Dörfer von Norden nach Süden hinziehen, während in der Marschfläche selbst nur einzelne Gehöfte auf künstlichen Hügeln und hin und wieder Windmühlen und Kirchthürme erscheinen. Der Sand macht einer fetten Thonerde Platz. Auch das kleinste Fleckchen ist angebaut. Wir überschauen ein Land, das durch mächtige Dämme in Bezirke (Köge), durch schnurgerade Gräben und Kanäle in gartenbeetartige Felder (Fennen) geschieden und zum Theil mit Getreide bestellt, häufiger aber als Viehweide benutzt ist. Nirgends ist ein Gehölz, nur wo Häuser Schutz vor dem Winde gewähren, zuweilen eine Gruppe von Bäumen zu erblicken. Hollundersträuche sind die einzigen buschartigen Pflanzen, welche die Einförmigkeit des Geländes unterbrechen. Ein bläulicher Schein ist über das ferne Land ausgegossen. In der Nähe wechseln mit dem grünen Grase weite Strecken von gelber oder rother Farbe, Butterblumen, Klee und Kukuksblumen.

Auf den Feldern begegnet das Auge weithingestreckten Vierecken von Pferdebohnen, die, ein eigenthümliches Erzeugniß der Marsch, mit ihren fetten blaugrünen Blättern und ihren rosenrothen Blumen in der Blüthezeit wie riesige Balsaminenbeete aussehen und den gewürzigsten Duft aushauchen. Daneben erhebt sich manns-

hohes, dichtes, gleichähriges Getreide, Weizen wie Schilf, Gerste wie Weizen, Alles so geschlossen, daß kaum ein Sonnenstrahl auf den Boden dringen kann. Dazwischen die Stoppel der letzten Rapssaat und die frischgewendete Scholle für die nächste oder zu andern Zeiten das prunkende Hochgelb der Rapsblüthe. Wer ließe sich im innern Deutschland von vierspännigen Pflügen träumen, und wer wüßte hier zu Lande nicht, daß man im Christian-Alberts-Koog den schweren Boden kaum mit acht Pferden bezwingt, und daß auch in andern Kögen ein Ackersmann, der zweispännig pflügte, etwas Unerhörtes wäre!

Und welch ein Schauspiel bieten die Köge, wo die Viehzucht überwiegt! Man könnte meinen, auf die Savannen Südamerikas versetzt zu sein. Zahllose Rinder meist roth, gegen das Eiderstedtische hin häufiger scheckig oder weißbunt, wie man hier sagt, ein Stück immer größer und feister als das andere schreiten breitwandelnd dahin und grasen. Muthwillige Fersen, gewöhnlich paarweise zusammengekoppelt, springen zwischen den Gräben umher, scheuern sich an den Heckpfählen, baden sich in den Tümpeln, kratzen sich auf drei Beinen stehend hinter den Ohren, jagen sich schweifwedelnd über die Fläche hin und kehren dann wieder um nach dem Wasser. Riesenochsen mit Schultern und Wammen gleich den Preisthieren der pariser Fastnacht und der londoner Weihnachtszeit schleppen schwerfällig den Talg ihrer Nieren durch das hohe Gras, Tag für Tag und Nacht auf Nacht, bis die Stunde kommt, wo der hamburger Schiffsschlachter oder der londoner Ochsenmäkler sie abholt.

In der That, diese Köge gleichen unermeßlichen Viehställen. Die alten Deiche sind die Mauern, die Kanäle am Rande der Fennen können die Tränkrinnen vorstellen, das Dach ist der blaue Himmel. Auch ein Blinder, der von der Geest in die Marsch geführt würde, müßte beim ersten Schritt über die Grenze auf dieses Gleichniß kommen. Man hat ein dänisches Sprichwort: Wenn Du wissen willst, wo Du bist, so steck den Finger in die Erde und riech daran. Hier ist das unnöthig. Der Stallduft, der in der Luft schwebt, ist überwältigend, überschwänglich — allmächtig, wie die Yankees sagen würden.

Mitunter schiebt sich von der hohen Geest ein sandiger Hügel-

kamm zwischen die Marschen hinein, von dem man eine weite Aussicht über den breiten grünen Streifen in der Tiefe, über das lichtblaue oder schiefergraue Meer mit seinen weißen Wellenspitzen, über den Archipel der Halligen und Inseln und über die zwischen ihnen segelnden Schiffe hat.

Die künstlichen Hügel, auf denen die Marschhöfe liegen, Wurthen oder Warften genannt, sind zuweilen gegen zwanzig Fuß hoch, und die Häuser auf ihnen nehmen sich dann wie kleine Burgen aus. Die Erhöhung ist mit Gras bewachsen und häufig von einem tiefen Graben umgeben, über den eine Brücke führt. Im Norden finden sich einige Höfe, die den Werth von Rittergütern haben und Fideicommisse sind. In der Umgebung von Tondern kommt hier und da noch die dänische Bauart vor. Weiter südlich besteht die Wohnung des Friesen nur aus einem langen niedrigen Gebäude, welches wie in Angeln auf der einen Seite die Räume für das Vieh, auf der andern Stuben für die Menschen hat. Die Häuser sind fast allenthalben aus dunkelrothen Ziegeln erbaut, haben Schornsteine, kleine Bogenthüren, in den Mauern viele Eisenklammern und über den Thüren fast ohne Ausnahme Erkergiebel. Die Dächer sind stets mit Stroh gedeckt, selbst die mehrerer Kirchen. Storchnester sind seltener wie im Osten. Der Nissepuk war auch hier früher ein Inventarium mancher Gehöfte; ja man behauptet sogar, seine eigentliche Heimath sei das Land bei Husum und Bredstedt. Auffällig war mir, daß, während in Holstein und Angeln beim Anstrich der Thüren, Läden, Fensterrahmen und Scheunenthore die grüne Farbe vorherrscht, diese Gegenstände bei den Friesen meist roth bemalt sind.

Ein solches friesisches Gehöft (Staven) auf hoher Wurth, das dicke Strohdach trotzig in die Stirn gerückt, den Giebel kühn in die Luft hinausgestreckt, Eisenklammern in den rothen Wänden, zuweilen Gitter vor den Fenstern, wuchtig, breitschulterig, frei, ist eine treffliche Ausprägung des friesischen Volkscharakters. Das Innere ist beinahe immer sehr sauber gehalten. In neuern Häusern läuft an den Wänden gewöhnlich ein Holzgetäfel um die untere Hälfte. Die Stubendecke ist von Brettern und so dünn, daß man die Mäuse auf dem Boden rumoren hört. Getäfel und Decke sind in der Regel

dunkelroth lackirt, die obere Hälfte der Wand dagegen ist weiß getüncht. In ältern Gebäuden aber sind die Wände häufig mit glasirten Platten, ähnlich den Kacheln der berliner Oefen ausgesetzt. Dieselben zeigen kleine grüne oder blaue Bildchen, Blumen, Vögel, und Lusthäuschen und bilden eine Art Mosaik, die wie manches Andere hier zu Lande an den Geschmack der Holländer erinnert und auch eine holländische Reinhaltung der Zimmer ermöglicht.

Alles verräth einen ausnehmend soliden, etwas stolzen, etwas hartnäckigen, etwas phlegmatischen Geist, durchschnittlich großen Wohlstand und Liebe zu sauberer Behaglichkeit. Der wohlhabende Stavenbesitzer arbeitet wenig selbst, sondern verbringt den größten Theil seiner Zeit mit Besuchen, die meist zu Wagen gemacht werden, mit Thee- und Kaffeepunschtrinken, worin ich auch hier Frauen sich auszeichnen sah, mit Essen und Schlafen. Vielleicht ist das ein Zug altdeutschen Lebens, von dem sich hier auch manche bessere Reste erhalten haben. Wahrscheinlicher aber ist es das Marschphlegma, welches, wenn die Marschfieber nicht zuweilen eine Diversion machen, Leiber erzeugt, mit denen sich Ritter Fallstaff, wie schwer man sich ihn auch vorstellen mag, nicht hätte auf die Wage stellen dürfen.

Die Bildung scheint hier bei Weitem nicht so verbreitet zu sein, als in Angeln. Dagegen sind die Friesen der großen Mehrzahl nach gute Patrioten, zunächst allerdings in dem auf das Friesenthum beschränkten, dann im schleswig-holsteinischen Sinne. Unter den deutschen Stämmen ist wohl kaum einer, der ein so hohes Bewußtsein von seiner Vorzüglichkeit besitzt als sie. Nicht blos die aus ihrer Mitte hervorgegangnen Schriftsteller, auch die Bauern fand ich davon durchdrungen. Wiederholt bekam ich es zu hören, daß man stolz sei, zu den „ela fria Fresena," d. h. zu den edeln freien Friesen gehören. Mehrmals zeigten mir Marschhofbesitzer auf ihren Körwagen das Landeswappen und erklärten mir seine Entstehung. Bei Andern war das Erste, was mir nach dem Bewillkommnungstrunke geboten wurde, irgend eine Chronik, welche die Freiheitskämpfe der Friesen, ihr Ringen mit der See und ihre Leiden erzählte. Ein junger Mann bemühte sich, ohne zu merken, wie unartig er damit war, angelegentlich, mir auseinanderzusetzen, daß „de Frasche" erstens die schönsten,

zweitens die aufgewecktesten, drittens die reinlichsten, viertens die tapfersten und freiheitsliebendsten und überhaupt die vollkommensten der Sterblichen wären — „besser noch als die Engländer, die ja auch friesisch reden sollen," setzte er hinzu.

Andere haben diesen Stolz ins Lächerliche ziehen zu müssen gemeint. Mir erscheint er erklärlich und in gewisser Beschränkung sogar erfreulich. Unbegreiflich allerdings ist es, wenn jene Schriftsteller behaupten, das Friesische eigne sich „wegen seines Begriffsreichthums besser als das Hochdeutsche zur Poesie," letzteres sei langstielig, schwülstig, „voll Zuthaten der Mode und des geknechteten Lebens", es sei ein Unrecht, daß die deutsche Schriftsprache auf der Kanzel und in der Schule an die Stelle des einheimischen Idioms getreten sei, und was dergleichen Thorheiten mehr sind. Erklärlich dagegen ist jener Stolz bei den Ungelehrten, die, in einer vom großen Verkehr entfernten Ecke der Welt wohnend, kaum einen andern Vergleich als mit den Jüten anstellen können und von den Kämpfen der Geschichte nur die kennen, welche ihre Väter mit dem Dänenthum und dem Meere gekämpft haben. Und erfreulich ist er insbesondere in jetziger Zeit und hier an der Grenze, wo kosmopolitische Gedanken die gefährlichsten Feinde unsrer Nationalität sind. Mag immerhin etwas Uebertreibung mit unterlaufen; wenn nur in der Freude, zu den „ela fria Fresena" zu zählen, nicht das höhere und werthvollere Bewußtsein untergeht, daß die Friesen Deutsche sind.

Die Nordfriesen sind in der That ein edler Stamm, und mit vielleicht noch größerm Rechte legen sie sich das Prädicat der „Freien" bei. Jahrhunderte lang haben sie sich der Königsherrschaft und zu allen Zeiten des Adels und der Leibeigenschaft erwehrt, mancherlei werthvolle Gerechtsame erinnern noch heute an die Periode ihrer Unabhängigkeit, und noch jetzt nimmt die dänische Regierung bisweilen Anstand, die Maßregeln, mit denen sie das übrige Schleswig heimgesucht hat, auch über sie zu erstrecken.

Die Sieger haben dies unterlassen, obschon sie Ursache genug gehabt hätten, sich auch hier für die Vergangenheit zu rächen und für die Zukunft vorzubeugen. Die Friesen haben sich, eingedenk der alten Heldenzeit, eifrig an der Erhebung Schleswig-Holsteins

betheiligt, anfänglich einen Landsturm organisirt, später willig Steuern und Rekruten nach Rendsburg geschickt, und wenn man ihnen jetzt hin und wieder Gleichgültigkeit gegen die gute Sache vorwirft, so geschieht dies wohl nur, weil sie schweigsamen Charakters sind und lieber handeln als reden.

Daß die Friesen ein deutscher Stamm sind, leidet keinen Zweifel; denn nirgends — Westphalen vielleicht ausgenommen — hat sich in Körperbau, in Sitte und Sprache soviel Urdeutsches erhalten, als hier. Das Friesische weicht allerdings vom Hochdeutschen sehr wesentlich ab und ist selbst von dem holsteinischen Platt ziemlich verschieden. Die Syntax aber ist die deutsche, und die Stämme der Wörter lassen sich sämmtlich auf norddeutsche und angelsächsische Wurzeln zurückführen. Viele Aehnlichkeit, würde, dünkt mich, das Friesische mit dem Englischen haben, wenn man sich aus letzterem alle romanischen Ausdrücke wegdächte und den Vocal A einer Anzahl von Worten gäbe, welche in der Sprache der Briten andere Laute haben. Uebrigens spaltet sich der Dialekt der Friesen in eine Menge von Mundarten, die dermaßen von einander abweichen, daß man bei den Volksfesten, die man in den vierziger Jahren veranstaltete, um einen Einheitspunkt zu gewinnen, ganz so wie auf dem antigermanischen Slavencongresse in Prag, genöthigt war, die für Alle bestimmten Reden hochdeutsch zu halten. Namentlich ist die Mundart der Inselfriesen beträchtlich von der auf dem Festlande verschieden, die im Norden einige dänische, im Süden viele deutsche Wörter aufgenommen hat. Das reinste Friesisch wird nach Einigen auf Amrum, der westlichsten von den Inseln, nach Andern auf Föhr gesprochen. Einige Proben mögen zeigen, wie die Sprache hier klingt.

Ein Sprichwort, das bisweilen gehört wird, lautet: „Det skal a haal kaste, sad a Sparrag, da skul hi Gusei warp, d. h. wörtlich: Das soll (einmal) ein Loch (englisch hole) kosten, sagte ein Sperling, da sollte er (ein) Gänseei werfen (legen). Und der Rest eines Liedes, welches von der Vollziehungs-Strafe des „Wrögin"*) an einer Frau gehandelt zu haben scheint, beginnt mit den Worten:

*) Dieselbe wurde an rückfälligen Ehebrecherinnen vollzogen. Kam ein Fall von Untreue vor, so wurde die Missethäterin auf eine Schiebkarre gesetzt und nach einem

„An Trintje van Drüchsees Bradlapdai
Diar wiar flok Büran, det kann ik jam sai.
Jam könnt uk sallab efter lees
Unt Lied van Trintje van Drüchsees."

D. h. An Trinchen von Truchseß Hochzeitstag,
Da waren viel Bauern, das kann ich euch sagen.
Ihr könnt auch selbiges nachlesen
Im Liede von Trinchen von Truchseß.

Der Schluß aber lautet:

„Hat wurd inplompt un an jippan Suas,
Det wiar sin Dünbad efter a Duas."

D. h. Es (das Trinchen) wurde geworfen in einen tiefen Brunnen,
Das war sein Daunenbett nach dem Tode.

Erinnert die Sprache der Friesen lebhaft an die Urzeit, so mahnen die Namen, welche die ältern Leute unter ihnen tragen, nicht weniger an die Vergangenheit. Während im Laufe des Mittelalters unter den meisten Völkern die Namen aus der Heidenzeit den Heiligen des Kalenders Platz machten, so daß in der Periode, wo die Literatur Einfluß auf die Namengebung zu gewinnen anfing, nur sehr wenige von jenen noch im Gebrauch waren, und während es vom Ende des siebzehnten Jahrhunderts an vielfach Sitte wurde, die Kinder nach dem Landesfürsten zu benennen, ist unter den Friesen diese Ehre weder dem Christenthume noch dem Königthume mehr als ausnahmsweise widerfahren. Die jüngere Generation allerdings beginnt der Mode zu huldigen. Die ältern Männer und Frauen dagegen und die Leichensteine auf den Kirchhöfen wissen von dieser Accomodation an die fremde Art und Weise nur wenig.

Einige der friesischen Namen sind unzweifelhaft christliche. Inge ist Agnes, Marret Margarethe, Ingwer ist Ansgarius, Pedder

---

Düngerhaufen gefahren, wo man sie abwarf. Ließ sie sich diese Procedur, welche „Trakkin" genannt wurde, nicht zur Warnung dienen, so folgte das „Wrögin," welches darin bestand, daß die Sünderin von ihrem Gatten oder ihren Brüdern bei Nacht nach dem Meere oder einem andern Gewässer gebracht und ertränkt wurde. Dies soll noch im 17. Jahrhundert auf Föhr vogekommen sein.

Peter. Andere dagegen, und zwar die meisten, stammen wohl aus der Zeit, wo es noch keine Heiligen gab. Noch sehr häufig begegnet man, insbesondere auf den Kirchhöfen, Frauennamen wie Erkel, Elle, Krassen, Gumme, Geike, Gierlich, Wabe, Sikke, Frödde, Ode oder Maatje, und Männern, welche Arvst, Volkert, Edlef, Redlef, Rikmer, Wurke, Boh, Holle, Nörd, Fedder oder Broder heißen, und auffallender noch ist die Regel, nach welcher man in den Familien die Namen der verschiedenen Söhne wählt. Der erstgeborene bekommt ganz wie bei den alten Deutschen den Vornamen, den der Vater seines Vaters getragen, der nächste erhält dann den seines Großvaters auf mütterlicher Seite, der dritte wieder den seines Vatersbruders und der vierte den seines Oheims von Mutterseite.

Noch alterthümlicher ist, daß die Friesen bis in die letzten Jahrzehnte keine eigentlichen Familiennamen, sondern nur Taufnamen gehabt haben. Jene sind bekanntlich auch bei uns erst seit etwa vierhundert Jahren in Gebrauch, und sie entstanden zum Theil aus Namen, die heutzutage Vornamen sind, zum Theil aus Gewerben, zum Theil aus Geburtsorten, zum Theil aus Eigenschaften. Einige schreiben sich von Thieren und Pflanzen, andere von Gliedern und Kleidungsstücken, noch andere von Naturerscheinungen her. Viele endlich sind ursprünglich befehlende Sätze gewesen. Die Friesen haben sich bis auf die letzten dreißig Jahre dieser Neuerung, welche durch unsre künstlicher und verwickelter werdenden Zustände hervorgerufen wurde, zu erwehren gesucht, und so geschah es, daß, als die Regierung sie endlich nöthigte, dem Beispiele andrer Völker zu folgen und Familiennamen anzunehmen, unter ihnen nicht viel mehr als drei bis vier Dutzend Namen existirten.

Früher erhielt ein Kind einen der oben angeführten Namen, z. B. Volkert, und daran wurde der Vorname des Vaters oder vielmehr was wir den Vornamen nennen würden, im Genitiv geknüpft. Hieß dieser Rickmer Detlefs, so wurde der Sohn nicht Volkert Detlefs, sondern — denn Detlefs war ja nur die nähere Bezeichnung des Vaters Rickmer als des Sohnes eines Detlef — Volkert Rickmers genannt. Ganz ebenso war es, wenn ein Mädchen sich verheirathete. Auf dem Leichensteine einer Föhringerin las ich die Namen

Inge Jung Rörden. Der Name Jung war mir auffällig und ich erkundigte mich nach seiner Bedeutung. Man sagte mir: es wäre bei der geringen Menge von beliebten Namen und bei der Regel, nach welcher sie vertheilt worden wären, zuweilen vorgekommen, daß zwei und selbst drei Söhne eines Elternpaares ganz denselben Namen erhalten hätten. Man habe sich dann damit zu helfen gesucht, daß man dem ältern ein „Gurt", d. h. groß, und dem jüngern ein „Jung" vorgesetzt. Der Mann jener Todten sei ein solcher jüngerer Sohn gewesen. Sein Großvater von Mutterseite habe Rörd Taissen, sein andrer Großvater Rörd Redlessen, sein Vater Peter Rörden, sein älterer Bruder Gurt Rörd Petersen und er selbst der Sitte zufolge nach dem Vater seiner Mutter Jung Rörd Petersen, seine Frau aber nach ihm wiederum Inge Jung Rörden geheißen.

Die Friesen zerfallen in Festlandsbewohner, die sich in Marsch- und Geestleute theilen, und Inselbewohner, die unter sich ebenfalls vielfach verschieden sind. Die Geestfriesen sind Ackerbauer, die Marschfriesen vorwiegend Viehzüchter, die Inselfriesen dagegen waren bis auf die letzten Jahre der großen Mehrzahl nach Seefahrer. In den Marschen begegnete ich häufig sehr großen Gestalten. Sagen von auffallend starken Männern giebt es unter dem Stamme mehrere. Als der dänische König Magnus einmal nach Joldelund auf die Geest kam, wo damals noch Alles friesisch war, kam der Bauer Lubbe zu ihm, um ihm zu zeigen, was er vermöge. Er nahm einen großen Feldstein, der als Markscheide diente, und warf ihn über ein Haus nach einer Stelle, wo er noch jetzt gezeigt wird. Es können ihn heutzutage zwölf Mann kaum von der Stelle rücken. Ein später lebender friesischer Riese trug auf jeder seiner Hände eine Tonne Bier fort, hielt Wagen, die mit vier Pferden bespannt waren, an den Hinterrädern fest u. s. w. Endlich war der größte Mann in der Gesandtschaft, welche die Schleswig-Holsteiner in der Erhebungszeit an den König von Preußen schickten, ein Stavenbesitzer in einem der nördlichen Festlandsköge. Er soll in Berlin, wo es unter der Garde an sechsundsiebzigzölligen Leuten nicht mangelt, allgemeines Aufsehen erregt haben, und daß in seinem herkulischen Leibe eine entsprechende Kraft sitzt, hat er wiederholt an raufsüchtigen Landsleuten dargethan.

Eine eigne Tracht haben die Festlandsfriesen nicht mehr, man müßte denn die enganschließenden Kappen der Frauen dahin zählen, welche bei den Mädchen bunt, bei den Frauen schwarz sind und vorn und hinten eine Spitzengarnitur haben. Die Kappe heißt „Hull", der Spitzenbesatz „Skidecke." Regelmäßigen Zügen und Formen begegnete ich in den Kögen des Festlandes häufiger bei Männern als Frauen. Sehr selten trifft man andere als blaue Augen, fast niemals dunkele Haare.

Die Geschichte der Friesen ist ein fast ununterbrochner Kampf mit den Dänen um ihre Freiheit und mit dem Meere um ihre Existenz. Jener ging im funfzehnten Jahrhundert zu Ende, dieser hat bis ins zweite Viertel des neunzehnten gewährt. In der Urzeit mögen ihre Sitten sehr roh gewesen sein, und man erzählt, daß sie allen Fremden, die in ihr Land gerathen, den sogenannten „Quabeltrank" gegeben, d. h. sie unbarmherzig ersäuft hätten. Ich vermuthe, daß sich dieß auf diejenigen beschränkt haben wird, welche als Schiffbrüchige an ihr Gestade geworfen wurden. Opferte man solche Unglückliche doch auch anderwärts, z. B. auf der taurischen Küste, den Göttern. In Betreff anderer Fremden sehe ich mich im Hinblick auf die Gastfreundschaft, die ich unter den Nachkommen der so schwer Verklagten genossen habe, anzunehmen genöthigt, es sei mit ihnen zuweilen der Versuch gemacht worden, sie in Thee- und Kaffeepunsch zu ertränken.

In frühester Zeit bloße Verbündete der Dänen bei ihren Seezügen, später formelle Unterthanen ihrer Könige, während sie factisch einen Bund lose zusammenhängender kleiner Bauernrepubliken bildeten, führten sie vom dreizehnten bis zum fünfzehnten Jahrhundert wiederholt, theils für sich, theils mit den Holsteinern verbunden, glückliche Kriege mit den nordischen Nachbarn und erwehrten sich der Anlegung von Zwingburgen in ihrem Lande.

Der erste größere Krieg gegen die Dänen wird der mit König Abel, dem Brudermörder, gewesen sein. Abel verlangte eine ungewöhnliche Steuer von den Friesen, diese wollten sie ihm nicht geben, und so versuchte der König sie zu erzwingen. Nachdem er im Jahre 1252 ein Heer gesammelt, segelte er mit diesem die Eider hinab, lan-

dete in Eiderstedt, das damals noch eine Insel war, verschanzte sich und ließ sein Kriegsvolk in der Nachbarschaft plündern und brennen. Die Eiderfriesen, zu schwach zum Widerstande, zündeten Feuerbaken an und sendeten Boten aus, die Landsleute in den übrigen Harden zur Hülfe und zur Vertheidigung des Vaterlandes herbeizurufen. Diese entsprachen dem Aufgebot in Masse, sammelten sich an ihrer alten Gerichtsstätte, dem Buermannswai, thaten nach der Sage vor dem heiligen Christian das Gelübde, wenn er ihnen den Sieg verleihe, sein Bild mit Gold überziehen zu lassen, beschlossen, den König in der nächsten Nacht zu überfallen, und schwuren in Uebereinstimmung mit ihrem alten Wahlspruche: „Lewer duad us Slaw" (Lieber todt als Sklave) entweder zu siegen oder zu sterben. Dies geschah am 28. Juni 1252. Am nächsten Morgen zogen sie, das Bild des Heiligen auf einem Wagen voran, gegen das dänische Lager, fanden es indeß, da Abel durch einen Verräther, Ede Rock von Nordstrand, gewarnt worden, verlassen und die Feinde auf der Flucht nach der Eider. Sie setzten ihnen nach, erschlugen ihren Nachtrab, jagten eine andere Abtheilung derselben ins Wasser und erreichten endlich auch das Hauptheer, welches seine Schiffe auf dem Flusse, der eingetretenen Ebbe halber „flottlos" gefunden und nun zu Lande seinen Rückzug nach Osten fortgesetzt hatte, bis ein Nebenfluß der Eider es am Weiterfliehen gehemmt. Es entstand ein furchtbares Gemetzel auf einem Felde, welches seitdem der Königskamp heißt. Die Friesen kämpften ihrem Schwure gemäß, die Dänen wehrten sich wie Verzweifelte. Sanct Christian gab seinen Segen. Voran stürmten dem friesischen Bauernheere die Seeliger (Seehunde) von Föhr und Sylt, dann folgten die Strandinger, die Mohringer, die Horsbüllharder, die Eiderstedter und die Coldenbüttler. Die ersten Angreifer verloren viele Leute, aber die Dänen wurden in die Flucht geschlagen und bei der weitern Verfolgung nordwärts fast bis auf den letzten Mann aufgerieben. Auch König Abel verlor das Leben. Er mußte sein Pferd lassen und zu Fuße sein Heil suchen, und als er sich über den Milderdamm auf die husumer Geest retten wollte, trat ein tapfrer Friese, Wessel Henner, Rademacher auf Pellworm, der sich dort in einem Siel verborgen, auf ihn zu und spaltete mit seiner Streitaxt ihm den Kopf.

Die Friesen kehrten darauf mit großer Beute heim, überzogen das Bild des siegverleihenden Heiligen mit Gold und setzten die Krone Abels in ihr Wappen, in welchem sie neben dem schwarzen Topfe, mit dessen Grützbrei friesische Frauen einst ein anderes dänisches Heer in die Flucht getrieben haben sollen, noch heute zu sehen ist.

Um die Mitte des vierzehnten Jahrhunderts wurden die Friesen von Waldemar Atterdag nach einem für sie unglücklichen Treffen bei Langstoft zur Zahlung von Steuern und zur Heeresfolge gezwungen, auch baute derselbe an mehrern Punkten Burgen, in die er Vögte setzte, um das stets zur Abschüttelung des dänischen Jochs geneigte Volk im Gehorsam zu erhalten. Später empörten sich die Unterdrückten mit Erfolg, wurden nochmals unterworfen und rissen sich wiederum los, um zu den holsteinischen Grafen in ein Unterthanenverhältniß zu treten, in dem sie wiederholt gegen die Dänen kämpften.

Auch diese Periode hat einen glänzenden Sieg der Friesen über Dänemark aufzuweisen. Im Sommer 1410 sandte Erich von Pommern, damals Mitregent der dänischen Königin Margaretha, seine Feldherren Mogens Mynk und Johann Scharpenberg mit einem Heere von achttausendfünfhundert Mann nach der Gegend von Husum und Bredstedt. Raubend und mordend durchzogen diese die Vorgeest, drangen in Eiderstedt ein und kehrten dann, mit reicher Beute beladen, nach Osten um. Da wurden sie von siebenhundert Friesen, die sich in der Eile versammelt und zu denen vierhundert Holsteiner unter Adolph von Schauenburg gestoßen, auf der solleruper Haide bei Eggebeck eingeholt und vollständig geschlagen. Mogens Munk verlor mit vierzehnhundert seiner Leute das Leben, Johann Scharpenberg wurde mit dreihundertfünfzig Mann gefangen, und außerdem erbeuteten die Sieger allein an Pferden gegen achtzehnhundert Stück.

Weniger ehrenvoll ist, daß viele Friesen sich in dieser Periode dem Seeraub ergaben und als Wogenmänner und Likendeeler die Schifffahrt belästigten, daß Andere dem Strandraube als einem erlaubten Gewerbe oblagen, und daß zwischen den einzelnen Harden, ja zwischen einzelnen Familien fast unaufhörlich Zwistigkeiten ausbrachen.

Die neuere Zeit, welche die Friesen für immer zu Unterthanen der schleswig-holsteinischen Herzöge machte, ihnen die Reformation

brachte, die Unterschiede zwischen den Bewohnern der Herzogthümer mehr und mehr ausglich, die alte Nationalfehde zwischen den Eiderfriesen und ihren südlichen Nachbarn, den Dithmarsen aufhören ließ, hat keine Kriegsthaten der erwähnten Art mehr aufzuweisen. Aber wenn sie auch die Sitten milderte, eine bessere Justiz einführte manche Freiheit unterdrückte und manche Gerechtsame nahm, den stolzen freiheitsliebenden Sinn hat sie dem Volke in seiner Mehrzahl gelassen, und noch gar manchmal machte er sich den neuen Obrigkeiten gegenüber sehr vernehmlich geltend.

Hübsch ist die Anekdote, daß ein dänischer König den immer widerspenstigen, rebellischen und hartgemutheten Friesen, als er sie endlich unter seine Botmäßigkeit gebracht, geboten haben soll, fortan niedrige und schmale Thüren in ihren Häusern anzubringen, damit sie durch tägliche Uebung lernten, sich zu schmiegen und den steifen Nacken zu beugen. Die Thüren sind darauf geworden wie befohlen, die Nacken aber haben sich nicht gebeugt.

Beugten sie sich doch nicht vor einer ganz andern Macht, als der dänischen. „Die Nordsee ist eine Mordsee", sagen die Schiffer, aber mit noch weit mehr Recht dürfen die Bauern in den Marschen sie so nennen. Die Geschichte kennt Völker, die das Schwert, und sie kennt andere, welche der Würgeengel der Seuche aus großen zu kleinen gemacht hat. Der größte Theil der Todten, die das Friesenvolk zu beklagen hatte, ist von der See hinweggerafft worden. Ganze weite Striche wurden durch sie überschwemmt und in den Abgrund gerissen, und wo einst die Hähne von Kirchthürmen sich drehten, schwimmen jetzt Seehunde, wo einst Getreidewagen der Scheuer zufuhren, segeln jetzt Schiffe.

Wenn man den Chronisten Glauben beimessen darf, so erstreckte sich in der Vorzeit die Marsch an einigen Stellen fast vier Meilen weiter nach Westen. Mehrere der Inseln waren Theile des Festlandes, so namentlich die Halligen und Nordstrand. Andere, wie Föhr und Sylt, waren von der Küste nur durch schmale Meeresarme, die während der Ebbe zu Sümpfen wurden, getrennt. Die Bevölkerung Nordfrieslands aber müßte, wenn man die Zahlen der bei den Sturmfluten Verunglückten vergleicht, mindestens doppelt so stark

gewesen sein, als die von Eiderstedt und dem heutigen Friesenlande zusammengenommen.

Wie es gekommen ist, daß erst in den letzten sechs Jahrhunderten das Meer so großartige Ueberfälle ausgeführt hat, erklärt die Sage vom Durchbruche des britischen Kanals.

Es heißt nämlich, es sei einst in England eine Königin, Namens Garhöved gewesen, der habe der König von Dänemark die Ehe gesprochen, sie aber später nicht zur Gemahlin nehmen wollen. Da ergrimmte die Königin und ließ, um sich zu rächen, das Vorgebirge zwischen Frankreich und England, welches sieben Meilen lang war, von ihren Leuten durchgraben. Sie vollendete dieses Werk, wobei sie siebentausend Mann sieben Jahre lang beschäftigte, und nun strömte das Weltmeer vom Westwinde getrieben in die Nordsee, überflutete die Westküste und ertränkte eine Menge ihrer Bewohner. Später trieben die Fluten ein Moor, das sich von Schottland abgelöst hatte, nach Nordfriesland, wo ein großer dichter Wald, der düstere Damswald, stand, und das Moor blieb auf dem Walde liegen, so daß Friesland jetzt nur unter der Erde Bäume hat.

Daß einst ein Durchbruch der Meerenge von Calais der cimbrischen Halbinsel ihre Gestalt gegeben hat, scheint nach der Darstellung Forchhammers ausgemacht. Schwimmende Moore sind gleichfalls nichts Unmögliches; denn man kann sie in der Gegend von Bremen, mit Häusern bedeckt, sich heben und senken sehen. Schließlich aber finden sich in verschiedenen Gegenden Nordfrieslands in der Tiefe von zehn bis fünfzehn Fuß häufig Reste von Eichen, ja bisweilen ganze Stämme, die von Südwest nach Nordost liegen. Ein Freund, der im Christian-Albrechts-Kooge wohnt, grub erst vor zwei Jahren einen solchen Stamm von fast achtzehn Ellen Länge aus, andere sind im Gotteskooge zu Tage gefördert worden, und so könnte die Sage, abgesehen von der fabelhaften Königin Garhöved, vollständig recht haben.

Von dieser Zeit an hatte fast jedes Jahrhundert eine große Flut aufzuweisen, und wenn man sich nicht endlich mit den Haffdeichen geschützt hätte, so wäre vielleicht von den Marschen Schleswig-Holsteins schon nichts mehr übrig, und die Rippen der hohen Geest

lägen offen zu Tage wie die rothe Klippe Helgolands und die weiße Kreideküste von Dover.

Die schrecklichste aller Sturmfluten scheint „de groote Mandrank" oder „Madetuen" gewesen zu sein, die 1362 in der Nacht auf Lätare über das unglückliche Land hereinbrach, und bei welcher zwischen der Elbe und der Riper Furt nach den Chroniken, die hier offenbar eine Null zu viel haben, zweimalhunderttausend Menschen umgekommen sind.

Die letzten großen „Sündfluten" waren die von 1634, durch welche Nordstrand zur Insel wurde, und die von 1825, durch welche nördlich von Dagebüll ein Dorf unterging und verschiedene Buchten in's Land gerissen, namentlich aber die Halligen schwer heimgesucht wurden. Die von 1634 brachte allein auf Nordstrand 6408 Menschen den Tod, und die Zahl des umgekommenen Viehs soll fünfzigtausend Stück überstiegen haben. Die entsetzliche Flut erhob sich nach Heimreich gerade, als man sich am Sichersten wähnte und sich rühmte, man besitze nun einen eisernen Deich, hinter dem man sicher schlafen könne. Ein bemerkenswerther Zug, der in den Sagen des Volks oft wiederkehrt, daß niemand das Abhängigkeitsgefühl von der höhern göttlichen Macht aufgeben darf, ohne sofort den Beweis seines Irrthums und die Strafe seiner Ueberhebung zu empfinden. Die Mythen von Prometheus und seinem morgenländischen Verwandten Satan, der Ring des Polykrates und alle Fabeln vom Neide der Götter, der Ammenaberglaube, daß man Kinder nicht loben dürfe ohne „unbeschrien" oder „Gott behüt's" hinzuzusetzen, das Sprichwort: Man muß den Tag nicht vor dem Abend loben, sind sämmtlich Glieder einer Kette.

Die Wirkung dieser furchtbaren Wasserfluten auf das Gemüth der Friesen ist eine tiefe und nachhaltige gewesen. Wenigstens schien mir der Ernst, dem ich auf den meisten Gesichtern begegnete, und das stille, in sich gekehrte, wortkarge Wesen der meisten, mit denen ich verkehrte, etwas von dem Nachhall der Trauer über jene Ereignisse und etwas von der Bangigkeit, daß sie wiederkehren könnten, an sich zu haben. In der frühern Zeit scheint diese Bangigkeit noch tiefer in der Volksseele Wurzel geschlagen zu haben. Zahlreich sind Prophezeihungen laut geworden, die große Trübsal verkündigten.

Gewöhnlich sind es Frauen, denen sie zugeschrieben wurden. Die berühmteste dieser friesischen Prophetinnen war „Fru Hertje", die um das Jahr 1400 in der Wiedingharde gelebt und zu Bredstedt gestorben sein soll. Ihr Name könnte an die Göttin Hertha erinnern. Ihre Weissagungen beziehen sich zum Theil auf Wassersnoth, zum größeren Theile aber auf Empörung und Krieg. Manche sind dunkel, manche leicht zu deuten, die erfreulichen haben sich erfüllt, von den traurigen wollen wir hoffen, daß sie unerfüllt bleiben werden. Im Folgenden theile ich einige mit.

Dunkel sind die Sprüche der Sibylle, die auf einen Krieg gehen, z. B.: „Es wird ein Baum zu Neukirchen aus dem harten Stein wachsen, und darauf wird ein schwarzer Vogel weiße Jungen aufziehen. Nach dieser Zeit aber wird eine große Schlacht stattfinden bei Flensburg im Harsledael, daß man bis über die Knöchel im Blute gehen wird."

Noch dunkler sind die Weherufe Hertjes, z. B.: „Wehe den Menschen, die dann leben, wenn die Leute vier Arme kriegen und zwei paar Schuhe über die Füße tragen und zwei Hüte auf dem Kopfe haben, und wenn die Würmer aus den Kleidern kriechen. Wehe den Menschen, die da leben, wenn die großen Pfennige kommen; denn wenn die großen Pfennige kommen, so wird das große Arge auch kommen."

Erfüllt haben sich die Prophezeihungen: „Die Zeit naht, daß Blumen vor jedermanns Thür kommen werden," und: „Die Zeit wird kommen, daß der Priester seine Glatze bedecken und sagen wird, er sei kein Priester," — man denke an die Reformation.

Aehnliches gilt von den Weissagungen, welche sich auf eine allgemeine Gleichheit der Menschen beziehen z. B.: „Die Zeit wird kommen, daß ein wohlgekleideter Edelmann zu einem Bauer beim Pfluge gelaufen kommen und bitten wird, daß er mit ihm seinen grauen Rock vertauschen wolle. Und der Ritter wird sein Schwert vornehmen und seine Finger empor halten, er sei kein Edelmann." Fürwahr es scheint, es habe sich im Friesenvolke neben der Ahnung der Reformation auch die Ahnung der neuen Zeit auf staatlichem und socialem Gebiete geregt, welche hundert Jahre später begann. Oder spiegelt sich in diesen Aussprüchen nicht der Gedanke, der die Bauern-

kriege des sechzehnten und die Revolution des neunzehnten Jahrhunderts gebar?

Ueber künftige Fluten verkündet Hertje: Es wird Deetzbüll und Risum im salzigen Wassern vergehen und Ein Priester das ganze (Risum=) Moor regieren. Wie Lindholm die erste Kirche gewesen ist, also wird sie auch die letzte bleiben, und der Schiffer wird zu seinem Steuermann sagen: „Hüte dich vor dem Holmer Sand.“ Das Risum=Moor, Deetzbüll und Lindholm liegen aber heute reichlich zwei Meilen von der See.

Seit den letzten fünfundzwanzig Jahren hat das Meer nichts mehr geraubt, sondern nur gegeben, und wer die großen Haffdeiche zwischen Hoyer und Husum gesehen hat, wird nicht glauben, daß sich dies wieder umkehren könne. Auf Föhr fallen sie gegen das Meer, auf dem Festlande nur gegen das Innere steil ab. Der dem Wasser zugekehrte Abhang ist hier ganz sanft abgedacht, was den Vortheil hat, daß die heranstürmenden Wogen keinen so plötzlichen Widerstand finden, daß ihre Kraft sich über eine größere Fläche vertheilt, und daß im Winter die Eisschollen nicht gegen den Damm stoßen, sondern flach an ihm hinaufgeschichtet werden. Diese äußere Böschung ist in der Regel mit einer Art Schilfmatten belegt, welche das Abspülen des Erdreichs durch das unaufhörlich wühlende und leckende Meer verhüten. Ich sah, als ich auf den Haffdeichen zwischen Südhörn und Dagebüll hinwanderte, an mehrern Stellen Arbeiter mit der Ausbesserung dieser Matten beschäftigt. Die Einen drehten eine Art von Strohseilen, die Andern spannten diese Seile eines neben dem andern über die Böschung des Deichs und befestigten sie mit Pflöcken.

Am Fuße der Haffdeiche beginnen die Vorlande, Grasflächen, die von der gewöhnlichen Flut nicht mehr überschwemmt werden, und dann kommen die Watten, die nur während der Ebbe zum Theil trocken liegen. Wo der Deich, wie bei Dagebüll, kein Vorland hat, muß er noch durch Außenwerke geschützt werden. Diese bestehen in Schlammaufwürfen von etwa sechs Fuß Breite und ungefähr zweihundert Fuß Länge, die, mit jenem Panzer von Schilfgeflecht bekleidet und mit Pflöcken und Pfählen beschlagen, sich in der Weise

von Molen oder Landungsbrücken in die See hinauserstrecken. Man nennt sie hier „Höfter" und errichtet sie in der Entfernung von circa hundert Schritten von einander, wobei man neben der Sicherung des eigentlichen Deichs auch noch den Zweck im Auge hat, nach welchem sie den vom Meere herzugespülten Schlick auffangen und vor dem Wiederabfließen bewahren.

So lange das Wasser noch sehr unruhig ist, setzt es nur groben Sand ab. Nachdem dieser sich aber zu Bänken angehäuft hat, welche die Flut nur in außerordentlichen Fällen noch bedeckt, legen sich auch die feinen Schlammtheilchen an, und nun entsteht über dem Sande allmählich eine Schicht von Thonerde, die immer fester und höher wird und endlich so weit emporwächst, daß sie wenigstens dann, wenn die Ebbe am niedrigsten ist, von der Sonne beschienen wird. Die letztere thut jetzt unverzüglich ihre Schuldigkeit, die darin besteht, vegetabilisches Leben zu erwecken. Es zeigt sich auf dem Watt eine regelmäßige Folge von Gewächsen. Zuerst erscheinen verschiedene Arten von Pflanzen, die ich, da sie zu ihrer Existenz ein tägliches Untertauchen in die Salzflut und ein ebenso stetiges Wiederauftauchen an das Sonnenlicht bedürfen, als vegetabilische Amphibien bezeichnen möchte, und für die man hier zu Lande den allgemeinen Namen „Queller" hat. Das Vieh frißt sie nicht. Sie dienen aber mit ihren vielen kleinen Aesten noch besser als jene Molen zur Festhaltung des Schlicks, während sie mit ihren zahllosen Wurzelfasern den Boden durchdringen und zu einer torfartigen Masse machen, über welche der Wogenschwall keine Gewalt hat.

Hat sich das Watt noch mehr erhoben, so daß nur außergewöhnlich starke Fluten es unter Wasser setzen, so verschwindet der Queller, und an seine Stelle tritt der Andel, ein grobes, dem Schilfe ähnliches Gras, welches in einigen Strichen auch „Drückdal" genannt wird. Es wird vom Viehe gern gefressen und deshalb gemäht und eingesammelt. Weniger Amphibie als der Queller, verschwindet es doch, wenn das Watt vom Meere nicht mehr überflutet wird, und nun beginnen feinere Grasarten sich zu zeigen, und es entstehen allmählig in dem Sumpfe, den die Ebbe bloßlegt, schöne grüne Wieseneilande, die oft Stunden lang sind. Dieser Proceß ist natürlich ein

sehr allmähliger, und oft unterbrechen ihn Weststürme, welche mit den Riesenwellen, die sie herantreiben, die angeschlickten Inselchen zerreißen, die zwischen ihnen sich streckenden Tümpel erweitern und die Hoffnung auf ein baldiges Reifwerden des Watts vereiteln.

Ist es aber endlich reif zur Eindeichung geworden, haben Queller, Andel und Horrich (eine dritte Pflanzenamphibie) dem bessern Grase Platz gemacht und sind die größten Tümpel und Rinnen, die das angeschwemmte Land unterbrachen, zugeschlickt, so werden allmählig Stimmen laut, die zur Eindämmung rathen. Sachverständige untersuchen das Watt und schließlich wird das Werk ausgeführt. Eigenthümer der Außendeichsländereien, wie diese Meeresgeschenke im Geschäftsstyle genannt werden, waren in alter Zeit diejenigen, welche das zunächst gelegene Land besaßen. Seit etwa dreihundert Jahren aber nimmt sie der König oder, wie man sich seit 1848 ausdrückt, die Regierung für sich in Anspruch, verkauft sie unter der Bedingung, sie einzudeichen, an Actiengesellschaften oder deicht sie selbst ein und überläßt sie dann parzellenweise an den Meistbietenden.

Das Gewöhnlichere war früher, daß die Eindeichung eines solchen Wattstrichs einer Gesellschaft oder wie man hier zu Lande sagt, einer „Interessentschaft" überlassen wurde. Es war etwa wie bei manchen Bergwerken, mit denen die Köge, die durch die Eindeichung entstanden, auch das gemein haben, daß jeder seinen bestimmten Namen hat. So giebt es einen Marien=, einen Kleiseer=, einen Blumen=, einen Gottes= und einen Kronprinzen=Koog u. s. w. Diese Interessentschaft umgürtet das Watt mit einem Deiche, legt Gräben, Schleußen und Brücken an und siedelt sich dann entweder selbst in dem neuen Kooge an oder verkauft das gewonnene Land. Die Eindeichung nimmt ein sehr beträchtliches Kapital in Anspruch, und um Käufer zu gewinnen, mußte der Staat früher der Interessentschaft stets sehr wichtige Privilegien in Aussicht stellen, z. B. Zoll= und Abgabenfreiheit auf eine Reihe von Jahren, Befreiung vom Brau= und Mühlenzwange, die Polizei und die Gerichtsbarkeit über den neuen Koog, das Recht zur Benutzung der benachbarten Watten und Meerinseln. Fast jedes dieser Privilegien schloß eine Benach=

theiligung der Nachbarn in sich. Jeder Koog dieser Art hatte eine andere Verfassung und andere Rechte. Jeder war ein Staat im Staate. Die Verwirrung der Rechts- und Pflichtbegriffe war grenzenlos, und sie ist es noch jetzt, da die Friesen begreiflicherweise sich nichts von den Gerechtsamen, die sie mit gutem Gelde bezahlt haben, nehmen lassen. Diese Köge werden, da der Vertrag, den die Interessenten mit der Regierung abschließen, ein „Octroy" heißt, zum Unterschiede von denen, welche der Staat selbst eindeicht, als „octroyirte Köge" bezeichnet.

So reihte sich im Laufe der Jahrhunderte Koog an Koog. Die alten Haffdeiche wurden zu Binnendeichen, welche jetzt nur noch als Grenzscheiden und Straßen dienen, und auf denen sich hin und wieder ärmere Leute angesiedelt haben, während der große Marschbauer immer auf „Wurten" in Mitten seines in der Tiefe des Koogs liegenden Landbesitzes wohnt.

Ich habe oben von der großen Fruchtbarkeit der Marschen gesprochen. Hier ist zu bemerken, daß der Boden in ihnen nicht überall von gleicher Güte, ja zuweilen nichts weniger als ergiebig ist. Die neuen Köge sind indeß durchgehends von sehr guter Qualität. Ein solcher hat, in Acker verwandelt, eine Kraft der Production, welche die besten Bottoms des Mississippithals übertrifft. Man säet in Neuland von bester Qualität zwei und selbst dreimal Rappsaat hinter einander, und es giebt Beispiele, daß auf einer und derselben Fenne drei Jahre nach einander der ungeheure Ertrag von dreißig Tonnen Rappsaat vom Demath à 225 Quadratruthen gewonnen worden ist.

Hat man längere Zeit von der Fenne geerntet, und kann das Brachen die verlorne Kraft des Bodens nicht mehr ersetzen, so macht man das Ackerstück entweder zur Weide oder man „kleit" es, d. h. man schafft den aus den Einfriedigungsgräben geworfenen Schlamm darauf, der für den Marschbauer das ist, was dem Geestbauer der Mergel liefert. So behandelte Fennen tragen zuweilen ein halbes Jahrhundert hindurch ohne jemals gedüngt zu werden, die besten Ernten, aber trotzdem hat in den letzten zwanzig Jahren der Ackerbau mehr und mehr abgenommen, und sehr viele Fennen sind in Weidegründe verwandelt worden. Diese Weiden verbessern sich mit den

Jahren wie der Wein, und es giebt deren, die hundert Jahre nicht vom Pfluge berührt worden sind. Auf den neuen wird blos Jungvieh gezogen. Nur die alten sind zur Mästung, oder wie man sich hier ausdrückt, zur Fettgräsung zu gebrauchen. Es ist dabei wenig Arbeit, kaum einige Aufsicht nöthig, und der Werth des fetten Viehes kommt, namentlich jetzt, wo in Tönningen jährlich gegen 18,000 Ochsen nach England verschifft werden, dem Werthe des Getreides, welches man bei Bestimmung der Fennen zum Ackerbau gewinnen würde, völlig gleich. Nur Aermere, die sich keine alten Weiden kaufen können, müssen ihr Land pflügen und besäen.

Das Vieh, welches in den Marschen selbst gezogen wird, gilt für weniger gut zur Mast, als das von Jütland eingeführte. Man meint damit wohl nur, daß es von kleinerem Bau ist und in Folge dessen kein solcher Berg von Fleisch und Tag werden kann, wie die jütischen Rinder, die sehr groß sind, und nachdem sie im Frühlinge mager in die Marschen gekommen und dort bis Ende September das feine und nahrhafte Gras der Köge verspeist haben, wie oben bemerkt, eine seltene Fülle zeigen. Die Metropolen dieses Mastviehhandels sind Husum, wo jährlich im Frühling ein großer „Magermarkt" stattfindet, Bredstedt, Tondern und Tönningen. Für die holsteinischen Marschen, die ihr Fettvieh meist nach Hamburg schicken, ist Itzehoe der Hauptmarkt.

Es wurde bisher fast nur von dem Reichthum der Marschen gesprochen. Es könnte erforderlich sein, zu bemerken, daß es auch arme Leute unter den Friesen giebt. Dies sind die Häusler, die auf und neben den Deichen wohnen. Sie haben meist nur wenige Quadratruthen sogenannten Spatenlandes und nähren sich entweder als Feldarbeiter oder als Handwerker, manche auch äußerst mühsam als „Wattenläufer". Die letztern sammeln bei der Ebbe am Strande Holzsplitter, die das Meer angespült hat, Muscheln, die zu Kalk gebrannt werden, und Bernstein, von dem früher zuweilen Stücke von mehreren Pfunden aufgehoben wurden, fangen Krabben und graben auf den Watten den Schlicktorf auf, der an manchen Stellen in großen Lagern gefunden wird, und aus dessen Asche man früher das sogenannte friesische Salz gewann, während er jetzt nur noch zur Feuerung dient.

Man kann über diese Armen, die mitten im fettesten Lande wohnen, oft ohne einen Quadratfuß davon ihr Eigenthum zu nennen, mancherlei philosophiren. Da sie es aber (die communistischen Stimmen von 1848 bis 1850 fanden in Nordfriesland durchaus keinen Widerhall) selbst nicht thun, so sehe auch ich keine Veranlassung dazu.

Statt dessen erlauben Sie mir den Versuch, Ihnen vom Standpunkte eines jener Haffdeiche aus das Kommen der Flut zu schildern. Da ist der mit Melde bewachsene Strandwall, der sich bald einbiegend, bald hinaustretend wie ein ungeheures Festungswerk in die blaue Ferne nach Süden hinabzieht, da unter ihm die dürftig begrasten Vorlande, da weiter hinaus die schlammige Wattenwelt, und dort endlich umspülen die schiefergrauen Wogen der Nordsee, immer beweglich, die hoch aus ihnen aufgetauchten Inseln: Föhr mit seinem gelblichen Gestade, das langgestreckte Sylt mit den unheimlichen Dünen von Hörnum und die kleinen Eilande der Halligen, die aus der Ferne gesehen entmastet umhertreibenden Rümpfen einer Flotte von Linienschiffen vergleichbar sind.

Es ist Ebbe. Auf den Vorlanden weiden einzelne Schafe. Auf den Watten, die wie ein großer Sumpf mit einzelnen Inseln, Schlammbänken und Sandzungen, geschieden durch Tümpel und Strömungen, in die See hinausragen, flattert ein Volk von Wrackvögeln und Möven, öffnet die Auster gähnend ihre Schalen, schnellen sich Fische empor und läuft die muntre Krabbe zwischen dem Queller umher. Ein rundbäuchiges Schiff, das von der Ebbe hier überrascht worden, steht bis hinab zum Kiel im Trocknen, und die Matrosen benutzen die ihnen gegebene Frist, um die Seitenplanken zu kalfatern.

Arbeiter sind beschäftigt, die Molen, die den Schick auffangen und den Anprall der Wellen theilen sollen, zu befestigen und zu erhöhen. Kinder spielen mit den Muschelhügeln, welche das Meer angeschwemmt hat, und die wie ein Saum die Grenze der gewöhnlichen Flut bezeichnen. Wattenläufer suchen weiter hinaus nach Torf oder Bernstein. Mögen sie sich sputen, und möge keiner sich zu weit hinauswagen in das Gebiet des Meereskönigs. Noch hat er es nicht

abgetreten an die Menschenhand, und noch sind selbst die Vorlande kein sicherer Zufluchtsort, wenn der Westwind sich mit der Flut verbindet.

In diesem Augenblick ist die Wattenwelt noch ein schwarzgrauer Morast, das Vorland ein trockner Rasenteppich. Im nächsten — ha, was soll der weißliche Schimmer am Horizont? Was will das dumpfe Brausen in der Ferne? Und was ist das für ein plötzliches Leben in der Nähe? Was haben die Vögel vor, die von den Schlammeilanden krächzend auffliegen und in dichten Schaaren am Himmel hin- und herschwärmen? Wo vorher eine trockne Rinne war, strebt jetzt ein Bächlein landeinwärts. Die Sandbänke und Schlicklager beginnen einzuschrumpfen. Wie niedrig ist die Küste von Föhr, wie winzig sind die Halligen geworden! Der Wind weht stärker und stärker von den Inseln herüber. Wie eine graue Mauer hebt sich unter ihm in der Ferne die Flut und rollt immer näher. Flink tummeln sich, wo in der Minute vorher eine träge Lache war, die falben Meeresrosse, stolz heben sie die Häupter mit den weißen Mähnen, und mit zischenden Schweifen peitschen sie das festsitzende Schiff, das bereits zu schwanken beginnt.

Es ist die Flut mit dem Westwinde, die heranrauscht. Schon spielen den Arbeitern an den Molen kleine Wellen um die Fersen und warnen sie vor weiterem Bleiben. Rechts und links schießen in den Vertiefungen schäumende Güsse. Den kleinen Wellen folgen größere, höher sich aufbäumende. Eine überspringt die andere, deckt sie zu und fegt sie weg, um wieder zugedeckt und weggefegt zu werden.

Der Wind weht noch stärker. Das Schiff ist im Gange. Die Wogen haben die Watten überschwemmt und schießen und schlagen rauschend, klatschend und gurgelnd das Vorland hinauf. Hoch spritzt der Schaum in weißen Flocken. In der Luft dröhnt es hohl wie unaufhörlicher ferner Donner, und die blauen Inseln schwanken im Gewoge der Brandung, als wollten sie in den Abgrund versinken. Wie Stürmende drängen sich die Wellen eine hinter der andern herzu, um den Damm zu ersteigen. Sie prallen zurück. An die Stelle der zurückgeworfenen jagt der Wind andere zum Sturm herbei; aber auch

sie rollen zurück von dem Walle, heben sich wieder und sinken wieder, ein Toben, Heulen und Brausen, als sollten die Tage der Madetuen sich wiederholen. Aber die Haffdeiche stehen fester wie damals, und wenn die Nordsee auch noch heute eine Mordsee gescholten wird, so glaubt doch niemand mehr, was man einst glaubte, daß dahin, wo einmal Wasser gewesen, auch wieder Wasser kommen könne.

Zwanzigster Brief.

Die Insel Föhr, auf der ich mich einige Tage aufhielt, liegt ungefähr fünf Viertelmeilen von der Westküste Schleswigs. Wer sie mit Alsen vergleicht und an das reizende Sonderburg, an die Bucht und den Park von Augustenburg, an die bezaubernde Aussicht vom Hügeberg denkt, wird sie eben nicht anmuthig nennen. Wer dagegen die kahle rothe Klippe von Helgoland und eine oder die andere Hallig besuchte, sich die übrigen Inseln der Nordsee schildern ließ und sich die Natur dieses Meeres überhaupt vergegenwärtigt, wird Föhr schöner finden, als er erwarten zu dürfen glaubte.

Die Ueberfahrt nach der Insel ist bei Dagebüll, einem kleinen friesischen Dorfe in der Ecke eines der reichsten Köge. So schmal der Sund zwischen hier und dem gegenüber sich hinstreckenden Strande ist, geschieht es doch nicht selten, daß unglückliche Reisende von der Laune des Windgottes tagelang hier aufgehalten werden, um die Kiesel am Gestade zu zählen, die Möven, die über das Wasser fliegen können, zu beneiden und der Langeweile und dem sauren Rothwein der Frau Wirthin zu fluchen, die hinter dem Haffdeiche ihre Schenke hält.

Ich hatte nicht so lange zu leiden. Nach zwei Stunden schon, war die Flut und mit ihr ein schöner Nordwind da. Wir gingen an Bord, das Tau, welches das Boot festhielt, wurde gelöst, im Hui füllten sich die Segel, und rasch wie ein Dampfschiff durchschnitt der Kiel die im Abendroth funkelnden Wellen. Hinter uns schwankte der „Fastewall"*) mit seinem unabsehbaren Haffdeiche, unter uns tanzten

*) So nennt man unter den Inselfriesen das Festland.

die Wogen, über uns pfiff der Wind im Takelwerk allerlei Stückchen, die uns lustig vorkamen, während sie Seefahrern mit anderem Ziele vielleicht schwermüthig geklungen haben. Vor uns endlich wurden die Gestade Föhrs immer deutlicher, die Lichter auf ihnen immer heller. Noch waren keine zwei Stunden vergangen, so traten die Füße wieder auf festes Land. Der Gastwirth, der die Fähre gepachtet, nahm uns ohne weiteres als ihm gehöriges Gut in Empfang, brachte uns in seinem bequem eingerichteten Hause in Sicherheit und überließ uns dann, ein wenig betrübt, wie es schien, daß Mehrere nur auf einige Tage zu bleiben gesonnen waren, unserem Schicksal.

Ich war in Wyk, oder wie man hier sagt, in „der Wyk", einem Ort, von welchem ich am nächsten Morgen fand, daß es ein freundlicher Flecken ist, dessen Häuser ohne Ausnahme mit Stroh gedeckt sind und zum Theil sich am Strande hinziehen, zum Theil eine nach dem Innern hinlaufende Gasse bilden, zum Theil auch unregelmäßig in Gärten liegen. Die Häuser haben meist Erkergiebel, niemals eigentliche Dachfenster. Viele sind roth, einige sogar schwarz angestrichen, andere zeigen die nackte Ziegelmauer und haben den landesüblichen Schmuck von Eisenklammern, der in der Form von Lilien, Buchstaben oder Jahreszahlen an den Wänden angebracht ist. Das Ganze macht den Eindruck behaglichen Wohlstandes. Doch mischt sich, eine Folge des düstern Anstrichs der Wände und des dunkeln Grau der Strohdächer, etwas Schwermüthiges in diese Empfindung. Die grünen Bäume, meist Linden, die vor den Thüren stehen, die blanken Fensterscheiben, die Sauberkeit der Rahmen heben das einigermaßen wieder auf. Aber der Ernst, der hier wie in ganz Nordfriesland auf allen Gesichtern liegt, und die dunkle Tracht der Frauen stören die Wirkung des hübschen Bildes auf's neue.

Wyk bedeutet Dorf oder Ortschaft. Eine Analogie dazu ist Schleswig: das Dorf an der Schlei, aus dem später eine Stadt wurde. Die Volkssage weiß das aber besser. Nach ihrem Bericht waren die Erbauer des Fleckens in Verlegenheit, welchen Namen sie ihm geben sollten. Da lief ihnen, als sie gerade darüber beriethen, ein Ferkel zwischen die Beine und schrie ihnen sein: „Wyk! Wyk! Wyk!" zu. Sie nahmen das als Omen, und das Oertchen wurde

getauft, wie das Ferkel vorgeschlagen. Eine andere Meinung wiederum läßt Wyk seinen Namen davon ableiten, daß es von Bewohnern der Halligen bevölkert wurde, welche vor dem Meere, das ihnen die frühere Heimath entrissen, hierher gewichen waren.

Zu dem Wachsthum des Orts, der jetzt etwas über sechshundert Einwohner zählt, hat der vor fünfzig Jahren angelegte Hafen, da gute Häfen an der Westküste nördlich von Husum selten sind, noch mehr aber das Seebad beigetragen, welches 1819 eingerichtet wurde und besonders durch Christian den Achten in Aufnahme kam. Das Bad hat indeß seine Glanzperiode hinter sich. Es ist nicht mehr in der Mode bei den Kopenhagenern, und für Deutsche liegt Helgoland bequemer. Was die Laune des Fürsten gebracht, verschwand mit ihr. Ueberdies sind in den letzten Jahren in den Herzogthümern eine beträchtliche Anzahl neuer Seebäder entstanden, welche dieselben Vortheile bieten. Borbye bei Eckernförde hat einen Wellenschlag von fast derselben Stärke. Büsum in Ditmarschen hat gleichen Wellenschlag, gleichen Salzgehalt wie Föhr und zeichnet sich vor diesem durch Wohlfeilheit, so wie dadurch aus, daß deutsche Badegäste hier nicht von den dänischen belästigt werden. Kiel endlich bietet den Vortheil der größeren Nähe Hamburgs und der Gelegenheit zu Ausflügen in anmuthige Gegenden.

Föhr als Seebad ist eine in der Entwicklung stehen gebliebene und darum rückwärts gehende Pflanzung. Wer das erfahren will, darf nur einen Gang durch den sogenannten Königsgarten thun, aus dem vielleicht ein hübscher kleiner Park hätte werden können, der aber jetzt durch Vernachläßigung bereits eine Wildniß geworden ist. Er liegt hart an dem Flecken hinter dem großen Seedeiche in einem Winkel, wo Marsch und Geest zusammentreffen, und besteht aus Laub- und Nadelholzbäumen, zwischen denen sich Schlangenwege hinwinden, die recht nette Spaziergänge darbieten würden, wenn sie rein gehalten und nicht mit Gras und Unkraut überwuchert wären, und wenn der Teich in ihrer Mitte, auf dem statt der Bläue des Himmels und der Wipfelschatten ein grüner Pelz von Wasserlinsen liegt, nicht so üble Gerüche aushauchte.

Das Bad hat der Insel unzweifelhafte Vortheile gebracht, ihr

dafür aber auch manche Eigenthümlichkeit genommen, die sie interessant machte. Was davon übrig ist, soll die Beschreibung einer Tour von Wyk nach der Westseite mittheilen. Zunächst sei nur noch bemerkt, daß Föhr ungefähr eine Quadratmeile groß ist, daß es seiner Natur nach wie das gegenübergelegene Festland in Marsch und Geest zerfällt, wovon jene den Norden, diese den Süden einnimmt, und daß in politischer Beziehung nur die östliche größere Hälfte zum Herzogthum Schleswig, die westliche dagegen zu dem jütischen Amte Ripen gehört, eine Eintheilung, welche schon zur Zeit der Königin Margaretha bestand. Die Bevölkerung ist seit 1770 in Abnehmen wie auf allen friesischen Inseln. Damals hatte Föhr 6146, jetzt nur noch etwa 5300 Einwohner. Kirchen hat die Insel drei, und zwar liegen deren zwei, St. Nikolai und St. Johannis, auf Osterland-Föhr. Der Flecken Wyk besitzt keine Kirche, sondern ist nach St. Nikolai im Dorfe Boldixum eingepfarrt. Die Kirchen- und Schulsprache ist hier wie allenthalben in friesischen Gegenden die hochdeutsche.

Das nächste Dorf, welches man bei einer Wanderung nach dem Innern antrifft, ist das eben genannte Boldixum. Wie alle Ortschaften der Insel auf der Grenzscheide zwischen Marsch und Geest gelegen, ist es gleich diesen von den Dörfern der Festlandsmarsch dadurch wesentlich verschieden, daß es eine geschlossene Bauart hat, daß die Gehöfte meist klein sind und daß ein reichlicher Baumwuchs sie verschönert. Man sieht Reihen röthlicher oder gelbgrauer Ziegelhäuser, überragt von dicken, grauen, sorgfältig beschnittenen Strohdächern, aus denen über der Hausthür Erkergiebel hervortreten. Hinter saubern weißen oder grünen Rahmen und spiegelblanken Scheiben erblickt man weiße Vorhänge, und vor manchem Fenster bläht der Wind Marquisen, wie einst die Klüversegel des Besitzers, als er, um dieses Ruheplätzchen sich zu verdienen, als Steuermann oder Capitän nach Ostindien oder auf den Wallfischfang fuhr. Viele der Häuser gleichen mit diesen Eigenschaften, sowie mit den rothen oder weißen Staketen vor ihnen, den hübschen Gärtchen, die sie umgeben, und den Eschen, Ulmen und Pappeln, die sie beschatten, weit mehr englischen Cottages als deutschen Bauernwohnungen. Doch mag

dazu hier, wo man sich zur Aufnahme von Badegästen eingerichtet hat, mehr der Geschmack der Fremden, als der eigene beigetragen haben.

Noch origineller ist das Dorf Nieblum. Der nächste Weg dahin führt links von der St. Nikolauskirche vorbei, die seitwärts von Boldixum mitten im Felde liegt. Es ist ein sehr großes, alterthümliches, in Kreuzform errichtetes Gebäude mit einem hohen, massiven Thurme. Sie stammt, wie es heißt, aus dem dreizehnten Jahrhundert, und zwar soll das Geld zum Bau von Bettelmönchen in England gesammelt worden sein. Das Material besteht aus Ziegeln, das Dach ist auf der einen Seite halb mit Blei, halb mit Rohr, auf der andern Seite ganz mit Rohr gedeckt. Der mit einem Walle von Feldsteinen eingefaßte Friedhof, der die Kirche umgiebt, zeigt weder Baum noch Strauch, nur weiße Leichensteine und schwarze Kreuze. Es ist ein Bild ganz wie auf der hohen Geest des Festlandes.

Die Straße geht von hier durch tiefen gelben Sand. Rechts und links strecken sich dürftige Felder, mit Roggen oder Gerste bestellt. Dazwischen liegen Brachen mit vielen gelben Blumen, und hin und wieder treten Heideblumen blau oder violett, zuweilen auch Büschel von Heidekraut auf, an denen Hummeln naschen, und zwischen denen Schaaren weißer Möven nach Würmern suchen. Rechts zieht sich eine lange Kette freundlicher Dörfer hin, zwischen deren Gliedern man in die grüne Marsch mit ihren bunten Heerden, ihren Gräben und Feldthoren und ihren Deichen hinabschaut. Links erreicht das Auge zuletzt einen gelblichen Strand und an diesem das blaue Meer, aus dem die Dünenkette der Insel Amrum auftaucht, und in dem weiter südlich der Archipel der Halligen sichtbar wird.

Von den Männern, die uns begegneten, trugen mehrere den Sonntagsanzug der Matrosen: eine blaue Jacke mit Sammtkragen und zwei Reihen kleiner Messingknöpfe, eine schwarze Atlasweste, Beinkleider von feinem schwarzen oder blauen Tuch und eine Mütze von Wachstaffet. Die Tracht der Frauen dagegen konnte zu dem Glauben verleiten, es sei ein Schiff mit türkischen Damen hierher verschlagen worden. Einige trugen schwarze Hüte, deren Hintertheil dreikantig im Winde flattert. Die ächte Föhringerin aber setzt auf den Kopf

eine hellrothe, eng anschließende Kappe, bindet darüber in der Form eines Turbans ein dickes schwarzes Tuch, dessen Zipfel wie Hörner oder Ohren emporstehen, und umhüllt Kinn, Mund und Wangen mit einem zweiten dicken schwarzen Tuche, sodaß wie bei den Odalisken des Orients nur die Augen und der obere Theil der Nase hervorblicken. Blos die Verheiratheten tragen die rothe Kappe, Wittwen eine schwarze, Mädchen das bloße Haar, die Verhüllung aber ist bei Allen dieselbe.

Denken Sie sich dazu ein drittes schwarzes Tuch um die Brust und Hals geschlungen, eine schwarze oder dunkelblaue Jacke, einen dunkelblauen oder dunkelgrauen Rock mit einem lichtblauen oder lichtgrünen Saum von Handbreite, und erlauben Sie dazu die Bemerkung, daß die große Mehrzahl der Menschen, die man aus den Dörfern kommen, auf den Feldern arbeiten, nach dem Markt fahren oder auf den Weideplätzen beschäftigt sieht, aus Frauen besteht, so werden Sie es eben nicht als übertriebene Einfalt bezeichnen, wenn ein kleiner Lübecker, der uns begleitete, sich von einem andern Reisegefährten aufbinden ließ, diese dunkelvermummten Gestalten seien trauernde Wittwen, und es gäbe überhaupt keine verheirathete Frau mehr auf Föhr, da sämmtliche erwachsene Männer der Insel bei den großen Novemberstürmen des vorigen Jahres als Seeleute den Tod gefunden hätten.

Man sollte nach diesem traurigen Costüme meinen, die Föhringerinnen hätten keinen Sinn für glänzende und lustige Dinge. Etwas mehr Bekanntschaft mit ihnen zeigt, daß dem keineswegs so ist. Silberne Gürtelschlösser halten die Schürzen zusammen, das Jäckchen ist an der Brust und an den Aermelschlitzen mit dicken durchbrochenen Silberknöpfen besetzt, und wenn es in die Kirche oder zum Tanze geht, namentlich aber bei hochfeierlichen Gelegenheiten, bei Hochzeiten und Kindtaufen, schmücken die Brust außer jenen Knöpfen schwere silberne Ketten, an denen Münzen und Medaillen hängen. Und lustig genug können sie ebenfalls sein, wenn die böhmischen Musikanten, die den Sommer in der Wyk ihre Concerte geben, einen freien Tag benutzen, um den Leuten auf den Dörfern aufzuspielen; sehr lustig sogar, wenn ein „Ausbringen" stattfindet und das verlobte

Paar unter Flaggenschwingen und Schießen zur Kirche geht, und am Nachmittag von den jungen Burschen das mit Fahnen und Laternen verzierte Boot vor die Thür gefahren wird, auf dem der Bräutigam heimkehrt, wenn er nicht auf der Insel wohnt; übertrieben lustig selbst, wenn der Brautvater dann zum Entgelt für die Ehre ein paar Stunden im Wirthshause freie Tanzmusik giebt.

Unter den Mädchen auf Föhr sollen viele Schönheiten sein. Vor allem wird ihr Teint und ihr Wuchs gerühmt. Die Männer sind meist große schlanke Gestalten, deren ganze Haltung zeigt, daß sie die Lebensschule des Seemanns durchgemacht haben. Seit der Wallfischfang abgenommen hat, kommt es häufiger vor, daß Föhringer gleich als Knaben Ackerbauer werden. Früher thaten dies nur die Untüchtigen. Der Knabe ging da, sobald er die Abcschule hinter sich hatte, als Schiffsjunge zur See, wurde dann leichter, dann schwerer Matrose, wurde, wenn es ihm glückte, Steuermann und endlich Capitän, als welcher er so lange zwischen Hamburg und England fuhr, so lange auf holländischen Schiffen die Linie kreuzte oder so lange Wallfische harpunirte und Robben schlug, bis so viel herausgeschlagen war, daß er mit der Braut oder Frau, die er inzwischen genommen, in ein kleines Gut auf der heimathlichen Insel als Besitzer einziehen konnte. Dies war namentlich um die Mitte des vorigen Jahrhunderts so, wo im Jahre 1760 nicht weniger als 1415 Bewohner der Insel Seeleute waren, von denen es 64 zum Capitän und 229 zum Steuermann gebracht hatten. Damals war es etwas Gewöhnliches, Frauen pflügen und mähen, Korn nach der Wyk fahren und andere Männerarbeit verrichten zu sehen. Jetzt wo nur noch etwa 500 Föhringer sich der Seefahrt widmen, vertheilen diese Geschäfte sich etwas mehr über beide Geschlechter. Doch ist es noch immer kein seltener Anblick, Frauen mit der Hand am Pflugsterz, Männer in jenem Matrosenstaat, die Peitsche in der Hand einen Heuwagen lenkend, andere in ähnlicher Tracht statt des Ruders die Sense schwingend zu erblicken.

Einen der letzteren traf ich am Rande der Marsch auf einer Wiese mit Grasmähen beschäftigt. Das blaue Wollenhemd, die Beinkleider von englischem Leder, die nur durch einen Gurt gehalten

wurden, der breitrandige Panamahut endlich ließen sogleich den ehemaligen Seemann erkennen? „Lange zur See gewesen?“ fragte ich. — „So ziemlich“, antwortete er freundlich; „fünfzehn Jahre etwa.“ — „Und wohl auch auf weiten Reisen?“ — „O ja, so ziemlich.“ Er war dreimal in Calcutta, einmal in China und ich weiß nicht wie viel mal in Brasilien und Buenos Ayres gewesen, und war nun seit einigen Jahren hier angesessen.

Ich fragte, ob er die weißen Segel vorüberfliegen sehen könne, ohne Lust zu empfinden, wieder an Bord zu gehen. Ich dachte an einen schwedischen Schiffszimmermann, den ich auf der Rückfahrt von Amerika kennen gelernt hatte, und der, im Besitze eines hübschen Bauernguts und einer hübschen Frau, mit der Aussicht auf bequemen Verdienst und „alles, was das Herz begehrt“, noch in seinem vierzigsten Jahre vom Anblick der weißen Segelschwäne, die in der Bucht vor seinem Hause hin und her glitten, verführt worden war, sich wieder heuern und drei volle Jahre Tausende von Meilen entfernt von dem hübschen Bauerngute und der hübschen Frau sich von den Wogen des mexikanischen Golfs, des Kap Horn und des Stillen Oceans umherschleudern zu lassen — auch ein Stück Romantik, das besser klingt, als es ist!

Mein Föhringer war von anderem Schlage. „O, früher!“ sagte er lächelnd. „Doch das hört auf, wenn man eine Frau und ein Haus hat, und ich gehe in diesem Leben nicht wieder zur See.“

Nieblum ist ein sehr schönes Dorf, wohl eines der schönsten und größten in den Herzogthümern, zu denen es, von der Straße in zwei Theile geschieden, allerdings nur zur größeren Hälfte gehört. Es hat breite, theilweise gepflasterte Gassen und viele sehr hübsche Häuser, die sämmtlich von Bäumen, meist Linden, Ulmen und Eschen, beschattet sind und mit ihrem saubern Anstrich und den bunten Farben, die man zu demselben gewählt hat, lebhaft daran erinnern, daß hier ein Volk von Seefahrern wohnt. Die dunkelrothen Ziegelmauern zeigen lichtblaue oder grasgrüne Hausthüren und Scheunenthore. Die Fensterrahmen, frisch weiß oder hellgrün bemalt, wie einst die Kajüte des Capitäns, der hier Bauer geworden, umfassen viele kleine Scheiben, welche wie eine Mosaik aus den „Skylights“

der Schiffe aussehen, die der Capitän früher geführt haben mag. Die Gärten sind mit Geländern vom grellsten Roth oder Weiß umzäunt, wie einst das Dach jener Cajüte. Die vielen Stangen endlich, die mit Windfahnen in der Form von Pfeilen, Hähnen oder Pferden, am häufigsten aber von Schiffen auf der Spitze neben und hinter den Häusern stehen, scheinen anzudeuten, daß der ehemalige Seemann sich in seinem festen Hause noch jetzt vom Winde abhängig glaubt, daß der Wind ihn mindestens noch interessirt, wenn er des Morgens die altgewohnte Himmelsbetrachtung anstellt.

Einzelne Häuser in den Dörfern tragen sogar die Namen, andere die Gallion des Schiffes, womit der Besitzer sie sich verdient, über der Thür. So eines den Löwen von Oranien mit dem Orangenbaum, und so andere geschnitzte und bunt bemalte Frauenbilder. In vielen hängt auch das ganze betreffende Fahrzeug mit Segeln und Wimpeln, Raaen, Masten und Tauen als Miniaturbild von der Decke des Vorsaals herab.

Noch deutlicher drückt der Besitzer seinen Charakter als einstiger Seemann und seine Lust an der Vergangenheit im Innern des Hauses aus. Die Wandbetten hinter den Schiebern sind nichts als etwas vergrößerte Kojen. In die Wände sind weiße Steingutplatten eingelassen, die eine Mosaik bilden, welche Scenen der Wallfischjagd, spitzhütige Chinesen mit ellenlangen Zöpfen, asiatische Prachtvögel und afrikanische Palmen darstellt. Von der Bretterdecke hängen ausgestopfte Vögel aus Amerika und Straußeneier herab, die Bilder in der Stube bestehen fast nur aus Schiffen, unter denen ihr Name und der des Capitäns, der sie befehligt, zu lesen ist, und in den Glasschränken, welche in den Ecken blitzen, erblickt man ganze Museen von Andenken aus den fünf Welttheilen: chinesische Götzen, wunderliche Trinkgeschirre, seltsame Dosen, Körbchen und Tabakspfeifen. So vornehm auch manche dieser Zimmer mit ihren eleganten Uhren, ihren hübschen Vorhängen und ihren Mahagonymöbeln ausgestattet sind, immer haben sie einen mehr oder minder erkennbaren Zug von der Cajüte, gegen die sie eingetauscht wurden.

Aehnliches gilt von den Bewohnern dieser Zwitterhäuser, in denen sich Vergangenheit und Gegenwart, Seeleben und Landratten-

leben zu einem Bilde verschmelzen, an dem ein aufmerksamer Blick, wie behaglich sich auch der Oberleib gebahren mag, gar leicht den rastlosen Fischschwanz der Phantasie entdeckt, welche sie innehat. Der Capitän hat zum letzten Mal Anker geworfen. Erst der Tod wird sie ihn wieder lichten heißen. Er hat seiner Bark oder Brigg Valet gesagt. Er hat auch dem „brandy and water" Valet gesagt, den Seeleute oft mehr lieben lernen, als sie es vor Gott und ihrem Rheder verantworten können. Er ist entschlossen, ein stetiger, seßhafter, nüchterner Ehemann zu werden. Und er wird einer. Fast nie sieht man einen Föhringer betrunken. „'s ist ein dänischer Kerl", heißt es, wenn man auf Ausnahmen von der Regel stößt, und in der That sind es auch fast nur die aus Jütland einwandernden Knechte, die sich zuweilen solche Ausschreitungen über die Grenze föhringerischer Ehrbarkeit zu Schulden kommen lassen.

Der Nomade des Meeres ist ein ruhiger Staatsbürger geworden; aber seine Erinnerungen hat er nicht abgethan, seinen seemännischen Watschelgang auch nicht, und sein zutrauliches, offenes, freimüthiges Wesen, das von der trübsinnigen Verschlossenheit der Festlandsfriesen so wohlthuend absticht, noch weniger. Und das ist der beste Gewinn, den die Föhringer von ihren Reisen heimbringen. Möge darum die Seefahrt noch lange auf der Insel blühen; sie ist ihr ein besserer Segen gewesen, als das Seebad, das ihr der dänische König gab.

Die Kirche von Nieblum, Johannes dem Täufer geweiht, dessen kolossales Bild in Holz geschnitzt an der Südseite des Gebäudes steht, ist sehr alt und besitzt mancherlei Merkwürdigkeiten. Sie soll unter dem Papste Sylvester dem Zweiten, welcher 1003 starb, erbaut sein, hat die Form eines Kreuzes und ist ebenfalls zum größten Theil mit Blei gedeckt. Ihr hoher Thurm hat zehn Fuß starke Grundmauern. Sie mag zweitausend Menschen fassen. Das Gewölbe wird von gewaltigen Holzsäulen getragen. An einer derselben ist die alte friesische Normalelle angekettet, welche von Eisen und vier Linien größer als die hamburger Elle ist. Eine andere Curiosität ist der granitene Taufstein, der mit schwer zu deutenden Figuren von Menschen und Thieren bedeckt ist und wahrscheinlich in's höchste Alterthum hinauf-

reicht. Endlich mag noch der ebenfalls sehr alte Altar mit seinen beiden Flügeln erwähnt werden, auf dem in einer Art Nischen Christus mit den Aposteln dargestellt ist.

Der Kirchhof zeigt viele Gräber, bei denen man sich an Klopstocks schöne Elegie auf das Matrosengrab zu Ottensen erinnert findet. Ein Schiff unter Segel bezeichnet auf den Leichensteinen, daß ein Seemann, eine Windmühle, daß ein Müller darunter liegt. Eine andere Eigenthümlichkeit endlich sind die Denkmäler, auf welche hinterlassene Frauen ihren Namen unter den des verstorbenen Gatten gesetzt, Todestag und Altersangabe aber natürlich unausgefüllt gelassen haben. Zum Beispiel: „Hier ruhet in Gott" — nun der Name, der Geburts- und Sterbetag des Mannes, und darunter: „Auch ruhet hier dessen Ehefrau Inge Jung Nörden, geboren den 7. Juni 1800, gestorben" — dann eine Lücke mit einem unsichtbaren Fragezeichen nach der Zeit, wo der Abrufer der Sterblichen die Wittwe zu dem Gatten in das kalte unterirdische Ehebett führen wird. Fürwahr ein schöner, schwermüthig poetischer Zug, aber häufig geschah es früher, daß der Wunsch nach Vereinigung vereitelt wurde. Auf Sylt, der Nachbarinsel mit nur 2700 Einwohnern verloren im achtzehnten Jahrhundert gegen 1300 Männer fern von der Heimath auf der See das Leben, und ähnlich wird das Verhältniß auf Föhr gewesen sein.

Bevor wir uns von Nieblum trennen, noch eine hübsche Sage, die sich an die Kirche knüpft. Die Priester an dieser Kirche waren, als die Reformation auf der Insel bekannt zu werden und Boden zu gewinnen begann, die eifrigsten Gegner der ketzerischen Neuerung. Besonders einer von ihnen kämpfte mit Macht für Erhaltung des Papstthums und begab sich selbst nach der Nachbarinsel Amrum, um die dortigen Altgläubigen zur Festigkeit zu ermahnen. Er war so überzeugt von der Wahrheit und Gerechtigkeit seiner Sache, daß er sich vermaß, wenn die katholische Religion nicht die rechte sei, so wolle er nicht gesund wieder heimkommen. Sein frevelhafter Wunsch wurde erfüllt, aber nicht wie er gedacht. Als er auf dem Rückwege von Witzum nach Hedehusen reiten wollte, strauchelte sein Pferd und er fiel und brach den Hals. Als man ihn aufhob, hatte er die Wahr-

heit eingesehen und seine letzten Worte waren: „Zwischen Rand und Sand ich noch Gnade fand.“ Darauf verbreitete sich das Lutherthum in kurzer Zeit über die ganze Insel. Zum Gedächtniß aber an den Pfarrer von Nieblum warf jeder, der an der Stätte des wunderbaren Todesfalls vorüberging, einen Stein hin, und daraus entstand im Laufe der Jahre ein großer Steinhügel. Derselbe ist jetzt abgefahren, aber viele Leute wissen noch die Stelle zu zeigen.

Wie viel an der Sage Wahres ist, mag dahin gestellt bleiben. Zu Lunden in Ditmarschen wird eine ähnliche erzählt. Hier war es ein Kirchenverächter, der, von dem frommen Pfarrer Johannes wiederholt ermahnt, von der Entheiligung des Sonntags abzulassen, fortfuhr, durch Lärmen und wüthendes Hin- und Herjagen während der Predigt den Gottesdienst zu stören, und dabei eines Tags den Hals brach. Er wurde begraben, und Alle glaubten ihn in der Hölle, als der Pfarrer eines Sonntags auf dem Grabstein des Frevlers im Moose die Worte las: „Zwischen Erd und Pferd hab' ich mich noch bekehrt.“

Eine Strecke von Nieblum liegt das aus einer Reihe einzelner Höfe bestehende fast baumlose Dorf Goting. Dann folgt Borgsum, welches seinen Namen von einer Merkwürdigkeit aus dem Alterthum hat. Schon vor Nieblum hatten wir zur Rechten eine auffallende grüne, schanzenartige Erhöhung bemerkt, über welcher sich ein mächtiger Thurm erhob. Als wir näher kamen, traten Thurm und Schanze auseinander: der Thurm war der von der dritten Kirche der Insel, welche dem heiligen Laurentius geweiht ist; die Schanze aber lag etwa viertausend Schritt von da mitten in den grabendurchschnittenen Marschwiesen des Dorfes Borgsum. Dieselbe ist — wie die Sage behauptet — der Rest einer alten Burg des Ritters Clas Lembeck, der, aus Holstein stammend, mit einer jütischen Edelfrau einen beträchtlichen Theil des nördlichen Schleswig und fast die Hälfte von Föhr erheirathete. Dadurch angesehen und mächtig geworden, zog er sich als Deutscher den Haß des dänischen Königs zu, und da dieser ihm mit Gewalt nichts anhaben konnte, so suchte er ihn mit List zu verderben. Ritter Lembeck wurde unter dem Versprechen sichern Geleits nach Hofe geladen. Er kam zu Schiffe und ging ohne Arges zu ahnen nach der

am Wasser gelegenen Wohnung des Königs hinauf. Da sang ein Knabe unter den Dienern, dem Lembeck einmal ein gutes Trinkgeld gegeben, die warnenden Worte: „Das Wasser steht am Feuer und siedet schon, der Eber mag nur kommen.“ Als Clas Lembeck das hörte, verstand er die Meinung, kehrte stracks um und machte, daß er von dannen kam. Den König aber gereute es noch auf dem Sterbebette, daß er ihn damals nicht gesotten, als das Wasser schon kochte.

Andere berichten, daß der König den Ritter später mit einem gewaltigen Heere in seiner Burg bei Borgsum auf Föhr belagert und in große Noth gebracht habe. Die Belagerten hatten zuletzt nur noch eine einzige Kuh. Um den König zu dem Glauben zu verleiten, daß noch kein Mangel in der Burg sei, wurde diese Kuh jeden Morgen mit einer andern Haut bekleidet auf dem Burgwalle herum geführt. Der König ließ sich jedoch nicht täuschen, und Clas Lembeck konnte sich zuletzt nur dadurch retten, daß er des Nachts auf dem Wasser, das noch jetzt von der Burg nach dem Meere hinaus fließt, wegruderte. Vorher aber hatte er alle seine Schätze in den Brunnen versenkt, der in der Mitte der Burg war, und wo später der Eine und der Andere sie gesehen hat, ohne sie heben zu können.

So erzählen verschiedene Schriftsteller. Wie die Sage im Munde des Volkes klingt, wird später gezeigt werden. Der Rest der Burg besteht in einem kreisförmigen, gegen vierzig Fuß hohen, mit Rasen bewachsenen Walle, den außen ein Wassergraben umgibt und der sich nach innen kesselartig vertieft. Die Mitte des Kessels nimmt eine binsenbewachsene Lache, der sogenannte Burgbrunnen, ein. Die Feste muß sehr klein gewesen sein und nur aus Holzhäusern bestanden haben; denn der Durchmesser des Kesselbodens beträgt höchstens vierzig Schritt, und von Steinen und Ziegeln findet sich nirgends eine Spur. Dagegen genießt man von der Höhe des Walls eine weite Aussicht auf sämmtliche Dörfer der Insel, auf das Meer und die Nachbareilande und auf das ferne blaugraue Festland mit seinen Landvorsprüngen, Deichen und Buchten.

„Die Entenköge“ nicht zu vergessen,“ hatte ein freundlicher Berather mit Bleistift an den Rand des Reiseschemas geschrieben, das ich ihm zu etwa nöthiger Vervollständigung gewiesen. Ich erinnerte

mich dabei, daß er mir namentlich den bei Borgsum befindlichen Entenkoog seines originellen Koogmanns halber zu besuchen empfohlen hatte, und so trennte ich mich von den Gefährten, die nach Nieblum zurückkehrten, und brach nach dieser letzten Merkwürdigkeit allein auf.

Die Entenköge, auch Vogelkoyen genannt, sind großartig angelegte Vogelheerde, bestimmt zum Fange der Krück-Enten, welche im Herbste zu vielen Tausenden hierher kommen, in großen Massen gefangen und dann zum Theil an Ort und Stelle verspeist, zum Theil in Essig eingemacht versendet werden. Von den Fangplätzen befinden sich zwei auf Föhr und ich glaube einer auf Sylt. Der, welchen ich aufsuchte, liegt einsam mitten in den Weideplätzen der Marschgegend.

Ein Grasmäher zeigte mir den Weg über die Fennen nach der Stelle, wo ein Bret über den tiefen Graben führt, der die Burg des Vogelfängers vor unberufenen Besuchen schützt. Letztern fanden wir mit seiner Schwester hinter einigen Büschen beim Grasschneiden.

Die Schwester trug die landesübliche Kopfvermummung. Johann Johannsen aber — so heißt der Koogmann — muß etwas ausführlicher geschildert werden. Er ist ein Mann von mittler Größe, hat ein mageres gebräuntes Gesicht, ergrauende Haare (er betreibt, wie ich später von ihm erfuhr, den Entenfang bereits seit vierzig Jahren) und über einer scharfkantigen, etwas gekrümmten Nase ein Paar hellblaue Augen, so lebhaft und so falkenäugig späherisch, wie sie je ein ächter Vogelfänger zur Jagd mitbrachte. Seinen Kopf bedeckte die Ruine eines Strohhutes, seine Beine staken in grauen Hosen von einem Stoff, der an Pferdedecken erinnerte, den obern Theil des Leibes bekleidete ein dickes dunkelblaues Wollenhemd — bei der grausamen Hitze des Tages, in der die Luft förmlich wie über einem Schmelzofen flimmerte, eine ungefähr eben so bequeme Körperhülle als die dunkle Tuchjacke und die Kopf-, Brust- und Halstücher, in welche die Schwester verpackt war.

Johann Johannsen erwies sich gleich beim Beginn meiner Audienz als eine eben so originelle als gutherzige Persönlichkeit. Sehr redselig und mittheilsam, war er hoch erfreut über meine Ab-

sicht, ihn und sein Treiben im Kooge zu schildern. Hätte da einer im Altonaer Merkur Lügen über ihn drucken lassen. Sollte einen Sack anhaben, wenn er Enten finge, und einen Hut wie ein Scheffelmaß, und eine Pfanne mit Torfkohlen um den Hals hängen. Lauter Lügen, nichts als Lügen! — „Ja, nichts als Lügen," bekräftigte die Schwester. — Wäre gar nicht bei ihm gewesen, der Schreiber, der das erzählt. — „Ja, gar nicht bei uns gewesen," wiederholte die Schwester abermals. — Verstünde nichts von der Sache. Wollte ehrliche Leute zu Narren machen. Hätte sich's nicht gedacht, daß er das Zeug zu lesen kriegen würde; hätte es aber wohl gelesen. „Ja wohl gelesen," wiederhallte das Echo der theilnehmenden Schwester. — Und wäre froh, daß einmal einer da wäre, dem er seine Sache richtig zeigen könnte, daß er's den Leuten ordentlich sagte, wie er seine Ente finge.

Ich sah den Artikel, der den wackern Koogmann so schwer verdroß, später und fand, daß der Verfasser im Grunde nur nach Feuilletonistenart etwas in's Grelle gemalt, ein Original in eine Carricatur verzeichnet und über ein Stück schon an sich ganz genießbarer Natur eine pikante Sauce gegossen hatte. Sonst hatte er ziemlich richtig geschildert und nur wenig von seinem Eigenen hinzugethan, ja im Gegentheil dem Koogmann — indem er ihn Jan Johannen nannte — um vier volle Buchstaben zu wenig Recht widerfahren lassen.

Johann Johannsen begann nun, mich im Kooge herumführend, seine Erläuterungen, die er mit einem großen Aufwande der lebhaftesten Gesten begleitete und mehr als erfordert war, verständlich zu machen suchte. Sein Entenkoog besteht aus einem Teiche, der von einem Walle aus Rasenstücken umgeben ist, auf welchen dicht an einander Pappeln, Weiden und Hollunderbüsche gepflanzt sind. Die letzteren standen bei meinem Besuche gerade in der Blüthe und nahmen sich mit ihren weißen Dolden über den Schatten, die sie auf den Wasserspiegel warfen, recht anmuthig aus. Um den Wall erstreckt sich zunächst ein Raum, der zum Theil ebenfalls mit Gebüsch, zum Theil mit Wiesen bedeckt ist; dann kommt ein äußerer Wall und ein Graben, welcher zugleich die Bestimmung hat, dem Teiche im Centrum des Ganzen fortwährend frisches Wasser zuzuführen und das verdorbene abzuleiten. Aus der Vogelschau gesehen, muß der

Teich in der Mitte des Koogs wie ein Stern sich ausnehmen — ein böser Stern für die Enten, der sie einem Irrlichte gleich in den Tod lockt. Von dem breiten Wasserspiegel aus laufen nämlich nach sechs verschiedenen Richtungen schmale Strahlen von Kanälen aus, welche Röhren oder Pfeifen heißen, und anfänglich mehrere Fuß breit, allmählig enger und enger werden, bis sie sich zuletzt als bloße Rinnen in Gras und Buschwerk verlaufen. Diese Pfeifen sind in einiger Entfernung vom Wasser mit Rasenwällen eingefaßt, während hart am Rande mannshohe, zum Verschieben eingerichtete Strohwände, Fenstervorsetzern ähnlich, aufgestellt sind, welche landeinwärts vom Teiche immer niedriger werden und oben mit Netzen bedeckt sind, so daß die ganze Pfeife einer großen, nur am Wasser offenen Reuße gleicht. Das Ende bildet dann eine wirkliche Reuße, die Sackgasse, aus welcher kein Ausweg als in die Bratpfanne ist.

Die Enten kommen des süßen Wassers wegen, welches der Teich enthält, und die Kunst des Koogmanns besteht darin, daß sie zunächst nach seinem Teiche geführt und dann aus diesem in die Pfeifen zu schwimmen veranlaßt werden. Die Rolle der Verführer müssen Enten spielen, die Verlockung in Pfeife und Reuße besorgt Johann Johannsen selbst mit Hülfe einer andern Art von Enten.

Bei jedem Fange nämlich werden, wie später ausführlicher geschildert werden soll, einige von den Gefangenen zur Zähmung, andere zu bloßer Gewöhnung an den Koog ausgeschieden. Die letzteren fliegen, wenn die Zeit des Aufbruchs des gesammten Nordsee-Entenvolks kommt, mit ihren alten Gefährten fort, nehmen aber das Andenken an das süße Wasser und die gute, ohne Mühe zu erlangende Gerste des Koogmanns mit. Kehrt das Volk dann im nächsten Herbste wieder, so senken sich die Flüchtlinge, eingedenk der schönen Tage von Aranjuez, wenn der Zug über den blinkenden Wasserstern hingeht, sofort auf denselben nieder, und ihnen folgt, sich nichts Arges träumen lassend, der Zug der übrigen, oft Tausende stark.

Die wilden Enten sind überaus scheu und argwöhnisch. „Sie sind ungeheuer klug, o so klug!" sagte Johann Johannsen, indem er den Kopf auf die Seite legte, die Augen zusammenkniff und den Zeigefinger hob. „Aber ich bin noch klüger".

Zuerst werden die wilden Enten von einigen völlig gezähmten, die mit Ausnahme des Winters das ganze Jahr über im Teiche bleiben, mit dem Jütengruße „Wabah"*) freundlich empfangen und über den Ungrund etwaigen Verdachtes belehrt. Dann schleicht sich der Koogmann, der inzwischen in seinem Hause oder unter den Büschen gelauert, und damit sie ihn nicht riechen, tüchtig mit Torf geräuchert hat, vorsichtig nach den Coulissen der Pfeife, welche gerade gegen den Wind liegt, und die Katastrophe beginnt.

„Sehen Sie, so," sagte Johann Johannsen, nahm den Strohhut ab, zog die Holzschuhe aus, horchte mit dem einen Ohre nach dem Teiche hin, ließ die blauen Falkenaugen bald hierhin, bald dorthin gehen und glitt dann, geduckt wie ein Cooperscher Indianer auf der Fährte des Feindes, den Zeigefinger vorgestreckt, den Kopf in der Stellung eines Lauschenden, Schritt vor Schritt leise hinter die Strohwand der Pfeife. Die Enten waren seiner Vorstellung nach wirklich im Teiche, zahme, zu Brod gewöhnte, die wieder gekommen, und völlig wilde, alles durcheinander. Er hatte ganz leise gesprochen, und seine Geberden empfahlen auch mir die äußerste Behutsamkeit. In seiner Begeisterung für seinen Beruf war Johann Johannsen ein vollendeter Schauspieler und, wenn man will, auch ein Dichter.

„Bst! Hieher!" flüsterte er mir zu und stellte mich so, daß seine Phantasieenten mich nicht sehen konnten. „Nun geben Sie Acht, wie ich sie locke. Zuerst trete ich (mit der entsprechenden vorsichtigen Geberde) hieher an den Eingang der Pfeife, werfe (hier griff er in die Tasche und warf Phantasiegerste aus) schwabs! eine Handvoll Gerste um die Ecke in den Teich, und weg bin ich hinter die Wand. Die zahmen Enten kommen gleich darauf zu geschwommen und die wilden folgen ihnen nach. Dann, sehen Sie, werfe ich ganz behutsam (er warf wieder und fuhr wieder blitzschnell zurück) noch eine Handvoll Gerste hier durch die Lücke zwischen den Wänden der Pfeife auf das Wasser in derselben. Die wilden Enten schwimmen nach, zwanzig,

*) Wabah ist das Wort, womit man in Nordschleswig und Jütland allenthalben empfangen wird. Es ist eine Abkürzung von „Hvad behage?" deutsch: Was belieben Sie? ein Ausdruck, der in der Form von: „Wie belieben?" auch von deutschen Schleswigern oft statt: „Wie sagten Sie?" gebraucht wird.

dreißig, fünfzig auf einmal, während die zahmen, die gewöhnt sind, ihr Futter im Teiche zu bekommen, außen vor der Pfeife bleiben. Die wilden merken in ihrer Begier nach dem Fraße nicht, daß sie unter dem Netze sind. Vor ihrem Andrange schwimmt die Gerste immer weiter landeinwärts. Ich werfe noch einmal hier (Gestus des Werfens) und hier (Gestus des Werfens an einer Lücke in der Mitte der Pfeife), und sie schwimmen immer tiefer hinein. Da sause ich zurück (hier raffte sich der Koogman und Schauspieler zu größter Energie auf und war mit drei Sprüngen an der ersten Strohcoulisse hart am Eingang der Pfeife) rapple an der Wand und trete zwischen die Enten im Teiche und die Enten in der Pfeife. Wie sie mich sehen, wollen sie auffliegen, stoßen aber gegen das Netz, flattern und quaken und drängen sich und stopfen sich, drei, vier, fünf übereinander in die Reuße. Ich laufe nun rasch zurück nach dem Ende der Pfeife, ziehe die Reuße lang auseinander, und schwupp! (mit der entsprechenden Geberde) dreh' ich sie um, und die Enten sind gefangen."

Er kniete dann neben die Reuße und drehte seinen Gefangenen einer nach der andern den Hals um, wobei er so eifrig verfuhr und so mächtig dazu stöhnte und ächzte, als ob es nicht Phantasiehälse, sondern wirkliche zu erdrosseln gälte.

„So habe ich ihrer schon vierzig Stück auf einmal gefangen," sagte er aufstehend. „Aber nicht alle werden todt gemacht. Etliche lese ich aus und bringe sie dorthin, damit sie gezähmt werden." Damit zeigt er auf eine Hütte nicht weit von dem Häuschen, wo er während der Fangzeit wohnt.

Wir gingen hin, und er schloß die Thür der Hütte auf, in der sich ein Wasserloch befand. „Hier müssen sie bleiben, bis sie vernünftig geworden sind," fuhr er in seiner Belehrung fort. „Den einen, die ganz zahm werden sollen, wird ein Glied an dem einen Flügel gebrochen, den andern nehme ich bloß einige Federn. Zuerst sind sie ganz ungeheuer scheu, suchen, wenn ich aufschließe, um sie zu füttern, aufzufliegen (hier wedelte er mit den Händen), tauchen hübsch unters Wasser (hier duckte er sich), werden aber endlich ganz zahm und zuthulich. Dann kommen sie in den Teich und werden von andern abgelöst, bis so ein zwanzig, dreißig Stück abgerichtet sind. Die mit

den gelähmten Flügeln bleiben im Koog, die andern ziehen, sobald die ausgerupften Federn wieder gewachsen sind, mit den wilden fort und bringen mir im nächsten Jahre meinen Fang in die Pfeifen."

Wir gingen nun in sein Häuschen, das von Ziegelsteinen erbaut und mit Stroh gedeckt ist. Es bestand aus einem einzigen winzigen Zimmerchen, das durch ein kleines Fenster mit erblindeten Scheiben dürftig erleuchtet war, und nichts als ein Wandbett, einen Sims mit zwei Flaschen, ein Faß mit Theer, ein anderes mit Gerste und zwei Stühle enthielt, von denen der eine, mit Schnitzwerk verziert und mit Leder beschlagen, unzweifelhaft eine lange Reise gemacht hatte, bis er aus der vornehmen Umgebung seiner Jugend in diese ärmliche düstere Hütte gelangt war.

Ich fragte den Koogmann, was er mit seinem Geschäfte verdiene. Er war im Dienste einer Gesellschaft von Pächtern und bekam einen Lohn von zwölf schweren Thalern jährlich und zwanzig Schilling (1/2 Thaler preußisch) vom Hundert Enten, ein kärgliches Entgeld für einen solchen Aufwand von Mühe und Wachsamkeit, selbst wenn jedes Jahr eine so reiche Beute wie sein bestes lieferte, wo er 26,000 Stück gefangen hatte, während ihm im Laufe des verflossenen nur etwa 12,000 in das Netz gegangen waren.

Wir sprachen dann vom Kriege, und es war interessant zu hören, wie lebhaft der Koogmann in seiner einsamen Hütte dem Laufe der Weltbegebenheiten folgte; noch interessanter aber und ein förmliches psychologisches Phänomen war die Weichheit, mit der er, der mehr als einer halben Million Enten das Lebenslicht ausgeblasen, von den Schrecken der Schlachten bei Sebastopol sprach.

Ehe ich ihn verließ, fragte er, ob ich schon die Burg besucht hätte. Ich bejahte es. „Ja, das ist ein merkwürdiges altes Ding. So was kommt doch jetzt nicht mehr vor, wie sie vordem die Leute hier gequält und geschunden haben, die Adeligen," sagte er. Ich erkundigte mich, was er meine. „Nun, das ist eine traurige Geschichte, um so trauriger, da sie ihn zuletzt nicht einmal gekriegt haben. Es ist nämlich einmal vor hundert oder zweihundert Jahren einer mit Namen Klaus Limbeck hier gewesen, ein großer Herr bei den Dänischen, der hat die Leute auf der Insel grausam geplagt mit Steuern und Fuhren.

Zuletzt hat er die Weiber gezwungen, ihm die Erde zu dem Walle dort herbeizuschaffen, nicht mit Wagen und Pferden, sondern sie mußten sie ihm in der Schürze herzutragen. Das thaten sie eine Weile geduldig, aber endlich sagte eine, sie wolle nicht mehr, und da wollten es die andern auch nicht, und die Männer thaten sich zusammen und belagerten ihn in seiner Burg. Er hatte aber Kanonen uud Soldaten, sc ein zwanzig, dreißig Mann, und wehrte sich lange gegen die Bauern. Endlich konnte er sich nicht mehr halten, aber ergeben mochte er sich auch nicht; denn da hätten sie ihn todtgeschlagen. Was machte er da? Er ließ in der Nacht einen Kanal von dem Walle bis an den nächsten Graben ausstechen und fuhr ganz leise und still (der Erzähler bückte sich dabei und wedelte mit der Hand, um, plötzlich in den bösen Ritter selbst verwandelt, zu größter Schweigsamkeit und Ruhe zu ermahnen) nach der See hinaus und von hier nach Jütland, wo er wieder so eine Burg, aber kleiner, erbaut haben soll. Was dort aus ihm geworden, hat mir meine Mutter nicht erzählt."

Zum Schlusse noch einige Worte über die Föhringer. Sie haben sich mit sehr wenigen Ausnahmen während des Kriegs als gute Patrioten benommen. Selbst die zum Amte Ripen gehörende Westhälfte hat Sympathien für die deutsche Sache an den Tag gelegt, kein Wunder, da auch hier die Bildung, die Sprache und alle Interessen durchaus deutsch sind*). Ein so schroffer Standesunterschied, eine solche Kluft zwischen Reich und Arm wie unter den Bauern des Festlandes existirt hier nicht. Ein Schiffscapitän heirathet die Tochter eines Tagelöhners, und man wird es auffallend, aber nicht außerordentlich und unbegreiflich finden. Die Wahl einer Frau beruht daher in den meisten Fällen auf Neigung. Die Seefahrer achten ihren Stand jedem andern gleich. Nicht gern sieht man es, wenn Eingeborene sich außerhalb der Insel verheirathen oder eine Fremde als Frau heimführen. Unter den Temperamenten ist das

*) Küster Hansen, einer der besten Kenner der Friesen, sagt in seiner 1856 erschienenen „Chronik der friesischen Uthlande": Das Nationalgefühl sei seit 1848 auf den Inseln „besonders geschärft und gehoben worden und ein bedeutender geistiger Zug nach Süden im Allgemeinen unverkennbar." Er würde mehr sagen können, wenn er dürfte.

melancholische das vorherrschende. Der nicht sehr fruchtbare Boden so wie der gefahrvolle Erwerb auf der See fordern zur Sparsamkeit auf. Bezeichnend sind die Sprüchwörter: „Spare am Deckel, am Boden spart es von selbst"; und: „Auf einen guten Erwerber kommt oft ein böser Verderber". Die nicht eben seltenen Unglücksfälle und die Spannung, in welcher die Zurückbleibenden in Betreff des Schicksals der seefahrenden Männer und Brüder leben, führen zu Geduld und Ergebung, mögen aber auch die Ursache der auf den Inseln der Westsee häufiger als anderwärts vorkommenden Gemüthskrankheiten sein. Gesang hört man nur in der Kirche, außerhalb derselben scheint im Allgemeinen auch von den Föhringern das alte Wort: »Frisia non cantat« zu gelten.

Von den Nachbarinseln besuchte ich Amrum auf einige Stunden. Amrum besteht zu zwei Dritteln aus Sandhügeln, die gegen Westen hin einen meilenlangen, an einzelnen Stellen wohl hundert Fuß hohen Wall von Dünen bilden. Dieser Wall, mit nichts als dem schmalblättrigen, bleichgrünen Sandroggen bewachsen, dessen Halme bei jedem Windhauche ein seltsames Rascheln hören lassen, ist ein vollständiges Gebirge en miniature, mit schroffen Abhängen, Kegelgipfeln, Hochebenen und Bergkämmen. Seine Adler mögen die Möven sein, die unaufhörlich die einzelnen Höhen umkreisen, und in Ermanglung von Gemsen und Murmelthieren springen namentlich gegen Abend zahllose wilde Kaninchen durch die Schluchten und Thalgründe. Amrum ist die letzte Insel nach Westen hin, und man blickt von den Dünen auf nichts als die unendliche See und ihre Wellen. Nach Norden hinschauend, begegnet das Auge den gelben Dünen der Landspitze Hörnum auf Sylt. Nach Süden hin endlich zeigen sich die Halligen.

Die Amrumer leben von etwas Ackerbau, für den sich aber nur auf der Ostseite eine Stätte findet, von Seefahrt, Fischerei und — ein wenig Strandläuferei, sagen böse Zungen. Früher wurde dieses Handwerk ganz ungescheut betrieben, ja sogar in der Kirche um eine gute Ernte scheiternder Schiffe gebeten. Der Lootse, der sich einem Schiff anbot, um es über die Untiefen im Westen zu führen, überließ es gelassen seinem Schicksal, wenn ihm der geforderte Lohn nicht

gewährt wurde, und wartete dann mit den Seinen am Strande, bis es scheiterte und die Wogen ihm seine Trümmer und seine Fracht als Beute zutrugen. Jetzt ist das anders und besser geworden, wenn auch das Meer noch immer das Eine und das Andere anschwemmen mag, was nicht abgeliefert wird.

Zur Strafe für ihre Stranddieberei haben die Amrumer aber keine Krähen auf der Insel. Vor alter Zeit nämlich wollte ein Prediger seinen Pfarrkindern von der Kanzel diese Untugend ausreden. Er richtete jedoch nichts aus, als daß ihm von da an allerhand Schlechtigkeiten, besonders Ehebruch, nachgesagt wurden, was ihm den Aufenthalt auf Amrum so verleidete, daß er die Insel endlich verließ. Ehe er aber ging, bat er Gott, ein Zeichen seines Zornes über die Stranddieberei zu geben, und siehe da, seitdem bleibt keine Krähe über Nacht auf Amrum, sondern sobald der Abend kommt, fliegen sie insgesammt hinüber nach Föhr.

Eine andere Sage wird den Reisenden von einer Stelle in den Dünen erzählt. Vor hundert Jahren oder länger wurde ein Amrumer, Hark Olufs mit Namen, der als Matrose auf einem Schiff diente, von Seeräubern gefangen und in die afrikanische Sklaverei geschleppt. Als sein Vater das erfuhr, beschloß er mit allen Kräften zu scharren und zu sparen, um das Lösegeld zusammen zu bringen. Er arbeitete und kargte zu diesem Zweck, bis er so viel zusammen hatte, als erforderlich war. Das Geld ging ab, und die Nachricht kam, daß sein Sohn frei sei. Von Tag zu Tag erwartete er, ihn wieder zu sehen. Endlich kam ein Schiff, das ihn brachte. Wer beschreibt aber den Schreck des Vaters, als er dem Ersehnten entgegen ging und fand, daß er mit seinem Schweiß nicht den Rechten, nicht seinen Sohn, sondern einen andern Olufs losgekauft hatte! Der rechte war verschollen. Erschrocken zum Tode ließ der Vater die zum Willkommen erhobenen Arme sinken, und fortan sah man ihn nur noch in schweigsamem Tiefsinn auf der Düne sitzen und nach dem Meere hinaus starren. Der Sohn hatte es inzwischen gut gehabt. Er hatte dem Dei von Algier als ein flinker Bursche gefallen, war gut gehalten worden und bis zum General aufgerückt. Immer jedoch dachte er an die heimathliche Insel und an seinen alten Vater, und

als sich eine passende Gelegenheit bot, machte er sich mit seinen Schätzen auf die Flucht. Der Vater sah eines Tags wieder ein Schiff vor der Küste Anker werfen. Ein Boot brachte einen reichgekleideten Türken an's Land. Derselbe kam auf ihn zu und er sah ihn theilnahmlos an. Da auf einmal zuckte die Erinnerung in ihm auf. Es war sein Sohn, der ihn in die Arme schloß, aber das Zucken war zugleich ein tödtender Blitz gewesen. Der Sohn hielt einen Sterbenden an sich gedrückt. Sein Vater war vor Freuden todt geblieben.

Manchem Leser wird es angenehm sein, zu erfahren, daß dieser Sage eine zwar weniger rührende, aber erfreulichere Geschichte zu Grunde liegt, die in den Jahren 1724 bis 1736 spielte. Hark Olufs wurde wirklich von algierischen Seeräubern gefangen, war wirklich viele Jahre abwesend und kehrte zuletzt wirklich sehr reich geworden nach Amrum zurück. Die Erzählung dagegen von dem Zusammensparen des Lösegeldes, der Verwechslung mit einem andern Olufs, dem Tiefsinn und dem jähen Tode des Vaters ist Erfindung. Vielmehr wurde dieser zu rechter Zeit von der Wiederkunft des Sohnes benachrichtigt, fuhr ihm nach Hamburg entgegen und lebte dann noch Jahre lang mit ihm.

Einundzwanzigster Brief.

Von Föhr zurückgekehrt nach dem Festlande, machte ich einen Besuch im Christian-Alberts-Koog; begab mich von hier nach den Dörfern der nördlichen Geestfriesen und durchstrich schließlich die Marschen ihrer ganzen Länge nach im Zickzack bis nach Tönningen.

Nach dem, was oben über die Natur dieser Gegenden gesagt wurde, werden Sie hier keine Versuche von Landschaftsgemälden mehr erwarten. Der ganze Westen ist unleugbar einförmig, und man muß es verstehen, sich Abwechslung in die Scene zu bringen, wenn man es nicht vorzieht, rasch wieder über die Haide nach dem anmuthigeren Osten zu fliehen. Der Weg auf den Haffdeichen ist auf die Dauer langweilig und obendrein nicht immer frei. Das Meer bei steigender Flut ist sicher ein großartiger Anblick, es jedoch unaufhörlich neben sich zu haben, erst in Gestalt eines schwarzen Morasts, dann in einer unabsehbaren schiefergrauen Fläche ohne irgendwelche andere Farbe, wirkt ebenso abspannend als die Haide. Und die Marsch auf der andern Seite kann durch ihre Eigenthümlichkeit ebenfalls nur auf kurze Zeit fesseln. Aus dem Meer hervorgegangen, ist sie nicht viel weniger einförmig als dieses. Der fette Weizen, das fette Gras, die fetten Staven, die fetten Rinder, die fetten Menschen ersticken allmählig alles Denken und Empfinden in der Vorstellung des Fetten. Ein Marschhof sieht so ziemlich wie der andere aus. Der Mangel an Wald und die Ebenheit des Bodens gestatten weite Aussichten, die aber nur mittelbar, durch den Gedanken, daß es meilenweit so reiches Land giebt, nicht unmittelbar durch ihre Formen das Auge erfreuen. Man legt Stunden zurück, und wenn man sich umschaut, kann man glauben, nicht von der Stelle gekommen zu sein.

Da erquickt es, nach einer Wanderung unter der brennenden Sonne (wenn das Wetter schlecht ist, kann bei dem unglaublich tiefen zähen Kothe der Marschwege von Fußwanderungen nicht die Rede sein) endlich nach einer der kleinen Städte zu kommen, die hier zwischen Marsch und Geest im Laufe der Zeit meist durch Flüchtlinge vor dem Meere entstanden sind und wenigstens eine Abwechslung, vor Allem aber recht gute Gasthöfe bieten. Sie haben fast ohne Ausnahme den Charakter des Wohlstandes, zeichnen sich durch große Sauberkeit der Häuser aus, sind — ein Umstand, den man hier schätzen lernt — in der Regel von Baumgruppen umgeben und besitzen sonst nur die Merkwürdigkeit, häßliche Kirchen zu haben, was hier um so mehr auffällt, als die Dörfer auch in dieser Gegend sich meist des Gegentheils rühmen können.

Die nördlichste dieser Friesenstädte ist das etwa eine Stunde von der Grenze des eigentlichen Friesenlandes entfernte Tondern. Es ist eine sehr alte Stadt, die schon 1017 als Handelsplatz bekannt war. Früher hart an der See gelegen, ist es jetzt fast drei Stunden von derselben entfernt. Vor Zeiten war es ein sehr wohlhabender Ort, da nicht allein Handel und Schifffahrt blühten, sondern auch mehre Fabrikzweige von den Bürgern mit Erfolg betrieben wurden. In den letzten Jahrzehnten hat dieser Wohlstand einigermaßen abgenommen. Der Handel ist nur noch als Getreide- und Butterhandel von einiger Bedeutung. Das Spitzenklöppeln hat seit Anfang dieses Jahrhunderts, wo nicht weniger als dreizehn Fabrikanten sich damit beschäftigten, mehr und mehr der Concurrenz andrer Gegenden weichen müssen, und der Seidenweberei, der Strumpf-, Zwirn- und Leinwandmanufactur ist es nicht viel besser ergangen. Die Stadt erscheint, wenn man sich ihr von Norden nähert, aus der Ferne wie ein hübsches Wäldchen, aus dem sich ein geschmackloser Thurm erhebt. Im Innern ist sie von ehrbarem altbürgerlich sauberm Aussehen. Eine große stille Straße von ungetünchten, mit dem Giebel nach vorn gekehrten Häusern, die zum Theil Gärten mit ziemlich hohen Bäumen hinter sich haben, einige Nebengassen und zwei Märkte, beide sehr klein, werden von einer Kirche überragt, welche einen schönen Altar von Schnitzarbeit und eine gleichfalls

hübsch geschnitzte Kanzel besitzt. Auf den Dächern giebt es viele Storchnester. Die Gassen sind dänisch und deutsch bezeichnet, die Firmen fand ich mit Ausnahme einer einzigen — es war der kleine Gasthof zum Hopfenwagen, den der Besitzer dem Dänenthume zu Liebe in „Humlekaerren" umgetauft hat, — sämmtlich deutsch. Auch das Spritzenhaus hat sich mit der Duldsamkeit, die Spritzenhäuser zu besitzen pflegen, umtaufen lassen. Es heißt jetzt „Byens Sproite-huus." Mit solchen Unwesentlichkeiten ärgert man die Bevölkerung, da die Hauptsache, die Danisirung der Gesinnung nicht gelingen will. Es wäre gut, wenn man sich mit diesen und ähnlichen Thorheiten begnügt hätte. Man ist aber weiter gegangen und hat vor allem die Kirche und Schule in's Auge gefaßt, dadurch aber eine Erbitterung hervorgerufen, wie sie nur in Angeln ihres Gleichen findet.

Tondern ist von jeher im Grundstock seiner Bevölkerung eine echt deutsche Stadt gewesen. Dafür zeugt schon der Umstand, daß es bereits im Jahre 1243 auf Betrieb des Minoritenmönchs Reinhard, dessen Bildniß noch jetzt das Sitzungszimmer des Magistrats schmückt, vom Herzog Abel mit dem lübischen Rechte bewidmet wurde, welches dort noch heutzutage in Geltung ist. Während zu Anfang dieses Jahrhunderts das Plattdeutsche die Sprache der eigentlichen Bürger und ihrer Familien war, wird von diesen jetzt beinahe nur hochdeutsch geredet. Nur ein Theil der niedern Classe spricht das halbdänische Patois Nordschleswigs, und selbst diese verstehen fast ohne Ausnahme die deutsche Sprache und brauchen sie sofort, wenn die Rede von den Dingen des Alltagslebens auf Gegenstände mehr ideeller Natur übergeht — Beweis genug, daß die Geistesbildung durchaus deutsch ist. Daß in den untern Ständen eine dänische Beimischung vorhanden ist, erklärt sich aus der Einwanderung vieler jütischen Dienstboten, die der bessere Lohn hierher gelockt hat und die später in der Stadt einen eignen Herd gegründet haben. Allein das deutsche Element ist in Tondern immer so vorwaltend gewesen, daß es dieses naürliche Eindringen fast völlig absorbirt hat, wenigstens so weit, daß jene Einwanderer sich das Deutsche nach Kräften angeeignet haben und zum größten Theile gute Schleswig-Holsteiner geworden sind. Die Wahrheit und die Natur haben hier gesiegt,

ja ich lernte in Tondern mehre geborne Dänen kennen, welche entschieden auf der Seite Schleswig-Holsteins standen. Abgesehen von den neuen dänischen Beamten, äußerte ein gründlicher Kenner der hiesigen Zustände, giebt es in dieser Stadt von etwa dreitausend Seelen kaum 20—30 antischleswig-holsteinisch gesinnte Familien, und diese finden sich keineswegs unter den Gebildeten. Man müßte denn die beiden neuen Rathsherrn dazu zählen, die weder recht deutsch noch recht dänisch können. Vor und in den Kriegsjahren fand man unter den Kaufleuten keinen dänischdenkenden; nach 1850 aber haben sich drei Dänen angesiedelt, die sämmtlich aus den jütischen Enclaven stammen. — Unter den wenigen Familien in Tondern, welche dänisch sind oder dänische Sympathien haben, giebt es aber mehre, die entschieden gegen die dänische Kirchen- und Schulsprache sind. Man ist zu praktisch, um nicht zu wissen, daß die Kinder mit der deutschen Sprache durch die halbe Welt, mit der dänischen nicht einmal bis Hamburg kommen können. Sie nach Kopenhagen zu schicken, fällt Niemandem im Traume ein. Selbst die für Dänemark Begeisterten wissen, daß dort nichts zu holen ist.

Bei diesem Vorwalten, ja bei dieser Ausschließlichkeit deutschen Sinnes und deutscher Bildung in Tondern ist es nicht zu verwundern, daß die Stadt im Kampfe gegen das vordringende Dänenthum sich wacker gezeigt, aber auch viel hat leiden müssen. Wie man sie gequält und wie sie sich zu wehren gesucht hat, mag folgende Darstellung von der Hand eines genauen Kenners der Verhältnisse zeigen:

„Als im Juli 1850 die dänische Armee vorrückte, flohen die Beamten alle aus der Stadt. Nur die beiden deutschen Advocaten Bargum und Jürgensen blieben. Nach dem Einzug der Dänen wurde der alte vormalige Hardesvogt, Justizrath Dröhse, der für einen Anhänger des dänischen Königshauses galt, mit den Geschäften des Bürgermeisters und Stadtsecretärs betraut und für die executive Polizei in Stadt und Amt ein früherer Rathsdiener aus Sonderburg constituirt, während der Amtmann, Graf Arthur Reventlow das Oberdirectorium hatte. Die beiden letztern, geborne Schleswig-Holsteiner, traten sogleich im dänischen Sinn und Geiste auf, und eine der ersten Maßregeln war, daß den Nachtwächtern befohlen wurde,

die Stunden auf dänisch abzurufen. Man hatte das in Tondern nie früher gehört und die ganze Bevölkerung war darüber indignirt. Der Magistrat, der Bürgermeister an der Spitze, remonstrirte energisch dagegen, bekam aber die Weisung, sich nicht um Dinge zu bekümmern, die ihn nichts angingen. Der Polizeimeister schaltete nun, wie plötzlich emporgekommene Leute zu thun pflegen, mit seinen vielen Polizeidienern, die zum großen Theil aus der bekannten Schraderschen Schaar in Flensburg hergenommen waren, auf das brutalste. Man hudelte Stadt und Nachbarschaft mit unaufhörlichen Haussuchungen, die bald nach deutschen Fahnen und Erinnerungen an die Erhebung, bald nach ungestempelten Maßen und Gewichten, bald nach Waaren, welche gewisse Kaufleute hier nicht führen dürfen, stets aber mit der Absicht, sich als Herr und Gebieter zu zeigen und sich nebenbei Strafgelder zu verdienen, angestellt wurden. Man verurtheilte und strafte in einer bis dahin unerhörten Weise, und man brachte es mit diesem Verfahren zu einer solchen Erbitterung der Bürger, daß die Oberhörde zuletzt nicht umhin konnte einzuschreiten und den Gegenstand dieser Erbitterung auf seine Gerichtsdienerstelle in Sonderburg zurückzuversetzen.

Der Amtmann, Graf Arthur Reventlow, auf Sandberg im Sundewitt geboren, ist deutsch gebildet, hat in Berlin studirt und ist ein geschäftstüchtiger und mit guten Kenntnissen versehener Mann. Als Student von schleswig-holsteinischer Gesinnung, war er später Auscultant im schleswiger Obergericht, wo er Anhänger von Scheel wurde. 1848 ging er nach Dänemark. 1850 wurde er Amtmann in Tondern. Seine deutsche Bildung und sein Mangel an rücksichtsloser Energie halten ihn von extremen Schritten vielfach zurück. Auch ist er zu verständig und mit den Verhältnissen und dem Volkscharakter zu gut bekannt, als daß er nicht einsehen sollte, wie die Danisirungmaßregeln erfolglos sein müssen. Aber er hat den Dänen sich hingegeben und muß auf ihrem Wege vorwärts. Als Gesammtstaatler und weil er nicht bis zum Aeußersten geht, ist er bei den Eiderdänen verhaßt und seine Stellung nicht beneidenswerth. Wenn der Zwiespalt zwischen den beiden Nationalitäten nicht wäre und er nicht im Sinne der kopenhagener Politik wirken müßte, würde er ein

guter Amtmann sein. Ich halte ihn, wenn ich kurz sein soll, für eines jener schwachen Gemüther, die, alle Verlegenheiten und Gefahren scheuend, die nicht grade das Schlechte wollen, aber auch nicht den Muth besitzen, demselben entgegenzutreten. Ich glaube kaum, daß er für seine Ueberzeugung ein Opfer zu bringen im Stande wäre.

Diese Männer hatten nur zu Anfang das Regiment in Tondern. — Am 8. Februar 1851 trat eine neue Figur auf die Bühne in der Person des provisorischen Bürgermeisters und Stadtsecretärs Kjaer, der zugleich zum Hardesvogt und Actuar der Tonder- und Hoyer-Harden constituirt wurde. Sehr jung, nicht ohne Talente, aber ohne genügende Kenntniß des schleswigschen Rechts, eifrig für das Danisiren, durchgreifend, rücksichtslos und grob, trat er gleich in seiner wahren Gestalt auf und gerieth auf diese Weise mit den Rathsherren und dem Deputirtencollegium, in welchem damals noch tüchtige und einsichtsvolle Männer saßen, sehr bald in Collision. Er verlangte unbedingte Unterordnung ihrer Ansichten unter die seinigen; sie aber meinten, in Collegien gelte die Ansicht der Majorität. Nachdem verschiedene Zusammenstöße erfolgt waren, kam es im Frühjahr 1851 zum vollständigen Bruch. Der Magistrat wurde von der Regierung zur Berichterstattung über die beabsichtigte Einführung des Dänischen in Kirche und Schule aufgefordert, und Kjaer legte in der Mitte des März ohne vorgängige Besprechung den Rathsherren einen fertigen Bericht in dänischer Sprache zur Unterschrift vor, worin natürlich die Neuerung lebhaft empfohlen war. Selbstverständlich konnten und wollten die Rathsherrn dieses Papier nicht unterschreiben, sie beriefen sich auf das collegialische Recht der Abstimmung, aber vergebens, es kam zu harten Worten, und die Rathsherren suchten sofort alle ihre Entlassung. Sie erhielten dieselbe, und am 26. traten zwei (statt vier) neue Rathsherren ein, Färber Diemer, der noch nicht einmal Bürger und nicht im Deputirtencollegium gewesen war, überhaupt an der städtischen Verwaltung keinen Antheil genommen hatte, und Buchbinder Jacobsen, bis dahin Deputirter, aber einer von denen, die oft in den Sitzungen fehlten — beide übrigens Männer, von denen man keineswegs

behaupten kann, daß sie im besonderen Maße die Achtung und das Vertrauen ihrer Mitbürger genossen. Der Magistrat war nun von den widerspenstigen schleswig-holsteinischen Kaufleuten gesäubert und aus zwei Handwerkern gebildet, die Kjaer in seinen Maßregeln nicht widersprachen. Daß man aber keine geeignetern Männern bekommen konnte, und daß infolge dessen auch die andern Stellen bis auf den heutigen Tag noch unbesetzt sind, zeugt deutlich genug für die Gesinnung der Stadt.

Auf ähnliche Weise wurde das ebenfalls renitente Deputirtencollegium gesäubert.

Inzwischen war die dänische Sprache in den Elementarschulen eingeführt worden. Viele Bürger zogen ihre Kinder ganz aus den Schulen heraus und suchten durch Privatstunden den Unterricht fortzusetzen. Gegen diese fand sich aber in der Schulordnung von 1814 das stets wirksame Mittel des Schulzwangs, welches, früher nur gegen pflichtvergessne Eltern angewandt, jetzt grade auf solche Anwendung fand, deren eifrigstes Bestreben dahin ging, ihren Kindern guten Unterricht zu verschaffen. Die Eltern wurden zu Rathhaus citirt und mit Strafen bedroht, und infolge dessen gaben einige nach, andere nicht. — Den Winter hindurch hatte ein abgesetzter Prediger Grauer der Rectorclasse vorgestanden, der höchsten Knabenclasse in Tondern. Der Rector Petersen gehörte nämlich zu den Flüchtlingen. Am 23. April wurde die Stelle durch Wahl des Magistrats nach vorausgegangener Probe wieder besetzt. Drei dänischen Candidaten waren präsentirt. Kjaer mit seinen neuen Rathsherrn wählte, gegen den Rath des mit votum consultativum zugezogenen Probsten Ahlmann, den am wenigsten befähigten, Müller, und derselbe trat am 7. Mai ohne Introduction seine noch völlig deutsche Schule an. Vielleicht bot der Gewählte dem Dänenthum die beste Garantie; wenigstens war dies insofern der Fall, als derselbe der deutschen Sprache ebensowenig mächtig war, als er überhaupt zum Unterrichten Befähigung besaß.

Der Propst entdeckte die Unkenntniß und das Ungeschick des neuen Schulregenten schon beim ersten Examen. Mein Berichterstatter hörte, wie er dem Amtmann dringende Vorstellungen machte;

aber ängstlich um Schweigen gebeten wurde. Der Amtmann fürchtet alle Aufregung, er liebt es, von den Parteien in Frieden gelassen zu werden. Die Sache kam aber doch ans Tageslicht. Denn die Bürgerschaft sah der Verwüstung ihrer Schule keineswegs ruhig und unthätig zu. Man schickte erst zwei deputirte Bürger an Tillisch in Flensburg, die um Abhilfe bitten sollten. Solche unbequeme Gäste fertigte derselbe stets mit Scheltworten ab, aber in diesem Falle mußte er wenigstens die Wahrheit hören. Später sollten der erste Seminarlehrer Professor Bahnsen und der Maler Petersen nach Kopenhagen zum König. Sie kamen aber nur nach Flensburg, wo sie mit Redensarten und Versprechungen von der Weiterreise abgehalten wurden. Auch an den am 28. Juli 1851 anwesenden General Krogh, einen Bruder des frühern Amtmanns in Tondern, wandte man sich. Er versprach seine Verwendung bei dem Monarchen. Eine Petition an den König wurde ihm nach Flensburg nachgeschickt und übergeben. Es ist keine Antwort darauf erfolgt. — Mündliche Vorstellungen bei dem am 3. September anwesenden Minister Bardenfleth waren gleichfalls ohne Erfolg. Endlich wurde eine Bittschrift aufgesetzt und von den meisten Bürgern und Einwohnern unterschrieben. In derselben wurde darauf angetragen, die althergebrachte und gesetzlich bestehende deutsche Kirchen- und Schulsprache wieder herzustellen oder wenigstens eine deutsche Schule zuzulassen, und man berief sich zur Begründung darauf, daß nach der ausdrücklichen Bestimmung in der Schulordnung von 1814 in allen deutschen Schulen der Unterricht ausschließlich in hochdeutscher Sprache ertheilt werden solle, daß aber die Schulen Tonderns von jeher deutsche gewesen seien, daß kein Gesetz existire, welches diesen gesetzlich bestehenden Zustand aufhebe oder abändere, daß namentlich das königliche Rescript von 1810 kein solches Gesetz, vielmehr lediglich ein vorbereitender Schritt zu einer gesetzlichen Aenderung sei, indem durch dasselbe die Kanzlei nur aufgefordert worden, Berichte von den Behörden einzuziehen und demnächst Vorschläge zu machen zur Ausführung des Wunsches Sr. Majestät (Friedrich VI.) die dänische Kirchen- und Schulsprache dort einzuführen, wo die dänische Sprache als Umgangssprache sich finde, daß aber die Behörden sich in ihren Berichten dagegen aus-

gesprochen hätten und die Sache daher nicht zur Ausführung gekommen, daß seitdem kein Gesetz in dieser Richtung erschienen sei, namentlich der jetzige König nach vorgängiger Berathung mit den Ständen kein solches Gesetz erlassen, vielmehr nur der Regierungscommissarius mittelst nicht publicirter Erlasse an die Verwaltungsbehörden (Kirchenvisitatoren) diese Maßregel angeordnet habe, dieselbe mithin aller gesetzlichen Basis ermangele. Ueberdieß sei die Einführung dänischer Kirchen- und Schulsprache entschieden gegen den Wunsch und Willen der Bevölkerung, wie schon die Zahl der Unterschriften beweise, und es sei doch unzweifelhaft ein Recht der Gemeinde, selbst zu bestimmen, in welcher Sprache sie gemeinschaftlich zu Gott beten und ihre Kinder unterrichten lassen wolle. Man berief sich auch auf die versprochene Gleichberechtigung der Sprachen. Dieser Petition wurden Proben der schriftlichen Arbeiten der Knaben in der Rectorschule in Abschrift angelegt und damit nachgewiesen, daß der Rector nicht allein grobe Schnitzer übersehen und vielfach die Sätze verballhornisirt, sondern sogar Fehler hineincorrigirt hatte.

Recht vorsichtig glaubte man bei dieser Supplik zu Werke zu gehen, indem man nach der Stempelpapierverordnung 3 Stempelbogen à 40 Schillinge Reichsbankgeld nahm. Dessenungeachtet erfolgte — nicht Bescheid auf die Bitte, sondern der Auftrag an den Magistrat, jeden der Unterzeichner in einen Thaler Courant Geldstrafe zu verurtheilen, wegen nicht gehörigen Gebrauchs des Stempelpapiers. Der Graf Karl Moltke, der schon ans Ruder gekommen war, als dies erfolgte, ging nämlich von dem in der Stempelpapierverordnung nirgend zu findenden Satze aus, daß, wenn Mehrere vereint petitionirten, jeder einzelne Petent so viele Stempelbogen, als die Bittschrift Bogen stark sei, verwenden müsse. Alle Juristen staunten über diese unerhörte Auslegung. Hunderte von Gesuchen und Eingaben waren seit der Emanation der so seltsam gedeuteten Verordnung (sie erschien 1804) an die höchsten Collegien und die Majestät von Mehrern unterschrieben eingegangen, ohne daß es irgend einem Concipienten eingefallen wäre, mehr als höchstens drei Bogen Stempel dazu zu verwenden.

Erschwerte Moltke auf diese Weise das Petitioniren in Gemeinschaft, so wurde es später in seinem Prachtwerke, das er die Verfassung für das Herzogthum Schleswig betitelt hat, welches aber richtiger als Polizeireglement bezeichnet worden wäre, bei Strafe gänzlich verboten. — Der Befehl zur Zahlung der Geldstrafe kam am 30. Juli 1852. Aber noch nicht genug! Kjaer ließ die Unterzeichner zu Rathhaus citiren, schalt sie tüchtig aus, warf ihnen vor, sie hätten ein Lügengewebe unterschrieben (es war mit ängstlicher Sorgfalt darüber gewacht, daß nur die strengste Wahrheit in der Petition enthalten wäre) und entsetzte diejenigen, welche städtische Aemter bekleideten, namentlich die Rechnungsführer der milden Stiftungen, ihrer Stellen.

Es haben sich überhaupt alle derartigen Schritte vergeblich erwiesen und die Beamten ihr Danisirungswerk in Tondern weiter geführt. Von den Elementarschulen ist man zu den höheren Classen übergegangen; namentlich hat man sich beeilt, den dänischen Religionsunterricht einzuführen — natürlich, die Prediger können ja kein Deutsch. Der Kirchenpropst und deutsche Hauptprediger in Tondern, Odin Wolf Tiedemand, macht auf der Kanzel und außer der Kirche die seltsamsten Sprachschnitzer. So z. B. hat er einmal von „geblendeten" Districten gesprochen und damit die gemischten, wo abwechselnd deutsch und dänisch gepredigt wird, gemeint. Gemischt heißt auf Dänisch blandet. Als er im ersten Jahre die Kinder confirmirte, hatte er sich nicht einmal die Mühe gegeben, den Spruch, welchen er seiner Rede zum Grunde legte, in der deutschen Bibel nachzulesen und sich einzuprägen und sagte nun immer: „Wer nick für mich ist, der ist mir ßuwider." Bei einer Grabrede, der mehrere angesehene Bürger beiwohnten, sagte er unter Anderm mehrmals „unsre Gefühlen" (Nominativ oder Accusativ), erwähnte dann, daß die Verstorbne „Schlächter" (er sprach aber Slächter) habe gehen und kommen sehen (man mußte an die verschiedenen Metzger denken, die ihr Fleisch ins Haus gebracht hatten, während der Herr Propst Geschlechter meinte), verwechselte unaufhörlich den Plural mit dem Singular und setzte, nachdem er eine Viertelstunde lang über die Todte als eine hochbejahrte Frau gesprochen, der Lächerlichkeit da-

durch die Krone auf, daß er wiederholt sagte, sie sei 34 Jahre alt geworden, während die Frau 84 Jahre alt starb. Man kann sich vorstellen, was aus der Andacht der aus fast lauter gebildeten Leuten bestehenden Versammlung wurde. So steht es um den Mann, der am 3. Juli 1853 als deutscher Hauptprediger der Stadt Tondern und Kirchenpropst der tonderschen Propstei, wozu bekanntlich auch die friesischen Districte und die Inseln Sylt und Föhr gehören, introducirt wurde, nachdem der Propst Ahlmann, lange gequält und als Werkzeug in den Händen der Dänen mißbraucht, am 1. Januar 1853 seine Entlassung bekommen hatte und ohne Abschied von der Gemeinde sowie ohne seine Kinder confirmiren zu dürfen ausscheiden mußte. Sein Nachfolger, eben jener Tiedemand, hat nichtsdestoweniger nicht nur selbst die wenigen Kinder, die er hatte, zu Ostern d. J. in dänischer Sprache confirmirt, sondern auch dem Diaconus Carstens am ersten Tage, als seine Schüler zum Confirmationsunterricht bei ihm versammelt waren, den Gebrauch der deutschen Sprache dabei untersagt. Vergebens wandten sich die Eltern an die Visitatoren, den Bischof, das Ministerium, den König um Erlaubniß, die Kinder deutsch vorbereiten und confirmiren zu lassen, Kinder, die immer deutschen Unterricht gehabt hatten. Am 22. April vorigen Jahres mußte Carstens seine Confirmationshandlung, selbst die Einsegnung, in dänischer Sprache vornehmen, nachdem der Archidiaconus Dahl vorher eine dänische Predigt voller Anzüglichkeiten gehalten hatte.

Der Privatunterricht wird soviel als möglich erschwert. Am 14. Januar 1854 schloß man dem Candidaten Meyer, jetzigem Prediger einer deutschen Gemeinde zu Camberwell bei London, seine im besten Gange befindliche Privatschule, weil er nicht dänisch unterrichtete. Zwei andere Privatlehrer dürfen nur eine bestimmte Schülerzahl haben und sind überdies gehalten, außer den Religionsstunden, die unweigerlich dänisch sein müssen, noch viele andere Stunden in dänischer Sprache zu geben. Dem entlassenen Lehrer und Küster Claussen ist jeglicher Privatunterricht verboten worden. — Am 1. und 2. August vorigen Jahres hielt Bischof Boesen Generalvisitation in Tondern ab. In den Schulen befahl er freilich den Lehrern, in

den vier deutschen Stunden, welche den Kindern von den früheren dreißig in der Woche geblieben sind, nur deutsch zu sprechen. Der Befehl wird aber schwerlich ausgeführt werden, schon weil die Lehrer kein Deutsch können. — In der Kirche waren außer dem Troß dänischer Beamten nur einige wenige Bürger — ich hörte vier. — Nach dem Gottesdienst kamen mehre Väter zum Bischof, um sich über die Schulzustände zu beschweren und um mehr deutschen Unterricht und Freiheit zu Religionsstunden in deutscher Sprache durch Privatlehrer zu erbitten. Er wollte auf keine dieser Vorstellungen eingehen, berief sich auf königliche Befehle und behauptete, die Kinder bedürften keines Religionsunterrichts in deutscher Sprache, weil in den Häusern überall deutsch mit den Kindern gesprochen würde und sie da genug lernen könnten. Deutsche Religion sei übrigens Heidenthum.

Wenn der Bischof gesagt hat, daß in den Häusern allenthalben deutsch mit den Kindern gesprochen würde, so ist das richtig; denn es geschieht dies selbst von solchen, die sich früher gegenüber ihren Kindern des dänischen Patois bedienten. Das ist aber ein Umstand, der grade gegen den dänischen Unterricht spricht. Daß es in Tondern mit dem Kirchenbesuch schlecht steht, ist unter solchen Umständen nicht zu verwundern. Der Archidiakonus Dahl, ein fanatischer Eiderdäne, hat höchstens 10—15 Zuhörer, der Propst nicht viel mehr. Carstens ist der einzige, der noch eine Gemeinde hat. Er predigt aber nur jeden zweiten Sonntag Nachmittags deutsch." —

Sie haben eine Reihe betrübender Geschichten anhören müssen. Gestatten Sie, daß ich Ihnen jetzt eine heitere aus Tondern erzähle.

Die Dänen standen zu Anfang des letzten Kriegs mit zwei Bataillonen in Tondern. In den friesischen Districten thaten sich die Bauern zusammen, sie von da zu vertreiben. Der Erfolg war zweifelhaft oder vielmehr, da ungefähr fünfhundert Mann schlechtbewaffneten und ungeübten Landsturms die dreifache Anzahl von Soldaten angreifen wollten, nicht zweifelhaft. Dennoch erreichte man seinen Zweck und zwar durch die List eines Bauern. Derselbe ließ sich einen Brief an einen Kaufmann in Tondern schreiben, worin dieser benachrichtigt wurde, am nächsten

Tage würden an die fünftausend Friesen in der Stadt erscheinen und die Dänen sammt und sonders über die Klinge springen lassen, ritt mit dem Briefe in der Tasche nach Tondern, wurde natürlich festgenommen und durchsucht, der Brief ihm abgenommen, und am folgenden Morgen waren die Dänen im vollen Rückzuge auf Ripen.

Aehnliche Klagen wie in Tondern hörte ich in den benachbarten Harden, welche ebenfalls zu den gemischten Districten geschlagen worden sind, während die Einwohner der großen Mehrzahl nach nichts von der dänischen Schriftsprache wissen mögen. Letzteres gilt namentlich von der Karrharde, der Schluxharde, der Südtonderharde und dem Kirchspiel Aventoft in der Wiedingharde, deren Bevölkerung, gegen zehntausend Seelen stark, sich, wie in einem früheren Briefe bemerkt, in den vierziger Jahren, mit Ausnahme von nur drei Individuen, bei einer von der Regierung angeordneten Befragung in Betreff der damals schon beabsichtigten Einführung dänischer Kirchen- und Schulsprache entschieden im Sinne des Visitatoriums, das heißt für Beibehaltung des Deutschen stimmten. Daß die Ansicht und Stimmung der Bevölkerung seit der zwangsweisen Einführung der dänischen Sprache keine andere geworden ist, beweisen die Thatsachen, daß die Kirchen an den Sonntagen, wenn dänisch gepredigt wird, meist leer sind, daß alle, die es irgend vermögen, ihre Kinder in die Fremde schicken, um sie deutsch unterrichten und confirmiren zu lassen; daß in sehr vielen Häusern, wo das dänische Patois früher gäng und gäbe war, jetzt wenigstens mit den Kindern nur deutsch gesprochen wird; das beweisen ferner die Bittschriften, die mit zahlreichen Unterschriften bedeckt beinahe aus allen Kirchspielen an die Ständeversammlung eingingen um Wiederherstellung der deutschen Sprache in Kirche und Schule.

Als die Stände in Flensburg versammelt waren, um über die sogenannte Verfassung für das Herzogthum zu berathen, deren Entwurf auch Bestimmungen über die Sprache enthielt, regten sich alle Gemeinden wider das aufgedrungene Dänische, und es wurden Petitionen an die Ständeversammlung von jedem Familienvater unterschrieben, um Wiederherstellung des althergebrachten Verhältnisses zu verlangen. In Leck wurde der, welcher sie zur Unter-

schrift herumtrug, von der Polizei angehalten und ihm die Petition weggenommen. Nachdem aber der Hardesvogt bei dem Amtmann, Grafen v. Reventlow aus Tondern, der bei den Ständen königlicher Commissar war, vorgefragt und die Antwort erhalten hatte, daß man die Leute nur gewähren lassen sollte, gab er das confiscirte Papier wieder heraus, und die Folge war, daß man in der ganzen Karrharde frei petitionirte.

Anders ging es im Kirchspiel Uberg (Südtonderharde). Dort ließ der fanatische Eiderdäne Hardesvogt Kjaer durch seine Gensd'armen die Petitionen wegnehmen, citirte eine Menge Petenten, stellte eine große Inquisition an und brachte es durch Drohungen dahin, daß eine Bauerswitwe deponirte, nicht sie selbst, sondern ihre Tochter habe ihren Namen unterschrieben. Das war ein trefflicher Fund, und obgleich es sich herausstellte, die Tochter habe in der gewissen Ueberzeugung unterschrieben, daß dies ihrer Mutter Wunsch sei, wurden doch sowol das junge Mädchen, als die beiden Bauern, welche das Papier zur Unterschrift vorgelegt hatten, mit bedeutender Geldbuße belegt. — Vergeblich wandte sich eine Deputation aus dem Kirchspiel an den Grafen um Befehl zur Freigabe der Petition, die schon fast von allen Gemeindemitgliedern unterzeichnet war; er zuckte die Achseln und erwiderte, er sei augenblicklich Commissarius, nicht Amtmann. Die Petition blieb in Kjaers Händen, und man mußte sich damit begnügen, eine den Hergang darstellende, von einigen Bauern unterschriebene Eingabe an die Stände zu machen.

Die übrigen Maßregeln der Danisirung in ihrer Wirkung auf diese Gegenden darzustellen, würde nur schon Gesagtes wiederholen heißen. Es genüge, darauf aufmerksam zu machen, daß die Bauern hier, um das verhaßte Wort Reichsmünze nicht brauchen zu müssen, von langen und kurzen Thalern und langen und kurzen Mark reden. Jene sind die deutschen, diese die dänischen Münzen dieser Gattungen. Der Mangel an Vertrauen zu den Beamten aber geht so weit, daß selbst solche, die früher zu den enragirten Dänenfreunden gezählt wurden, sich bei abgesetzten schleswig-holsteinischen Juristen darüber Auskunft erbitten, wie ein einfacher Ueberlassungscontract, ein Te-

stament u. dgl. einzurichten sei, und sich dann, wenn die Behörde das Document legalisirt hat, nochmals bei Jenen über die Gültigkeit desselben erkundigen.

Außerordentlich übel angesehen sind die Geistlichen, welche dänische Sympathien kundgeben. So vor Allen der in dem großen, sehr patriotisch gesinnten Dorfe Leck, dem man bei jeder Gelegenheit seine Verhaßtheit merken läßt. So der Propst und mancher Andere.

Ehe ich nun nach Bredstedt, der Hauptstadt Nordfrieslands, aufbreche, theile ich noch eine tragikomische Anekdote aus Leck mit.

Bei einem Schmause war nebst mehrern Oekonomen auch der Arzt Dr. Magnus zugegen. Man hatte verschiedene Toaste auf das Gedeihen der Landwirthschaft ausgebracht. Endlich erhob sich der Doctor und sagte: „Ich habe kein Gut und kein Feld, sondern nur einen kleinen Garten. Der Garten ist mir indeß lieber, als alles Gut und Feld, weil in ihm zwei Bäume wachsen, ein Schlehdorn und ein Hollunder. Stoßen Sie mit mir an auf diese mir so theuern Bäume, mögen sie vor dem Nordwinde verschont bleiben und von Jahr zu Jahr inniger in einander verwachsen. Der Schlehdorn und der Hollunder in meinem Garten hoch!“ Die Gesellschaft stieß, die Anspielung verstehend, an. Ein Gensdarm dagegen, den ein Uebelwollender aufmerksam gemacht, daß der Toast ein schleswig-holsteinischer sei, wollte den patriotischen Doctor auf der Stelle arretiren. Der jedoch, dem der Wein zu Kopfe gestiegen, wehrte sich, und da er ein bärenstarker Mann war, warf er den Diener der Gerechtigkeit zu Boden. Man holte ihn hierauf mit größrer Macht vom Hause ab, ließ ihn drei Wochen auf Untersuchung sitzen und verurtheilte ihn dann zu zwanzig Tagen Gefängniß. Die Geschichte verbreitete sich in der Gegend und bewirkte, daß der Betreffende, der bis dahin sehr geringe Praxis gehabt, einer der gesuchtesten Aerzte wurde. Das verdroß die Dänen, und um ihm die Praxis zu beschränken und zu verleiden, gab ihm der Vorstand der Medicinalangelegenheiten des Herzogthums — ein eifriger Beförderer des Danisirens — das Unerhörte auf, über jeden Fall, den er behandelte, an das Physikat in Tondern einen ausführlichen Krankenbericht einschicken.

Bredstedt ist einer der ursprünglichsten Orte in Schleswig.

Es ist nicht eigentlich von alterthümlichem Aussehen, und doch könnte es vor dreihundert Jahren genau dieselbe Physiognomie gehabt haben. Ein geschlossenes Städtchen, das in der Hauptsache aus einer langen, bergauf und thalab laufenden, in einen Markt endigenden Gasse besteht, hat es gleich den Dörfern des Landes fast nur Strohdächer. Meine Aussicht aus dem Gasthof ging auf einen gepflasterten, grasbewachsenen, stillen Marktplatz. Gegenüber standen rothe Ziegelhäuser mit Erkergiebeln, hübschen weißen Fensterrahmen und dicken, grauen, moosgeschmückten Strohdächern, welche die Giebel wie grönländische Pelzmützen einhüllen. Fast auf allen Firsten klapperten Störche ihren Kindern das Abendwiegenlied vor. Fast vor allen Thüren standen Linden, vom Abendroth angehaucht. Fast hinter jeder Linde lag auf einer bunt angestrichnen Bank ein Mann in einer Tabakswolke, mit welcher er sich den Kuhstallduft gewürzt, der auch hier den Hauptbestandtheil der Atmosphäre bildet. Auf einem Holzhaufen spielten Kinder mit jungen Katzen. Unter einem Baume schlachtete ein Metzger in Kniehosen, weißer Schürze und spitzer Zipfelmütze ein Kalb aus, das an dem einen Aste aufgehangen war. In der That, es war ganz wie in dem Abcbuche, aus dem ich vor dreißig Jahren die Kunst des Lesens mir aneignete.

Zu diesem primitiven Bilde stimmte die Gaststube nur zum Theil. Es war ein elegantes Zimmer mit hübschen Spiegeln und Mahagonymöbeln. An dem Spiegel steckten Adressen in englischer Sprache, auf den Tischen lagen die neuesten hamburger Zeitungen. Selbst Mixpickles erschienen, das Abendbrot zu würzen. Aber die Adressen gehörten londoner Ochsenhändlern, und das Gespräch der Gäste, durchgehends langer Männer mit langen ernsten Gesichtern und langen Tabakspfeifen, die gleich Dampfessen qualmten, drehte sich nur zwischen den Viehpreisen und der demnächst abzuhaltenden Thierschau. Erst durch einen Empfehlungsbrief wurde ich gewahr, daß auch Patrioten und zwar recht wackere das Haus frequentirten.

Husum, die letzte Stadt nach Süden hin, wo man bisweilen noch Friesisch reden hört, ist nicht nur größer, sondern auch beträchtlich vornehmer, als Bredstedt. Man bemerkt sofort den Einfluß des Hafens und der Eisenbahn. Auch muß die Stadt schon früher wohl-

habend gewesen sein; denn häufig trifft man stattliche alterthümliche Gebäude mit verzierten Giebeln und steinernen Freitreppen, denen die Linden vor der Thür und die Gärten hinter ihnen ein recht anmuthig behagliches Aussehn verleihen. In keinem Orte der Herzogthümer sah ich einen so seltsamen Geschmack im Anstrich der Häuser, wie hier in den Nebengassen. Da sind einige schwarz wie ein Ofen getüncht, andere zeisiggrün, andere rosenroth. Das schwarze Häuschen hat blendend weiße, das rosenfarbene grün und weiße, das zeisiggrüne prachtvoll dottergelbe Fensterrahmen und eine rothe Thür. Zwischen sie, die mit ihren Giebeldächern wie eine Reihe von Großvätern aus der Zeit der purpurrothen Fracks, der Brocatwesten und Dreimaster aussehen, schiebt sich dann bisweilen ein düstres, uraltes, verräuchertes, windschief nach vorn überhangendes Gebäude ein, an dessen hohem Schornsteine ein Storchenpaar nistet, während weiterhin die Modearchitektur ihren Geschmack geltend gemacht hat.

Ihren Geschmack und mitunter auch ihre Geschmacklosigkeit. Die letztere unzweifelhaft an der Kirche. Dieselbe erweckt die Vermuthung, man habe sie aus einer kleinen Stadt Amerikas importirt, ist aber wie jene in Wonsild bei Kolding der Abklatsch der Frauenkirche in Kopenhagen. Denken Sie sich ein ziemlich großes Parallelogramm mit zwei Reihen kleiner viereckiger Fenster, setzen Sie darauf einen dicken vierkantigen Thurm und auf diesen eine Kuppel in der Form eines Phallus, schreiben Sie über die Thür in diesem Thurme mit goldnen Buchstaben:

„Dies ist Gottes Haus, tritt ein,
Andachtsvoll doch mußt du sein."

und Sie werden die Gefühle ermessen, die ich im Anschauen dieses Bauwerks empfand, werden es verzeihlich finden, wenn ich das Gebäude ohne das Kreuz auf dem Phallus eher für alles andere als eine Kirche gehalten hätte, und wenn mir bei der Inschrift der Dichtergenius einfiel, dem wir den Fibelvers danken:

Die Gans, wenn sie gebraten ist,
Wird mit der Gabel angespießt.

Sehr hübsch ist dagegen das Schloß mit seinen von Rosenbäumchen beschatteten und mit Weinlaub umwundenen Rococoportal,

seinen weißen Mauern und den hohen grünen Bäumen ringsum. Es ist die Wohnung des Amtmanns und hatte einst in seinem Rittersaale eine wundersame Merkwürdigkeit. Unter den Bildern nämlich, die hier die Wände zierten, befand sich auch das eines Ritters, der jedes Mal roth wurde, wenn ihn jemand anblickte. Den Grund dieser Verschämtheit giebt die Sage nicht an, daß es aber mit dem Erröthen seine Richtigkeit hatte, würde schon darum zu glauben sein, weil bekanntlich alle Bilder lachen, wenn der Beschauer sie anlächelt, und finster drein blicken, wenn man ihnen eine finstere Miene zeigt. Zum Ueberflusse aber wurde mir die Sache von jemand bestätigt, der den Ritter als Knabe selbst mehrmals zum Rothwerden gebracht hatte. Jetzt ist das Bild mit den übrigen nach Kopenhagen gewandert, und ob es dort so schamhaft geblieben ist, wird bezweifelt.

Auch in Husum wird viel über das Verfahren der Regierung geklagt, und die Scheidewand zwischen Dänen und Deutschen ist hier ganz ebenso streng und unübersteiglich gezogen, als in Kiel und Schleswig, in Apenrade, Flensburg und Tondern. Wie man gegen mißliebige Einwohner verfährt, mag Ihnen ein Seitenstück zu der oben aus Apenrade mitgetheilten Schließung der Karbergschen Apotheke zeigen.

Auch in Husum nämlich wurde dem Apotheker (Paulsen) die Bestätigung seines Privilegiums verweigert und die Apotheke für die Regierung in Anspruch genommen. Man setzte eine Commission nieder, um das Geschäft zum Behuf der Expropriation zu taxiren. Diese Commission bestand aus zwei Sachkundigen, denen der obenerwähnte exaltirt dänisch gesinnte Medicinalinspector als Obmann vorgesetzt war. Die Sachkundigen schätzten den Werth der Apotheke dem Vernehmen nach auf mehr als 25,000 Thaler. Der Obmann aber, der das Interesse der Regierung vertrat, erklärte rundweg, sie dürften sie nicht höher als 17,000 Thaler taxiren, da die Regierung unter keiner Bedingung mehr dafür geben werde. Trotz aller Bemühungen Paulsens, den wirklichen Werth seines Eigenthums zu erhalten, hatte es dabei sein Bewenden. Ein Grund für diese Vertreibung aus seinem Besitz unter so ungünstigen Umstän-

den wurde ihm nicht angegeben. Aller Wahrscheinlichkeit nach war es derselbe, welcher Karberg an den Bettelstab brachte.

Südlich von Husum bemerkt der von der Geest Kommende bald, daß er sich in dem gesegneten Eiderstedt befindet. Die Marsch ist fast ohne Unterbrechung mit dem schönsten und fettesten Viehe bedeckt, und statt der baumlosen Wiesen des Friesenlandes erheben sich auf der unabsehbaren grünen Fläche zahlreiche Wipfelgruppen, die in dem bläulichen Dufte der Ferne wie Hügel aussehen, in der Nähe aber zu kleinen Wäldchen werden, aus denen das hohe, fast pyramidenförmige Dach eines Haubergs (so nennt man hier die Marschhöfe) emporragt. Unter diesen Strohdächern birgt sich bisweilen ein unglaublicher Reichthum. Güter im Werthe von sechzig- bis achzigtausend Thalern sind nichts Ungewöhnliches.

Von dem Luxus, dem man in Angeln begegnet, sieht man jedoch hier wenig. Der Stolz des Eiderstedters äußert sich meist nur im Besitze von hübschem Fuhrwerk. Doch sollen hin und wieder Silbergeschirr und selbst Punschbowlen von diesem Metall vorkommen. Die eigenthümliche Gemeindeverfassung der Landschaft Eiderstedt, in welcher manche gute Reste altdeutschen Rechtes erhalten sind, hat die Bewohner von jeher an die willige Uebernahme von Gemeindeämtern gewöhnt, ihnen einen gewissen Stolz auf ihr Ländchen eingeflößt und sie bei der Kenntniß der Rechte und der Geschichte desselben erhalten, vor allem aber dazu beigetragen, sie zu guten Patrioten und ausdauernden Gegnern der Revolution zu machen, die im Gefolge des Siegs der Dänen unter dem Schein der Gesetzlichkeit über das Herzogthum gekommen ist. Proben davon bekam ich in Tönningen zu hören.

Tönningen ist eine kleine Stadt, hart an der Eider, einige Meilen von deren Mündung gelegen, sehr lebhaft im Vergleich mit dem fast doppelt so großen Husum, welches freilich keinen so guten Hafen hat und nicht an einem schiffbaren Flusse liegt, während ein andrer Hebel des Verkehrs, die Eisenbahn, es allerdings auch berührt. Die Eider, fünfzehn Meilen von hier noch ein winziger Bach, ist bei Tönningen fast so breit wie die Elbe unterhalb Hamburg und im Fahrwasser selbst während der Ebbe durchschnittlich

16 Fuß tief. Die größten englischen Seedampfer können deßhalb bis unmittelbar vor die Stadt kommen, und sie würden, wie ein Freund behauptete, quer durch die Herzogthümer hindurchfahren können, wenn man den schleswig-holsteinischen Kanal tiefer und breiter angelegt hätte — eine Unterlassungssünde, deren Erklärung in der Furcht Dänemarks, Holstein doch noch einmal aufgeben zu müssen, und im Sundzoll zu suchen sein wird.

Das Versäumte nachzuholen, wird auch dann nicht gut thunlich sein, wenn dereinst eine Trennung der Herzogthümer von Dänemark stattgefunden haben wird. Wohl aber dürfte dann der vielbesprochne Plan, den Hafen Husums zu vertiefen und einen zweiten Kanal von dort nach Eckernförde anzulegen, zur Ausführung gelangen. Daß ein solches Unternehmen von höchstem Nutzen sein würde, ist nicht zu bezweifeln, daß es ausführbar ist, ebensowenig. Die ganze Ausdehnung dieser Wasserstraße beträgt etwas über 15 Wegstunden. Der eigentliche Kanal würde in zwei sanft gezogenen Curven von Husum bis ins Treenethal und von hier bis zum bustorfer Teich bei Schleswig laufen von dort aber bis zum windebyer Noor gehen. Derselbe wäre im Treenethal durch Aufstauung dieses Flusses zu einem künstlichen See auf gleiche Höhe mit der übrigen Linie zu bringen und würde durch die Zuflüsse der Treene das erforderliche obere Speisewasser bekommen. Schiffe von der Nordsee würden nur 10 Fuß über das Niveau des Dockskanals steigen, um auf den Spiegel der ersten Hälfte des Kanals zu gelangen, und auf der andern Seite nur 13 Fuß herabgelassen werden, um auf den Spiegel der Ostsee zwischen Schleswig und Eckernförde zu kommen, und diese überaus günstigen Verhältnisse würden es einem solchen Fahrzeuge erlauben, an einem und demselben Tage die Reise aus einem Meere in das andere zurückzulegen.

Die Anlagekosten würden nicht mehr als neun Millionen Thaler schleswig-holsteinisch betragen. Der Gewinn dagegen, welcher der Schifffahrt erwüchse, würde sehr bedeutend sein, namentlich für England und die deutschen Nordseeländer. Ein von dort kommendes nach der Ostsee bestimmtes größeres Schiff würde allein bis Kopenhagen 481 Seemeilen ersparen, ein Raum, welcher einer Zeit von

15 Tagen entspricht. Für diesen halben Monat fielen Zinsen, Assekuranzprämie, Lohn und Beköstigung der Schiffsmannschaft, Abnutzung der Fahrzeuge und ihres Inventars und schließlich der Sundzoll weg, und da die Zahl der Schiffe aus dem Süden, die jährlich den Weg durch den Sund und den Großen Belt nehmen, eine sehr beträchtliche ist (die der englischen allein beträgt gegen sechstausend), so würde die Ersparniß, selbst wenn man einen Durchgangszoll von 1½ Procent auf den Werth der so transitirenden Waaren legte, eine außerordentlich große sein. Der Sundzoll aber würde, wofern er dann noch existirte, damit den Todesstoß bekommen.

Ein Ausflug nach Garding, der zweiten kleinen Stadt des gesegneten Eiderstedt, lieferte, in Gesellschaft mehrerer eifriger Patrioten unternommen, zahlreiche neue Proben zur Charakteristik des Dänenregiments in Schleswig.

Nicht blos die kirchlichen und die rechtlichen Verhältnisse, auch die Medicinalangelegenheiten sind seit dem Umschwung der Dinge den schädlichsten Neuerungen unterworfen worden. Während früher die oberste Leitung dieser Angelegenheiten dem schleswig-holsteinischen Sanitätscollegium, welches dieselben collegialisch behandelte, übertragen war, ist sie jetzt in den Händen eines sogenannten Medicinalinspectors. Ein Sanitätscollegium besteht blos dem Namen nach, da es aus 4 practicirenden Aerzten und 2 Apothekern zusammengesetzt ist, die auf sechs Jahre gewählt werden, dem Inspector durchaus untergeordnet sind, nur auf seine Requisition für 4 dänische Thaler Diäten und die Ehre in Flensburg zu erscheinen und dort zu vernehmen haben, was ihnen anzuzeigen ist, gesetzlich aber nur berechtigt sind, Subarbitria abzugeben — eine Function, der sie selbstverständlich nicht gewachsen sein können, da von ältern praktischen Aerzten und Apothekern nicht wohl zu erwarten ist, daß sie stets auf der Höhe der Wissenschaft stehen, weshalb die Leitung der Medicinalangelegenheiten in civilisirten Ländern nur medicinischen Facultäten zugemuthet zu werden pflegt. Die Stelle des Inspectors ist übrigens bis jetzt lediglich Sinecure gewesen, mit der man einen mittelmäßigen, aber eifrig dänisch gesinnten Kopf belohnte. Der jetzige Inhaber derselben hat zwei volle Jahre als höchste Administrativbehörde in

arzeneilichen Sachen fungirt und in diesem Zeitraum nichts von sich vernehmen lassen, als drei oder vier Verordnungen der unbedeutendsten Art. Ein Verbot der Receptreiteraturen, ein anderes, welches das Schreiben der Recepte mit Bleistift untersagte, waren die beiden wichtigsten. Dagegen wurde er von meinem Gewährsmann als „ein guter Schnüffler" bezeichnet, und diese Eigenschaft ist bei den Dänen mit zweitausend Thaler Gehalt nicht zu hoch bezahlt.

Beinahe unglaublich sind die Anekdoten, welche von dem frühern Probst in Garding erzählt werden, der ungescheut wie ein Heide geflucht, sich wiederholt bezecht, Bauernfrauen mit Ohrfeigen auf die Nothwendigkeit, ihre Kinder fleißig zur Schule zu schicken, aufmerksam gemacht, mit den Kindern in den Confirmationsstunden die lächerlichsten Hanswurstiaden vorgenommen und ihnen (eine Geschichte, die noch manches Jahrzehnt die Eiderstedter ergötzen wird) unter Anderem die Wahrheit, daß es einen Teufel giebt, dadurch bewiesen haben soll, daß er ihnen versicherte, er habe ihn oben in Jütland mit eigenen Händen „bi'n Steert" gehabt.

Nicht weniger toll sind die Erinnerungen, welche man in Tönningen an den durch Tillisch eingesetzten Bürgermeister bewahrt. Derselbe wurde, als das siegende Dänenthum alles Mittelmäßige, Anrüchige und Schmutzige in der Bevölkerung nach der Oberfläche steigen ließ und wie ein Magnet an sich heranzog, aus den ärmlichsten Verhältnissen (er war Advocat ohne Praxis) zu einem Amte mit 1200 Thalern Gehalt befördert und scheint sich in dieser Stellung benommen zu haben, als ob ihn der plötzliche Glückswechsel vollständig um den Verstand gebracht. Eitel bis zum Extrem, habgierig und grob, gab er mehrmals Proben von Wahnsinn. Unter Anderm erließ er, als ihm das Verlangen, die Bürgerschaft solle ihm im Vorsaale seiner Wohnung eine Lampe speisen, abgeschlagen worden, einen Befehl in zornschnaubenden Versen, ihm sofort zu willfahren. Die Oberbehörde sah darin wie in zahllosen andern Vorfällen, durch die er sich zum Gespött der gesammten Stadt machte, keine Ursache, ihn zu entfernen. Endlich aber vergriff er sich auch an den dänischen Beamten, und jetzt gab man ihm seine Entlassung.

Einer von meinen Berichterstattern meinte, die meisten übrigen

Beamten seien nur anständiger, aber nicht klüger als der Bürgermeister, und es seien von ihnen in den vier Jahren seit 1851 mehr Böcke geschossen und mehr offenbare Rechtsverletzungen begangen worden, als von ihren Vorgängern in ebensoviel Jahrzehnten.

Zum Schlusse noch eine auffallende Probe für den Rechtssinn, welchen das Appellationsgericht an den Tag legt, wenn sich politische Beziehungen bei einer ihm vorliegenden Sache kund geben. Der Landschreiber Schütze, früher schleswig-holsteinisch, jetzt prononcirt dänisch gesinnt, wurde von sämmtlichen Districtsvorstehern der Landschaft Eiderstedt angeklagt, wiederholt bewußte Verstöße gegen die alten Privilegien begangen, willkürliche Aenderungen im Geschäftsgange getroffen, die Ausfertigung von Documenten monatelang verzögert, namentlich aber zu viele Gebühren berechnet zu haben. Das Ministerium beauftragte das flensburger Appellationsgericht mit Untersuchung der Sache, und dieses ließ durch zwei seiner Räthe eine Menge von Zeugenverhören an Ort und Stelle vornehmen. Als Ergebniß derselben erschien im Juni 1855 ein Urtheil, worin alle einzelnen Punkte der Anklage für richtig erkannt und die ihnen zu Grunde liegenden Thatsachen gemißbilligt wurden, dennoch aber wegen Nichtbegründung der allgemein gehaltenen Anschuldigungen (diese konnten nur in den Worten bestehen, man habe überhaupt kein besonderes Vertrauen zu der Geschäftsführung des Angeklagten und könne in seinem Auftreten kein Heil für die Landschaft erblicken) und theilweise ungeziemenden Ausdrücken der Anklage (auch ein sehr scharfes Auge konnte darin nichts Derartiges entdecken) diejenigen, welche dieselbe unterschrieben, in drei Viertheile der Kosten — 691 Thlr. 34 Schill. Reichsmünze — verurtheilt wurden, der Beklagte dagegen nur ein Viertheil zu bezahlen hatte. Von einer Rückerstattung der ungesetzlich erhobenen Sporteln war keine Rede, von einer anderweitigen Bestrafung des als schuldig erkannten Beamten ebensowenig.

Zweiundzwanzigster Brief.

Ich komme zum Schlusse meiner Reiseberichte. Von Tönningen aus wurde zunächst Ditmarschen besucht, dann ein Ausflug nach den Flußmarschen, nach Itzehoe und Krempe gemacht und schließlich noch einmal das mir besonders liebgewordene Angeln durchwandert.

Der landschaftliche und landwirthschaftliche Charakter Ditmarschens ist im Ganzen derselbe wie in Eiderstedt. Doch zeigt die Geest hier mehr Wald, und in der Marsch überwiegt noch der Ackerbau die Viehzucht. Auch über die Geschichte des Ländchens kann ich kurz sein, da das allgemein Interessante in Dahlmanns Neocorus bereits in die Kalender übergegangen ist und eine Darstellung des Gegenstandes in der Hauptsache eine Wiederholung des von den Friesen Gesagten sein würde. Ich besuchte zuerst Lunden mit seinem berühmten Kirchhofe, wo zahlreiche Grabsteine an große Namen der alten Bauernrepublik erinnern, sah dann in Großlehe in dem noch ziemlich gut erhaltenen Pesel Marcus Swyns Reliquien aus dem Haushalt dieses letzten politisch bedeutenden Mannes Ditmarschens, fand nach langem Fragen südwestlich von Hemmingstedt in der Marsch das Heck (Feldthor), welches die Stelle des Dusentdüwelswarf bezeichnet, wo Wolf Isbrand im Jahre 1500 mit dreihundert Bauern dreißigtausend Dänen und Holsteiner schlug, und ging über den klassischen Boden des Marktplatzes von Heide, wo „die letzte Fehde" mit der Vernichtung der Freiheit des Landes endigte. Dänische Poeten und Volksredner lieben es, den Danebrog, ihre Nationalfahne, als vom Himmel gefallen zu bezeichnen. Möchten sie sich doch auch bisweilen erinnern, daß er damals vor der Schanze des Dusentdüwelswarf aus den Händen Hans v. Ahlefeldts in den

Koth des Schweinemoors fiel und nie wiedererlangt wurde. Vielleicht würde es ihnen dann nicht mehr so geläufig sein, ihm das Prädicat des Stolzen zu ertheilen, und vielleicht wäre damit ein Anfang zu der Erkenntniß gemacht, daß selbst „gammel Danmark" mehr große Niederlagen als Siege erlebt hat, wenn es mit Deutschen zusammentraf.

Ueber den Volkscharakter habe ich nur nach zwei Seiten hin einige Bemerkungen zu machen, da er im Uebrigen durch den Dichter des „Quickborn" in trefflicher Weise geschildert worden ist. Die eine Seite ist die, nach welcher der Ditmarse (vielleicht eine Nachwirkung der alten freien Zeit) bis auf die Gegenwart sich ein starkes Unabhängigkeitsgefühl und einen Stolz auf seine Heimath bewahrt hat, der nur von dem des Friesen übertroffen wird, die andere die, daß aus dem kleinen Völkchen auch in neuester Zeit auffallend viele Männer hervorgegangen sind, deren Wirksamkeit in der Literatur weit über die Grenzen Schleswig-Holsteins hinaus fühlbar geworden ist. Ich erinnere vor Allen an Niebuhr, den großen Reformator unsrer Geschichtschreibung. Ich denke an Harms, den Kanzelredner, an den verdienstvollen Germanisten Müllenhoff, an das leider im Streben nach Außerordentlichkeit verkommene unleugbare Talent Hebbels. Ich weise endlich noch einmal auf Klaus Groth hin, in dessen plattdeutschen Poesien wir nicht blos ein ähnliches Geschenk wie in den Hebelschen, sondern auch ein bedeutendes Moment zur Weckung des Bewußtseins über den Werth niederdeutscher Volksthümlichkeit zu begrüßen haben, und welcher bei der außerordentlichen Theilnahme, mit der seine Dichtungen in Holstein wie in Schleswig aufgenommen worden sind, mittelbar ungemein viel für die Zwecke gewirkt hat, denen wir in diesen Landschaften nachstreben. Möge dem Kränkelnden Kraft verliehen werden, in dieser Richtung weiter zur Stärkung des Nationalgefühls beizutragen; vielleicht findet er dann auch die Stimmung und die Gelegenheit, unmittelbar jenen Zwecken zu dienen.

In Kiel hatte man über die holsteinischen Marschbewohner in Beziehung auf ihre Betheiligung am Kampfe gegen Dänemarks Anmaßungen ungünstig geurtheilt. Hier im Ländchen selbst erfuhr ich zwar nicht das Gegentheil, aber doch Mancherlei, was die Allgemein-

heit jenes Urtheils beschränken hieß. Allerdings mag namentlich in der Nordhälfte Ditmarschens sich das Marschphlegma in unerfreulicher Weise kundgegeben haben, es mögen Aeußerungen des Widerwillens gegen den kostspieligen Krieg hörbar geworden, Steuerzahlungen und Rekrutenstellungen beanstandet worden sein u. s. w. Allein auch hier wurden vielfach Stimmen laut, welche zu der Vergangenheit nicht in so grellem Widerspruche standen, und Süderditmarschen zeichnete sich mit Ausnahme von Heide namentlich in den Flecken (Städte hat das Ländchen nicht) durch patriotische Gesinnung beinahe so vortheilhaft wie die holsteinische Geest aus.

Eine Pastorswittwe in Norderditmarschen, die zwei Söhne bei der Armee hatte, welche vor Friedrichstadt lag, empfing von diesen einige Tage vor dem verhängnißvollen Sturme auf die Stellung der Dänen einen Brief, in welchem sie ihr meldeten, daß der Angriff demnächst stattfinden werde, und bei der naheliegenden Möglichkeit, daß sie dabei den Tod finden würden, mit dem Bedauern von der Mutter Abschied nahmen, ihr die Liebe, die sie ihnen erwiesen, nicht vergelten zu können. „Meine Liebe," antwortete die hochherzige Frau, „werde ich dann als vergolten ansehen, wenn Ihr beim Sturme die Ersten, beim Rückzuge die Letzten seid."

So erzählte mir ein hochgestellter Officier, und ich meine, das ist mehr als Sparta, und Aeußerungen dieser Art sind geeignet, mit manchen, wo nicht mit allen den Kundgebungen von Verdrossenheit, Lauheit und Engherzigkeit zu versöhnen, die von hier aus berichtet werden.

Dagegen scheint jener Vorwurf die Bewohner der Elb- und Störmarschen in größerm Maße zu treffen. Diese sind unter allen Marschleuten die reichsten, zeigten sich aber meinen Berichterstattern zufolge in den Jahren der Erhebung am wenigsten willig, wenn es ein Opfer galt. Ich hoffe, daß man auch hier nur nach durchschnittlichen Beobachtungen urtheilte. Doch stellt sich auch in andern Beziehungen das Verhältniß nicht günstig. Man hat Sinn für das Schöne, Vornehme und Behagliche. Man treibt die Liebe zum Luxus bis zum Extrem. Nirgends in den Herzogthümern, nirgends vielleicht in ganz Deutschland sieht man den Dörfern und Gehöften den Reich-

thum ihrer Bewohner so sehr an, als hier. Spiegelscheiben, sorgfältig gepflegte Gärten, Teppiche und Tapeten, Silberzeug sind in den Wirthschaften der größern Bauern durchaus gewöhnlich. Viele andere menschliche Regungen dagegen ersticken im Fette des Landes, und der Materialismus, der nichts als den Geldtopf im Auge hat, soll sich bei verschiedenen Gelegenheiten in betrübendster Weise kundgegeben haben. Ein paar Beispiele aus meinem Anekdotenherbarium mögen hier statt weiterer Charakterisirung eine Stelle finden.

Ein Bauer nördlich von Glückstadt ließ für das eine seiner drei Kinder von Hamburg ein Pianoforte kommen, natürlich eins von der theuersten Art. Als es abgeladen wurde, beschwerte sich die Großmutter über die Ungerechtigkeit, die dadurch an den beiden andern Kindern begangen werde. Dieselben müßten auch jedes so ein Ding zum Klimpern haben. Flugs setzte sich Mama hin und verschrieb noch zwei Stück. Sie trafen ein, aber es fand sich, daß im Hause kein Platz für sie war. Schadete jedoch nichts. Man wand sie auf den Heuboden, und es hatte doch jedes Kind sein Recht und sein Ding zum Klimpern bekommen.

Ein andermal waren mehrere Hamburger Kaufleute durch den Eisgang der Elbe verhindert gewesen, die Rückreise von England mit dem Dampfschiffe bis nach Hause fortzusetzen. Man hatte schon bei Brunsbüttel ans Ufer steigen und von dort auf Rüstwagen nach Süden weiter fahren müssen. Halb erfroren langte die Gesellschaft am Ende der ersten Nacht vor einem stattlichen Gehöfte — ich glaube, in der Wilstermarsch an. Ein helles lustig flackerndes Feuer leuchtete verlockend aus der offenstehenden Hausthür zwischen den Beinen des feisten Bauern hindurch, welcher, die Hände in die Seiten gestemmt, auf der Schwelle stand. Man hielt und fragte, ob es wohl erlaubt sei, sich einen Augenblick zu wärmen. Statt der Antwort klang ihnen ein Gebrumm entgegen, aus dem man sich die Frage, wer sie wären, herausdeutete. „Hamburger Kaufleute, die aus England zurückkommen," hieß es im Wagen. — „Na dat mött schöne Kooplüt sin, de nich mal in Sommer so veel verdeent, dat se in Winter to Hus bliw könnt," sagte der Bauer und schlug ihnen die Thür vor der Nase zu.

In Schleswig traf ich zur Feier des Mövenpriis wieder ein,

in Angeln sah ich das Volk beim **braruper Markte** versammelt, und ich konnte mit dem Bewußtsein nach Kiel zurückkehren, so ziemlich alle Merkwürdigkeiten des Landes gesehen zu haben.

Es wurde oben gezeigt, wie still Schleswig in seinem grünen Thale und an seiner blauen Bucht liegt. Wer es an jenem Julitage besucht hätte, würde vielleicht andrer Meinung gewesen sein.

Knaben liefen schreiend durch die Gassen. Männer eilten mit Flinten über die schmalen Trottoirs, als ob sie etwas zu versäumen fürchteten. Man konnte meinen, es sei eine Revolution im Werke und die Bevölkerung darauf aus, die Dänen aus der Stadt zu verjagen. Man fragte und erhielt von den Hastigen die kurze Antwort: „Mövenpriis!"

Der Mövenpriis ist ein Festtag, der von der niedern Volksklasse in Schleswig mit einem Eifer begangen wird, als wäre eine heilige Pflicht zu erfüllen. Ich erwähnte jener kleinen, der Stadt gegenüber in der Schlei gelegenen Insel, welche nach den vielen Seemöven, die auf ihr nisten, der Mevenberg heißt. Diese Vögel sind bis zu einer gewissen Zeit gleichsam Gäste und Schützlinge Schleswigs. Sie kommen alljährlich am Gregoriustage vom Meere hierher und bauen in dem hohen Grase, womit jenes Eiland bedeckt ist, ungestört ihre Nester. Die Stadt bestellt ihnen unter den Fischern des Holms einen Hüter, welcher den Titel „Mövenkönig" führt. Haben sie aber zweimal Junge gebrütet, und ist die dritte Brut eben aus dem Ei gekrochen, so gebietet ein altes Herkommen, sie der jagdlustigen Bevölkerung preiszugeben, und daraus entsteht eine Lustbarkeit, die ich im Folgenden schildern will.

Es fehlte noch eine reichliche halbe Stunde an der Zeit, wo das Schießen seinen Anfang nehmen sollte, als sich unten am Holm bereits Schaaren von Menschen, meist der halb erwachsenen Jugend angehörig, zum Theil mit Jagdtaschen, Vogelflinten, alten Infanteriegewehren bewaffnet, zum Theil mit Netzen und Körben versehen, eingefunden hatten. Eine Flotille von dreißig bis vierzig Booten lag am Ufer, um die Theilnehmer an dem Vergnügen nach der Insel hinüber zu führen, wenn es Zeit wäre. Zeit aber war es nach der Meinung der Fischer nicht eher, als bis die Boote zum Umsinken voll

Mitfahrender waren. Mit schweigsamer Gelassenheit blickten sie auf das Krimmeln und Wimmeln der Lehrjungen, die ihrem Meister aus dem Hause gelaufen waren, um den Spaß mitzumachen, und das unaufhörliche „Nu man to! Nu man to!“ der ungeduldigen Rangen störte ihre Seelenruhe nicht im Mindesten.

Endlich schlug die Glocke drei Viertel. Mehrere Boote, die so gefüllt waren, daß ein Theil der Passagiere die Beine über den Rand hängen zu müssen glaubte, steuerten unter dem Jubelrufe der Menge auf die Linie zu, welche in der Entfernung eines Pistolenschusses von der Insel vermittelst grünbelaubter Bäumchen abgesteckt war. Auch das unsre folgte und half den Kreis schließen, der sich allmählich um den Mevenberg gebildet hatte.

Noch war Niemand auf der Insel als der Mövenkönig und ein Commando dänischer Soldaten, die Sr. Majestät als Garde zur Verfügung gestellt waren. Wie eine ungeheure weiße Wolke schwebten die bisherigen Bewohner derselben, aufgeschreckt von der Menschenmenge, über dem Eilande, an das sie, wie es schien, durch einen Zauber gebannt waren. Bisweilen kam einer der Vögel herabgeschossen, um bald darauf weherufend wieder aufzufliegen — gewiß eine Mutter, die ihre noch nicht flügge gewordenen Kinder vergeblich mitzunehmen versucht hatte.

Die Ungeduld der Jagdliebhaber war nahe daran, die Schranke zu durchbrechen und den Sturm auf die Insel zu beginnen. Da endlich rief's von allen Seiten: „Paß man up! — Kiek, dar is he! — Hurra, da kömmt he!“ und langsam, wie es sich für Fahrzeuge schickt, welche Männer von Amt und Würden tragen, kam ein Boot herangeschwommen, in welchem zwei Forstbediente mit Gewehren saßen, während am Bugspriet, angethan mit einer blauen goldgestickten Uniform, einer majestätischen Meerschaumpfeife feierliche Rauchwolken entlockend, der Hardesvogt, Kammerjunker von Staffeld stand. Es war ein großer Augenblick. Der Hardesvogt war der Priester, welcher der Ceremonie die gesetzliche Weihe geben sollte, die Meerschaumpfeife sein Räucherfaß. Sie stiegen an's Land. Der Forstbeamte feuerte rasch nach einander drei Schüsse ab — und „Nu man to! Nu man to!“ ertönte das Feldgeschrei von allen Booten. Jeder Fischer setzte

eine Ehre darein, der Erste am Ufer zu sein. Die Passagiere schrieen, als ob sie dadurch den Lauf der Fahrzeuge beschleunigen könnten. Die Boote rannten an einander. Einige der Ungeduldigsten sprangen über Bord und wateten an's Ufer, schüttelten sich wie nasse Pudel und eilten den andern voran durch Ried und Schlamm, um die erste Hand bei dem nun beginnenden Ausrauben der verlassenen Nester zu sein. Schüsse krachten auf der Insel und auf dem Wasser, und als ich — einer der letzten — an's Land stieg, hatte bereits manches Dutzend Möven das Zeitliche gesegnet, und allenthalben begegnete ich schon Glücklichen, die ihre Netzkörbe mit zurückgebliebenen noch lebenden Jungen gefüllt hatten. Wie kläglich sperrten die armen Dinger die rothen Schnäbel auf und piepten um Erbarmen! Wie traurig sah es aus, wenn der Schwarm droben bald von einem Schuß auseinander stob, bald sich wieder verdichtete, bald weit in die Ferne flog, bald, wie getrieben von unüberwindlichem Heimweh, wieder auf die Insel zugeschwebt kam!

Es mochten gegen vierhundert Menschen sein, die auf dem Eilande im hohen Grase nach Jungen herumspürten. Selbst die dänischen Musketiere suchten, auf ihre Gewehre gestützt, fleißig mit. Sogar anständig gekleidete Herren thaten ein paar Schüsse und ließen sich auslachen, wenn sie fehlten. Ueber Allen aber stand erhaben der Hardesvogt mit seinem Meerschaumrauchfaß, ließ es dampfen und machte eine so würdevolle Miene dazu, als hätte er zu dem rohen Gemetzel den Segen zu sprechen.

Es scheint in der That ein Gemetzel ohne Zweck. Man ißt die Möven, nachdem sie etliche Stunden in Salzlauge und Petersilie gekocht worden sind; eine Delikatesse ist der thranige Braten aber schwerlich, und die Jagd ist somit nichts als eine Befriedigung des Blutdurstes, sagen sanft gestimmte Gemüther.

Leute, welche die Geschichte kennen, sagen nicht so. Die Möven sind König Abels Leute, die ihm bei der Ermordung seines Bruders halfen. Sie starben sämmtlich eines elendiglichen Todes. Der eine ward beim Spiel erstochen, der andere brach den Hals auf der Jagd, der dritte wurde gerädert u. s. w. Nach ihrem Tode aber wurden sie und die Ritter, die mit dem bösen König den Reinigungseid

geschworen, in Möven verwandelt, die, wie viel man sie auch verfolgte, nicht von der Insel lassen konnten, wo Abels Schloß gestanden haben soll. Nur wenn einmal der Mövenkönig sie nicht beschützt und sie in der Zeit vor dem Mövenpriis keine Ruhe haben, brauchen sie in sieben Jahren nicht wieder zu kommen. Dieß ist einmal in diesem Jahrhundert geschehen, wo sie in einem bösen Kriegsjahr gestört wurden. Aber erst wenn ihnen dreimal nach einander ein Gleiches geschieht, man also einundzwanzig Jahre hindurch gegen die alte Sitte verfährt, werden sie von dem auf ihnen lastenden Fluche frei. Das aber wäre ein Unglück für die Stadt Schleswig; denn — weßhalb weiß man nicht zu sagen — an sie ist das Gedeihen des Ortes geknüpft, und so wollen wir hoffen, daß der Mövenpriis noch lange bestehen möge.

Der Markt zu Brarup hat eine ähnliche Bedeutung für Angeln als der Mövenpriis für Schleswig. Es hieß in frühern Briefen, der Angler sei durchschnittlich von melancholischem Temperament. Wie aber jede Regel ihre Ausnahme hat, so auch diese. Einmal im Jahre legt das ganze Volk wie Ein Mann die ernste nachdenklich grüblerische Miene ab und macht ein Gesicht so feiertagsmäßig und so lustig zugleich, als ob Ostern, Pfingsten und Weihnachten, Fastnacht und Erntefest auf diesen einen Tag fielen. Das ist der berühmte Markt von Süderbrarup, Montag, Dienstag und Mittwoch nach Jacobi.

Süderbrarup ist ein kleines, zerstreut liegendes Dorf an der Straße, die von Schleswig nach Kappeln führt. Es hat eine unansehnliche weiße Kirche mit einem hölzernen Glockenthurm daneben, zeichnet sich durch nichts als zwei große Wirthshäuser aus und ist zu gewöhnlichen Zeiten ganz ebenso still wie die Nachbardörfer in der Runde.

Aber schon am Sonnabend vor Jacobi beginnt sich's auf den Koppeln an der Straße zu regen und zu rühren. Pfähle werden eingeschlagen, Bretter daran genagelt, Gerüste errichtet, leinene Wände aufgespannt, Kochheerde gegraben, Karoussels mit Pferden, Hirschen und Löwen herzugefahren, Marketender- und Komödiantenvolk trifft ein, und wenn der Sonntag sich zum Abend neigt, bedeckt das Feld die weite weiße Zeltstadt, zu der die Angler alljährlich mit dem=

selben Pflichtgefühl wallfahrten wie einst die Juden zum Passah in Jerusalem.

Am Montage ist Viehmarkt, und Schweinetreiber und Roßkämme haben das Wort. Auch der Dienstag ist zum Theil noch Geschäften gewidmet, doch geht an ihm der Markt schon mehr in ein Volksfest über. Mittwochs endlich steht die Lust in voller Blüthe, und sehr schwer muß es dem auf dem Herzen sitzen, der sich jetzt nicht vergnügt.

Ganz Angeln wimmelt wie ein Ameisenhaufen. In jedem Dorfe wird dem Durchfahrenden von den Kindern zugerufen: „Bring mi 'n Brarup met!“ Von Norden herab, von Süden herauf, von der See und vom Haiderande her sind die Straßen mit Fuhrwerken aller Art bedeckt, mit den eleganten Kutschen der Besitzer adeliger Güter, mit den landesüblichen Stuhlwagen, mit einfacheren Geschirren, die gestern vielleicht noch Dünger fuhren. Haufenweise führt der Nachmittag im besten Putz die Aermern herzu, die zu Fuß gehen müssen. Vor den Schenken des Dorfes staut sich der Strom der Wagen. Ihre Stallungen können die ausgeschirrten Pferde nicht fassen. Man bringt sie bei Bauern unter oder bindet sie im Freien an, nachdem das Fuhrwerk einer der Wagenburgen einverleibt ist, die tausend und mehr Räder stark zur Seite der Straße ganze weite Koppeln einnehmen.

In diesem Zusammenfluß, der mindestens die Hälfte des ganzen Anglervolks alljährlich zusammenführt, weit auseinander Wohnende mit einander bekannt macht, die geschlossnen Bekanntschaften erhält und erneuert und das Ganze eine Art Nationalfest sein läßt, liegt das, was dem Markt sein Interesse für den Gebildeten verleiht. Im Uebrigen gleicht seine Physiognomie der aller ähnlichen Volkslustbarkeiten. Schon in der Entfernung einer Viertelstunde Trompetengeschmetter und das dumpfe Getöse der großen Trommel, Gewieher von Gäulen und das Gequiek von Säuen, die noch des Käufers harren. In der Nähe ein Summen, wie von einem ungeheuren schwärmenden Bienenvolke, Stimmen von Ausrufern, Gekreisch von Bänkelsängern, Geheul von Clarinetten und das lar-

moyante Gedudel bettelnder Drehorgeln. Endlich die Zeltstadt selbst, unter einer Wolke von Fettdampf und Staub, ein dunkler langsamer Strom von Fußgängern, Harfengeklimper und Flötengewinsel, Tabaksqualm, Bierdunst, Torfgeruch, Familienväter, Backfische, Kinder mit angebissnen Pfefferkuchenherzen, Verkaufstische mit allerlei Kleinkram, Juden dahinter und Judengenossen, Erkennungsscenen, Händeschütteln von Bekannten und allgemeines Wohlgefallen.

Da eine Reihe portabler Spirituosenquellen in leinwandnen Grotten mit geputzten Nymphen, die mit nimmermüden Händen geduldige Harfen schlagen. Da ein Akrobat auf dem Thurmseil. Da ein Karoussel und da ein Schießstand. Da ein großer Bulle, dreitausend Pfund schwer, und dort ein Guckkastenbild mit himmelblauen Dächern und eidottergelben Mauern, das Sebastopol der Illustrirten Zeitung.

„Deun üst meun Hörz!" kreischt eine der Nymphen in den Leinwandgrotten. — „O Leut, Leut, Leut, wie ist das Alles so billig!" schreit, seinen hamburger Kuddelmuddel anpreisend, ein schwarzbärtiger Sohn Israels vor der Zeltthür wie eine Antwort auf das Anerbieten der Schönen. — „Hier darf Niemand ungekauft vorbei!" ruft ein andrer Hebräer, zwei alte Weiber auf einmal bei den Tuchzipfeln fassend. „Fünfundzwanzig Stück Nähnadeln mit blauen Augen, englische Nadeln, groß und klein, grob oder fein, wie sie gebacken sein, fünfundzwanzig Stück echte englische Nähnadeln für nur dreizehn Schilling Reichsmünze!"

Nebenan tanzen in einem Glaskasten weiße Ratten nach der Clarinette eines Blinden, und weiterhin hält ein Krüppel mit verschrumpften Beinen sein Elend feil und stöhnt in die Witze und Bramarbasaden des roth- und gelbgestreiften Hanswursts der Familie Goldkette seinen Bettelspruch, der mit dem Ausruf: „Der Mensch ist nichtig!" endigt. Endlich die Primadonna des „Circus", die im kurzgeschürzten Springinsfeldröckchen von schwarzem Sammet mit Goldflittern auf der Bretterbühne herumgaukelt, der rosenfarbene Herkules, der die Jungen von dem Birnbaume herunterkarbatscht, auf dem

sie ein Freibillet genommen, und ein Stück davon — schon hielt ich sie für ausgestorben — eine gute alte Mordgeschichte mit fußbreiten Herzenswunden, reichlichem Blutverlust und einem schrecklichen Rinaldinissimo neben einer andern Wachsleinwand, auf der ein edler Engländer elf Waisen vom Hungertode rettet, Alles für drei Schilling Reichsmünze — Sie sehen, es ist der Markt von Brarup ein deutsches Volksfest comme il faut.

Auch die deutsche Sprache herrschte überall, und von deutscher Gesinnung gaben vielsagende Händedrücke und manches leise gesprochene Wort Zeugniß, von dem ich hoffe, daß es, wo es ein Versprechen war, bethätigt werden, wo es eine Hoffnung ausdrückte, sich erfüllen wird.

Von Flensburg, wo ich, um früher empfangene Eindrücke zu revidiren, noch einen Tag verweilte, fuhr ich zu gleichem Zwecke und um die Flut noch einmal kommen zu sehen, nach Tönningen und nach dem Westende von Eiderstedt. Hier am Strande des Meeres, welches man auch in Deutschland das deutsche nennen könnte. wenn wir nicht blos eine Kauffahrteiflotte darauf hätten, im Angesichte des Landes, welches uns die Matrosen zu einer Kriegsmarine geben würde, und in der Erinnerung an die Vergangenheit und die Gegenwart dieses Landes, wurden die letzten Zeilen meines Reisetagebuchs in Schleswig geschrieben, mit denen ich, als mit dem Ergebniß der hier gemachten Beobachtungen, diesen Brief schließen will:

Man kann mancherlei Empfindungen haben beim Anblicke der wiederkehrenden Flut, mancherlei Gedanken — auch solche, deren Lautwerden hier als Verbrechen angesehen wird. Man kann unter Anderm an das Sprichwort der Friesen denken: Wo einmal Wasser gewesen, da kann wieder Wasser sein, und man kann an die Ebbe und Flut in dem sechshundertjährigen Entwickelungskampfe des Deutschthums mit dem Dänenthum in diesen Landen denken, von der großen Ebbe unter Waldemar dem Sieger und der großen Flut unter dem mächtigen Grafen Geert, bis auf die Flut von 1848 und die Ebbe von 1851. Man kann in dem Heere von dänischen Pastoren, Gensd'armen, Hardesvögten und Amtleuten bis hinauf zu

den Ministern, das jetzt hier im Trüben fischt, ein treffendes Seitenstück zu jenen armseligen Wattenläufern und jenen Arbeitern an den Molen finden, welche die nächste Flut davonscheuchen wird. Man kann meinen, die Wellenspitzen, die ihr Nahen verkünden, schon am Horizonte zu erblicken. Man kann der Ueberzeugung leben, daß mit dem londoner Protocoll kein Haffdeich aufgeführt ist, der auch nur einer gewöhnlichen Flut, geschweige denn derjenigen widerstünde, die wir erwarten, und man kann an die Worte des sterbenden Egmont sich erinnern:

„Schreitet durch! Braves Volk! Die Siegesgöttin führt Dich an! Und wie das Meer durch eure Dämme bricht, so brecht, so reißt den Wall der Tyrannei zusammen, und schwemmt ersäufend sie von ihrem Grunde, den sie sich anmaßt, weg!"

Dreiundzwanzigster Brief.

Der letzte Brief schloß mit einer Hoffnung, die zu einer Zeit niedergeschrieben wurde, wo die schleswig-holsteinische Frage in den Kabinetten wie in den Zeitungen vergessen schien. Die folgenden Zeilen sollen in der Kürze darlegen, was seitdem geschehen, und was von der neuesten Phase zu erwarten, in welche diese Angelegenheit getreten ist. Ich werde mir in Bezug hierauf erlauben, zuvörderst an die Vorgänge in den Ständeversammlungen der beiden Herzogthümer Schleswig und Holstein, sodann an die Verhandlungen des Reichsraths, als des parlamentarischen Organs der sogenannten dänischen Gesammtmonarchie, und die Geschichte dieses Instituts zu erinnern, hierauf einen Blick auf die Schritte folgen lassen, welche die deutschen Großmächte gegen die Anmaßung und Wortbrüchigkeit Dänemarks gethan haben, und schließlich das Verhältniß dieser Schritte zu jener Hoffnung andeuten.

Die Provinzialstände Schleswigs waren im verfloßnen Herbst zu einer außerordentlichen Diät versammelt, und es kamen sämmtliche Klagen des Landes zur Sprache. Man verlangte Befreiung von der Landplage der Gensd'armerie, erklärte sich gegen Einführung der Reichsmünze, bat um Anerkennung der gezwungnen Anleihen aus der Erhebungszeit und sprach vor Allem den Wunsch aus, daß die Verordnung in Betreff der Sprachangelegenheiten eine Veränderung erfahre, welche den wahren Bedürfnissen des Landes Rechnung trage. Keine einzige dieser Vorstellungen hatte Erfolg. Lauritz Skau, der bekannte Bauer im Frack und Hauptschürer der skandinavischen Propaganda, verhöhnte die, welche den Antrag in der Sprachsache unterstützten, und als trotz seines Widerspruchs die große Mehrzahl der Versammelten sich für Berücksichtigung des Vor-

schlags und Berathung desselben erklärte, schnitt der königliche Commissär den Faden der Verhandlung durch die Bemerkung ab, jeder Versuch in dieser Beziehung werde fruchtlos sein, da das Ministerium die Frage als ein für alle Mal abgethan betrachte und keinerlei Vorstellungen in Bezug auf sie Gehör geben werde. So blieb es bei einer bloßen Kundgebung der Gesinnung. In Kopenhagen aber wurde diese damit beantwortet, daß man nach Abgang des vergleichsweise milden Raaslöf den eifrig dänisch gesinnten Amtmann von Flensburg, Wolfhagen, zum Minister für Schleswig ernannte.

Bei Weitem kräftiger, wenn auch bis jetzt nicht erfolgreicher, wehrte man sich in Holstein gegen die ministerielle Danisirungswuth. Das Auftreten v. Scheeles, sein emsiges Bemühen, durch zur Schau getragene Volksfreundlichkeit und Reformen im liberalen Sinne in den Zusammenhalt der verschiedenen Stände eine Spaltung zu bringen, und andrerseits sein rücksichtslos gewaltsames Vorgehen gegen die im Bewußtsein ihres Rechts widerstrebenden Elemente hatte den stillen Unmuth des Landes zur lauten Entrüstung und zu dem Entschlusse gesteigert, kein gesetzliches Mittel unversucht zu lassen, um das noch übrige Terrain zu vertheidigen.

Herr v. Scheele — nicht v. Scheel — war dem gegenüber gutes Muthes. Seine Eitelkeit, mit der er die Dänen noch überbietet, und seine Ueberzeugung, daß man nicht nach dem Rechte zu fragen braucht, wenn man die Gewalt hat, ließ ihn ganz unverholen und häufig sogar in höhnischen Worten seine Pläne gegen das deutsche Herzogthum aussprechen. Er glaubte mit Bestimmtheit zu wissen, daß ihm von Deutschland aus kein Hinderniß in den Weg gelegt werden könnte. Einzig der dänische Reichstag flößte ihm in Bezug auf das Zustandekommen der Gesammtstaatsverfassung Furcht ein, und während er diesem am 22. September 1855 in demüthigster Weise Rechenschaft über seine Vergangenheit ablegte*), sich über sein schlechtes Dänisch entschuldigte und namentlich viel von seiner Sehnsucht nach beschaulichem Leben unter den Bauern von Pinneberg und seiner geringen Neigung zu Ministerposten redete, erging er sich den holsteinischen Verhältnissen

*) Vgl. Altonaer Merkur Nr. 228, 230 ff.

gegenüber in Tiraden wie folgende: „Dieses Schreckbild (eines deutschen Bundesstaats) ist nun verschwunden, ich will nicht weiter davon sprechen. Was Deutschland betrifft, so bleibt es beim Alten, und so lange Holstein und Lauenburg nicht in eine nähere Verbindung mit Deutschland kommen, so hat es nichts zu sagen; die Verbindung, in der wir seit nunmehr vierzig Jahren mit dem deutschen Bunde gestanden und die uns niemals hinderlich gewesen, wird dies meiner Meinung nach auch niemals werden. — Ich bin nicht besorgt, durchaus nicht besorgt in Betreff dessen, was in Schleswig oder in Holstein passiren kann, unsre schlimmsten Feinde sind jenseits der Elbe" u. s. w.*).

Die dänischen Blätter waren andrer Meinung, und der Herr v. Scheele dürfte nachgerade inne geworden sein, daß er mit Holstein kein so leichtes Spiel haben wird, als er voraussetzen zu dürfen gemeint hat. Ich habe in einem frühern Briefe der holsteinischen Ritterschaft gedacht, und ich kann nur hier wiederholen, daß dieselbe sich ihrer Pflicht gegen das Land in einem Maße bewußt gewesen ist, welche sie zum Stolz ganz Holsteins und zum Muster für den gesammten Adel deutscher Nation gemacht hat. Hat sie dies früher zur Genüge bewiesen, so hat sie sich bei den Verhandlungen der Provinzialversammlung, die im vorigen Winter zu Itzehoe zusammentrat, an der Spitze der übrigen Vertreter des Herzogthums auf's Neue den Ruhm unerschrockener Pflichttreue, mannhafter Vaterlandsliebe und ausdauernder Tüchtigkeit erworben.

Wahn und Lüge ist es, wenn man ihren Widerstand gegen die sogenannten Reformen, die von Kopenhagen octroyirt wurden, auf

*) Man lese diese und andere Reden des Ministers, und man wird ein vollständiges Bild seiner Persönlichkeit vor sich haben. Namentlich schön nimmt sich die Form seiner oratorischen Ergüsse aus, z. B. wenn der Sprecher alle Augenblicke ausruft: „Gott verzeih' mir die Sünde!" „Weiß es Gott!" oder wenn er „um Gottes Willen gebeten hat", ihn nicht zum Minister zu machen. Man kann in der That fast glauben, der Herr Minister des Auswärtigen und für Holstein, Kammerherr, Geheime Conferenzrath, Ritter des Elephantenordens, Großkreuz vom Dannebrog u. s. w. habe sich dieser Herzensergießungen vor den Herren Volksvertretern im Schlafrock und mit in die Hosentaschen gesteckten Händen entledigt, und es habe zur Erhöhung der Gemüthlichkeit ein Seidel bairisch Bier neben ihm gestanden.

eigennützige Beweggründe, auf das Bestreben, veraltete Standesvorrechte zu erhalten zurückführt. Man hat diese Gaben vielmehr zurückgewiesen, weil sie ein Köder waren, der die Gemüther in den Gesammtstaat locken sollte, weil man von Dänemark keine Wohlthaten wollte, weil man sich bewußt war, daß das nationale Princip dem liberalen vorgeht, wo die Wahl zwischen beiden freisteht, weil man sich der Wahrheit erinnerte, daß die Freiheit von Fremden gebracht nicht Freiheit, sondern Knechtschaft ist. Und nicht der Adel allein war es, der sie zurückwies, diese Danaergeschenke, sondern gleichermaßen der Bürger und der Bauer, das ganze Volk beinahe einmüthig, Mann für Mann. Unsre Zeit hat die Tendenz zur Ausgleichung der Unterschiede, und der Minister speculirte durch Eingehen auf diese Tendenz auf die Gunst des großen Haufens. Er hat sich in dem holsteinischen Volke verrechnet. Man weiß es hier, besonders unter den jetzigen Umständen, zu würdigen, daß sich aus der unabhängigen Stellung des Adels Charaktere entwickeln, welche die festesten Stützen der Rechte des Landes werden, und man sieht ein, daß diese Unabhängigkeit als ein Palladium zu schonen und zu wahren ist, wenn man sich nicht selbst entwaffnen will. Dies im Verein mit dem Obigen ist das ganze Geheimniß des gemeinsamen Widerstandes gegen Maßregeln, welche nur dem Adel zu schaden, den übrigen Ständen aber als heilsame Verbesserungen erwünscht sein zu müssen scheinen.

Der wichtigste Schritt, den die holsteinische Ständeversammlung that, bestand darin, daß sie sich, aufgefordert, Mitglieder für den Reichsrath zu wählen, gegen dieses Institut erklärte, nur unter der Verwahrung, damit kein Urtheil über den Gesammtstaat aussprechen zu wollen, wählte und sich im Anschluß hieran zu einer Erklärung gegen die den Herzogthümern octroyirte Gesammtstaatsverfassung anschickte. Graf Reventlow-Jersbeck stellte den Antrag: „Die holsteinische Ständeversammlung beschließt ein allerunterthänigstes Gesuch an Se. Majestät den König zu richten, daß Allerhöchstdieselben geruhen mögen, diejenigen Veränderungen in der verfassungsmäßigen Stellung des Herzogthums Holstein allergnädigst zu veranlassen, welche nothwendig sind, um diesem Herzogthume die zur Wahrung seiner heiligsten Interessen erforderliche Vertretung beim Throne zu

sichern." — „Abgesehen von allen historischen Erinnerungen," sagte der Antragsteller, „ist dieser Zustand (der Gesammtstaat mit Holstein als Provinz) kein gesetzmäßiger, da er eingeführt worden ohne Rath der Stände. Aber nur bitten wollen wir, einen Schrei an das Ohr des Landesherrn gelangen zu lassen, damit die Geschichte nicht schreibe: die Stände haben geschwiegen. Ehe wir uns häuslich niederlassen in dem neuen Gebäude, das uns gefangen halten soll nach allen Seiten, das uns den Hals zuschnüren wird, müssen wir reden."

Der Antrag ging trotz des Einspruchs des königlichen Commissärs an einen Ausschuß, konnte aber zur fernern Erörterung nicht gelangen, weil der Commissär den Ständen am 30. Januar in Gemäßheit eines Rescripts aus Kopenhagen eröffnete, derartige Verhandlungen seien ordnungswidrig, indem Gegenstände, welche die Gesammtverfassung beträfen, nicht zur Competenz der Versammlung gehörten, und ein fernerweites Vorgehen in dieser Richtung werde als Nullität betrachtet werden.

Einige Tage später wurde die Druckerei der Ständezeitung auf Befehl von Kopenhagen geschlossen, dem Eigenthümer die Concession entzogen, kieler und hamburger Blättern unter Androhung von Verboten untersagt, irgend etwas von den Ständeverhandlungen zu veröffentlichen.

Die Stände ließen sich dadurch nicht abschrecken. Graf Reventlow-Jersbeck brachte folgende Proposition ein: Die Ständeversammlung wolle die Lage, in welche sie durch das Rescript vom 30. Januar versetzt worden, in Berathung nehmen und die mit Beziehung darauf zur Wahrung der Landesrechte erforderlichen gesetzlichen Schritte thun. Dieser Vorschlag gelangte zur fernern Verhandlung, und es ward am 16. Februar mit 42 gegen 2 Stimmen beschlossen, den König zu bitten, daß die der Wirksamkeit der Stände nach Inhalt des erwähnten Rescripts gewordene Beschränkung zurückgenommen und für alle Zeiten ausgesprochen werde, es sei den Ständen des Herzogthums Holstein unbeschränkt gestattet, in allen das Wohl des Landes betreffenden Angelegenheiten Bitten an den Thron zu bringen. Einer Antwort hierauf kann erst in der nächsten Diät, d. h. nach drei Jahren entgegengesehen werden.

Der zweite wichtige Schritt der Stände war, daß sie auf den Antrag des Barons Blome-Heiligenstetten*) den Beschluß faßten, eine Adresse an den König zu richten, in welcher die Erklärung enthalten sei, der Minister für Holstein genieße wegen des von ihm befolgten Regierungssystems das Vertrauen des Landes nicht, und daß sie denselben zugleich wegen Verfassungsbruchs und verschiedener Willkürmaßregeln beim kieler Appellationsgericht in Anklagestand zu versetzen beschlossen. Als über die Adresse abgestimmt wurde, erklärten sich von 47 anwesenden Mitgliedern 40 für dieselbe, und nur der Advocat Bargum — wohlbekannt aus der Zeit der Erhebung als eifriger Schleswig-Holsteiner, jetzt aber Gesammtstaatspatriot und Vorfechter der Scheele'schen Partei — hatte sich bei der Verhandlung als Sachwalter des Ministers erhoben.

Die Adresse ging nach Kopenhagen ab. Sie hatte namentlich auf die Absetzung des Präsidenten und zweier Räthe des Appellationsgerichts, auf die ohne Recht und Urtheil erfolgte Dienstentlassung des Amtmanns der Aemter Kiel, Cronshagen und Bordesholm, sowie darauf hingewiesen, daß in sieben Gerichtsbezirken des Landes die Untergerichte der Aufsicht der Verwaltungsbeamten unterworfen worden waren. Sie hatte ferner die trotz dringenden Abrathens der Stände erfolgte Einführung der Reichsmünze in Holstein ins Auge gefaßt und die Gewaltmaßregeln gezeigt, mit denen v. Scheele dieselbe durchzusetzen versucht**). Sie hatte endlich sich dagegen ausgesprochen,

*) Früher dänischer Gesandter in London, der Bewegung von 1848 bis 1850 durchaus fremd geblieben.

**) Es heißt in Bezug hierauf in der Adresse: „Der Minister für Holstein hat sich zur Durchführung der Verordnung, die Reichsmünze betreffend auf Münzedicte des vorigen Jahrhunderts berufen (von 1775, 1777 und 1778), welche nicht allein dasjenige nicht enthalten, was daraus abgeleitet werden sollte, (sie verboten nur die geringhaltigen mecklenburger Schillinge), sondern überdies seit beinahe siebzig Jahren vermöge eines spätern Gesetzes aufgehoben sind. Er hat die Anordnung der Confiscation der hamburger Schillinge nicht nur auf solche, welche sich im Verkehr zeigen, verfügt, sondern auch auf die Schillinge, welche sich im Privateigenthum befinden, vermittelst Haussuchungen und Kassenrevisionen ausgedehnt. Er hat den Beamten bei Vermeidung der Suspension anbefohlen, obige Maßregeln unweigerlich und ohne Nachsicht anzuwenden. Er hat Instructionen erlassen, welche da-

daß der ehrwürdigen Landesuniversität ein dänischer Officier als Curator vorgesetzt worden. „Wohin ein Beharren in der bisher von dem Minister für Holstein eingeschlagnen Richtung führt", fuhr die Adresse fort, „ist nur zu klar. Gänzliches Verschwinden der Rechtssicherheit, unablässige polizeiliche Vexationen, völlige Demoralisation des unter permanenter Drohung der Amtsentsetzung lebenden Beamtenstandes, Verfall der Wissenschaft und jeder edleren Geistesblüthe, das sind die unausbleiblichen Folgen dieses Systems, denen sich der materielle Ruin des blühenden Landes bald anschließen wird." —

Die Antwort auf diese Adresse war vorauszusehen. Die Beschwerden über die erwähnten Dienstentsetzungen wurden durch sie kurz und bündig für unberechtigt erklärt, ebenso die wegen Einführung der Reichsmünze. Die in Betreff des militärischen Universitäts-Curators war „ebenso ungereimt als ungebührlich." Anderes sollte eine „beklagenswerthe Unklarheit der Begriffe voraussetzen." Das Ganze war der Art, daß darin „mehr die Resultate einer durch Sonderinteressen hervorgerufenen leidenschaftlichen Aufregung als eines wahren Interesses für die Angelegenheiten Unseres Herzogthums Holstein" erkannt werden mußten, und v. Scheele blieb im ungeschmälerten Besitze des Vertrauens der Majestät, die dieser Zurechtweisung durch Unterzeichnung ihres Namens ihre Sanction ertheilt.

Ueber die Anklage, über welche Juristen und Politiker die in Hamburg bei Berngruber gedruckte Schrift „Anklagereceß in Sachen des Präsidenten der holsteinischen Ständeversammlung Kammerherrn Baron C. v. Scheel-Plessen u. s. w. Anklägers, wider den Minister ad interim für die Herzogthümer Holstein und Lauenburg, Kammerherrn, Geheime Conferenzrath Ludwig Nicolaus v. Scheele u. s. w. Angeklagten" nachlesen mögen, wird das kieler Oberappellationsgericht im August dieses Jahres entscheiden — hoffentlich in andrer Weise als jene Abweisung der Adresse!

---

hin zielen, im Verkehr erlaubte fremde Münzen zur Entrichtung von Communalabgaben nicht zu gebrauchen und solchergestalt die durch den Druck der Zeiten und die Theuerung schwer bedrängten Unterthanen genöthigt, das Geld für ihre Abgaben, welches sie nicht hatten und in der Circulation nicht erhielten, mit Mühe und Verlust, folglich mit einer Erhöhung der Abgaben um mehrere Procente zu kaufen."

Inzwischen appellirte der Minister durch eine von ihm veranlaßte Broschüre: „Die holsteinische Ständeversammlung gegen den Minister! Der Minister aber für das Volk!“ im Voraus an die öffentliche Meinung, und die dänischen Zeitungen spieen Feuer und Schmutz gegen das Gericht, von dem sie eine Verurtheilung v. Scheeles zu erwarten scheinen*).

Im Uebrigen beschäftigten sich die Stände mit Regierungsvorlagen betreffend eine neue Gerichtsverfassung, welche unter Anderm die Patrimonialgerichtsbarkeit ohne alle Entschädigung aufhob, betreffend ferner eine Stempelpapierverordnung, welche sämmtliche Befreiungen von der Verpflichtung zum Gebrauch des Stempelpapiers ebenfalls ohne irgendwelche Entschädigung außer Kraft setzte, und betreffend endlich einige Veränderungen an der Verfassung für Holstein, welche dazu dienen sollten, dieselbe mit dem Gesammtstaatsplane in Einklang zu bringen. Alle diese Vorlagen wurden von der Versammlung nach sorgfältiger Prüfung fast einstimmig abgelehnt.

Zehn Tage nach dem Schluß der holsteinischen Ständeversammlung wurde durch den König im Schlosse zu Christiansborg der erste

*) Dagbladet sagt (nach der N. Pr. Z.) in dieser Beziehung: „Wir kennen die Mißbräuche, welche früher bei dem Examen bei verschlossnen Thüren in Kiel stattfanden, wo Bestechung, Nepotismus und Protection eine bedeutende Rolle, selbst bei Handlangern der Gerechtigkeit in dem höchsten Gerichtsstuhl spielten, zu dessen Preis und Ehre man in der letzten holsteinischen Ständeversammlung so viel Weihrauch verbrannt hat. Es ist nicht zu verwundern, daß der ganze ritterschaftliche Schwarm sich so lebhaft dieses Gerichts annahm, bei welchem sie allezeit sicher waren, Parteilichkeit (d. h. Beistimmung) zu finden, und dem sie gewißlich es zumeist mehr oder weniger schuldig waren, daß ein Bruder, Vetter oder anderer Verwandter leicht und gut durch das Examen kam. Dieses Gericht hat außerdem das Verdienst, in den Jahren der Agitation und des Aufruhrs den Schleswig-Holsteinismus mit seinem ganzen Ansehen unterstützt zu haben, welches einen wichtigen Beitrag zur Beurtheilung der Zuverlässigkeit und politischen Bedeutung der Richterstühle insgemein abgiebt. Sein letztes Verdienst, nämlich Untauglichkeitserklärung des loyalen Francke zum Eintritt in's Gericht, ist gewiß ein Meisterstück lumpiger Kleinlichkeit und politischer Verstocktheit, und so faßte die Regierung es auch auf.“ In der That eine Frechheit und Lügenhaftigkeit ohne Gleichen, die dadurch noch unvergleichlicher wird, daß „Dagbladet“ für eine ministeriell inspirirte Zeitung gilt.

dänisch-deutsche Reichsrath eröffnet, dessen Entstehungsgeschichte im Folgenden zunächst kurz mitzutheilen sein wird.

Der Reichsrath ist der Gesammtstaat auf repräsentativem Gebiete. In ihm soll das Problem gelöst sein, die durch das londoner Protocoll zusammengesiegelten beiden Nationalitäten der dänischen Monarchie zusammenzuhalten. Er ist das Ergebniß langer Experimente, die schon vor dem Ausbruche der Ereignisse des Jahres 1848 begannen und sich in drei Gesammtverfassungen ausprägten. Der erste Versuch in dieser Richtung rührte noch von Christian dem Achten her und trat in Gestalt des Patents vom 28. Januar 1848 wenige Wochen nach der Thronbesteigung des jetzigen Königs und Herzogs in die Oeffentlichkeit. Das Patent verkündigte, es sei die Absicht Sr. Majestät, gemeinschaftliche Stände für das Königreich und die Herzogthümer einzuführen, welche in gleicher Anzahl aus dem erstern und den letztern genommen werden und sich abwechselnd im Königreiche und in den Herzogthümern versammeln sollten. Vor der definitiven Feststellung dieser Verfassung sollte dieselbe durch Abgeordnete der verschiedenen Provinzialständeversammlungen berathen werden. Die Dänen waren mit diesem Project durchaus unzufrieden, ebenso die deutschen Herzogthümer. Dennoch beschloß man hier, zur Wahl von Abgeordneten zu schreiten, wenn auch nur zu dem Zwecke, um durch sie gegen Einführung der Gesammtstaatsverfassung Einspruch thun zu lassen. Die Februarrevolution führte einen offnen Bruch herbei. Die Herzogthümer sandten eine Deputation von fünf Männern zum Könige, um zu bitten, daß derselbe auch für Schleswig dem deutschen Bunde beitrete. Die Kopenhagener dagegen erzwangen durch die Märzrevolution die Aufgebung der Gesammtstaatspläne und die Incorporation Schleswigs in das Reich Dänemark, mit dem es die Verfassung gemein haben sollte, während den Herzogthümern Holstein und Lauenburg jedes für sich eine gesonderte staatliche Existenz in Aussicht gestellt wurde.

Gegen dieses von der revolutionären Partei Dänemarks aufgestellte Programm setzten die Herzogthümer, nichts mehr und nichts weniger als ihr Recht fordernd, ein anderes, welches sich in den bekannten Sätzen: Schleswig und Holstein sind

selbständige und fest mit einander verbundene Staaten und der Mannsstamm herrscht in den Herzogthümern zusammenfassen läßt. Unter dem Banner des erstern Programms begannen die Dänen den Krieg, unter dem des andern leisteten die Deutschen Widerstand. Der Kampf endete damit, das keine von den Parteien, weder die revolutionäre dänische, noch die conservative schleswig-holsteinische ihr Programm zur Geltung brachte, sondern von der europäischen Diplomatie unter Vortritt der russischen, ein auch Holstein und Lauenburg umfassender dänischer Gesammtstaat proclamirt und zu Gunsten desselben das agnatische Erbrecht ausgestrichen wurde.

Es handelte sich jetzt darum, das Maß der Selbständigkeit und die Art der gegenseitigen Verbindung festzusetzen, welche den Herzogthümern noch gewährt werden sollten. Daß die Gesammtstaatsverfassung, die dies regeln sollte, das deutsche und das skandinavische Element in der Gesammtvertretung wieder mit gleichviel Stimmen bedenken werde, war nicht zu erwarten, vielmehr war vorauszusehen, daß dem dänischen Volke die entschiedene Uebermacht in die Hand gegeben werden würde. Es fragte sich lediglich, ob das dänische Uebergewicht in den gemeinschaftlichen Angelegenheiten sich mehr in der Gestalt eines bureaukratischen oder eines parlamentarischen Regiments geltend machen würde.

Das Ministerium Oersted versuchte es mit dem erstern System. Es octroyirte am 26. Juli 1854 eine Gesammtstaatsverfassung mit einem Reichsrath, der aus 50 Mitgliedern, 8 vom König ernannten und 12 vom Volke gewählten aus den Herzogthümern und 12 ernannten und 18 gewählten aus dem Königreiche, bestehen, unauflöslich sein und (ausgenommen in Betreff neuer Steuern und Anleihen) nur eine berathende Stimme haben sollte. Dieses Project stieß auf lebhaften Widerstand im dänischen Reichstage. Das dänische Uebergewicht wurde bestens acceptirt, statt der blos berathenden Stimme aber forderte man für den Reichsrath mitbeschließende Befugniß. Dasselbe that die Majorität der zwanzig von der Krone ernannten Reichsrathsmitglieder, welche am 1. September 1854 zu einer vorläufigen Berathung zusammentraten. Das Ministerium löste in Folge dessen den Reichstag auf und ordnete neue Wahlen an.

Diese hatten ein Resultat, welches dem Plane der Regierung nicht günstig war. Der neue dänische Reichstag trat, unterstützt durch eine Riesenpetition des Volks, den in Bezug auf die Gesammtverfassung vom vorigen Reichstag gefaßten Beschlüssen bei und richtete an den König den Antrag, die Gesammtverfassung vom 26. Juli nach dem Willen der Volksvertretung (natürlich blos der dänischen) zu modificiren. Das Ministerium Oersted wollte nicht nachgeben und trat zurück, worauf v. Scheele ein neues Kabinet bildete, welches die Absichten des Reichstags zu den seinen machte.

So entstand die dritte Gesammtstaatsverfassung vom 2. October 1855. Sie wich von der vorherigen zunächst dadurch ab, daß sie die Anzahl der Reichsrathsmitglieder von 50 auf 80 erhöhte und dem parlamentarischen Organ der Gesammtmonarchie mit Rücksicht auf das Budget und die Gesetzgebung eine entscheidende Stimme einräumte. Die eine überwiegende Majorität auf dänischer Seite sichernde Vertheilung der Abgeordneten auf die einzelnen Länder war beibehalten, da 33 Reichsräthe aus den Herzogthümern 47 dänischen gegenüberstehen sollten. Der Entwurf zu dieser Verfassung wurde dem dänischen Reichstage mit Rücksicht auf die dadurch nöthig werdende Beschränkung des Grundgesetzes für Dänemark auf die besondern Angelegenheiten dieses Königsreichs zur Genehmigung vorgelegt, und ebenso der Plan zu einem Wahlgesetz für den Reichsrath. Nachdem beide Gesetze von der dänischen Volksvertretung berathen und schließlich angenommen worden, berief die Regierung abermals die vom König ernannten Reichsrathsmitglieder zusammen und legte denselben jene Gesetze vor, jedoch ohne Einräumung der Befugniß zu Aenderungsvorschlägen, vielmehr zur Annahme oder Verwerfung en bloc. Der Reichsrath entschied sich für die Annahme, und nun wurde die neue Gesammtstaatsverfassung nebst dem Wahlgesetze publicirt.

Von einer Befragung der Provinzialstände Schleswigs und Holsteins sowie der Ritter- und Landschaft Lauenburgs war nicht die Rede. Der dänische Reichstag hatte entschieden, auf ihn allein kam es an, mit ihm mußte man sich vereinbaren. Die Deutschen hatten

sich schweigend zu unterwerfen — der Wille Dänemarks war das Gesetz der Unterworfenen.

Daß die holsteinischen Stände diese Nothwendigkeit nicht einsahen, ist oben gezeigt, ebenso, daß ihr Widerspruch von der Regierung als Nullität betrachtet wurde. Schleswig, zu sehr in der Gewalt der Dänen, fügte sich. Lauenburgs Vertretung dagegen protestirte ebenfalls gegen die Verletzung der Landesrechte durch die octroyirte Gesammtverfassung und erklärte, die Wahlen von Reichsräthen nur unter der Verwahrung vornehmen zu wollen, daß hieraus keine Anerkennung jener Verfassung gefolgert werden sollte.

Es blieb dem deutschen Elemente nichts mehr übrig, als den Versuch zu unternehmen, im Reichsrathe selbst sein Recht geltend zu machen und im Fall auch dies fehlschlüge, von denen Hülfe zu erwarten, welche als Garanten dieses Rechts angesehen werden mußten.

Ein Wahlgesetz, nach welchem eine gut eingeübte Minderheit den Sieg davon tragen muß, Einschüchterung der Beamten, Mitwirkung dänischer Militärpersonen, Herumsendung von Stimmzetteln durch Polizeidiener und andere Wahlumtriebe hatten es möglich gemacht, daß in Holstein und Schleswig einige abhängige und unselbständige Beamte und mehrere undeutsch gesinnte Männer andern Standes, unter Andern selbst v. Scheele, in den Reichsrath gewählt worden waren. Im Uebrigen wählte man solche Vertreter, welche die Gesammtverfassung vom 2. October 1855 als widerrechtlich erlassen verwarfen und ein Zusammenleben der Deutschen und Dänen in einer Gesammtmonarchie wie die, welche man jetzt in Kopenhagen für fertig hält, überhaupt als unmöglich ansahen. Von diesen stellten schon in einer der ersten Sitzungen (am 31. März) des Reichsraths elf*) den folgenden bedeutungsvollen Antrag:

„Der Reichsrath beschließt: Bei Sr. Majestät dem Könige aller-

*) Oberpräsident Baron v. Scheel-Plessen, Graf Reventlow-Jersbeck, Graf Baudissin-Borstel, Graf Reventlow-Farve, Gutsbesitzer v. Rumohr, Advocat D. Müller, Hofbesitzer und Rathmann Thomsen (letztere drei aus Schleswig), Etatsrath Preußer, Kaufmann Reincke, Buchhändler Pauly und Gutsbesitzer Berckemeyer. Ihnen schlossen sich später der Geheime Conferenzrath Baron Blome, der Oberappel-

unterthänigst zu beantragen, daß Allerhöchstdieselben geruhen wollen, den Provinzialständen des Herzogthums Schleswig sowie des Herzogthums Holstein und der Ritter- und Landschaft des Herzogthums Lauenburg rücksichtlich des Verfassungsgesetzes für die gemeinschaftlichen Angelegenheiten vom 2. October 1855 und des vorläufigen Gesetzes betreffend die Wahlen zum Reichsrathe von demselben Datum, diejenigen Vorlagen machen zu lassen, auf welche sie verfassungsmäßig und namentlich auf Grund der allerhöchsten Bekanntmachung vom 28. Januar 1852 einen Anspruch zu machen berechtigt sind; zu diesem Ende die gedachten Landesvertretungen sobald wie möglich nach Beendigung der jetzigen Diät des Reichsrathes zu außerordentlichen Versammlungen zu berufen und, unter möglichster Berücksichtigung der von denselben erstatteten Gutachten, ausgearbeitete Entwürfe zu einem Verfassungsgesetze für die gemeinschaftlichen Angelegenheiten und einem desfälligen Wahlgesetze dem Reichsrathe als Gesetzvorschläge vorlegen zu lassen."

Die Versammlung erklärte sich mit 64 gegen 1 Stimme dafür, daß der Vorschlag in Berathung zu nehmen sei. Der Führer der Antragsteller, v. Scheel-Plessen zeigte in längerer Rede, daß der bisher betretene Weg zur Bildung eines gemeinschaftlichen Organs nicht der richtige sei, und daß an die Stelle des augenblicklichen, durch die Macht der Umstände herbeigeführten Zustandes ein anderer, ein rechtlich begründeter gesetzt werden müsse, eine Debatte erhob sich und dauerte mehrere Sitzungen hindurch fort, und das Ende war — wie vorauszusehen — daß die dänische Majorität in Gemeinschaft mit den Mitgliedern aus den Herzogthümern, welche die Wahlumtriebe der Regierung, der Wille des Königs und die Verblendung einiger wenigen Theile der Bevölkerung in den Reichsrath gesendet, den Antrag abwies*).

---

lationsrath Burchardi, der Bürgermeister Etatsrath Kirchhoff und zuletzt der Landsyndicus Wittrock an.

*) Das Nähere über die Debatte ist nachzulesen in: „Verhandlungen des dänischen Reichsrathes über den Antrag des Oberpräsidenten Baron v. Scheel-Plessen und Genossen betreffend die Rechte der Herzogthümer Schleswig, Holstein und Lauenburg. Kiel, Schwers'sche Buchhandlung, 1856.

Die Hauptfrage, um die es sich handelte, war die: ob die Herzogthümer Schleswig, Holstein und Lauenburg wirklich Anspruch darauf erheben können, in Betreff der Gesammtstaatsverfassung mit ihrem Rath und Gutachten gehört und berücksichtigt zu werden, und ob ihre verfassungsmäßigen Rechte durch eine ihnen octroyirte Gesammtstaatsverfassung verkürzt werden dürfen oder ob dieselben auch der letztern gegenüber eine gesicherte Geltung behalten?

Die Antwort hierauf findet sich in einem Vergleich des Zustandekommens der Gesammtverfassung mit den Zusagen, welche Dänemark bei Beendigung des Krieges dem preußischen und östreichischen Kabinette als Vertretern des deutschen Bundes in Betreff der drei Herzogthümer gemacht hat, und mit der durch den Inhalt dieser Zusagen zu interpretirenden Bekanntmachung vom 28. Januar 1852.

Nachdem Deutschlands Fürsten und Völker zwei Jahre lang für das schleswig-holsteinische Programm: Selbständigkeit und Zusammengehörigkeit der Herzogthümer und Erbfolge des Mannsstammes in derselben, unter Preußens Führung mit Dänemark gekämpft, schloß Preußen den sogenannten inhaltlosen Frieden (2. Juli 1850), welcher in seinem 3. Artikel den gegenseitigen Vorbehalt aller Rechte, wie dieselben vor dem Kriege bestanden, enthielt. Die übrigen deutschen Regierungen folgten. Einige Monate später rief Dänemark die Intervention des deutschen Bundes zur Beruhigung Holsteins, welches auf eigne Hand fortgekämpft, und zur Wiederherstellung der vollen landesherrlichen Autorität daselbst an. Der Bund entsprach dieser Aufforderung durch Absendung von Commissarien, und die Absicht des kopenhagener Kabinets wurde erreicht.

Es entspannen sich nun Verhandlungen in Betreff des Maßes der fernern Selbständigkeit und gegenseitigen Verbindung der Herzogthümer, welche durch einen Depeschenwechsel zwischen den deutschen Großmächten und Dänemark gepflogen wurden und durch jene Bekanntmachung vom 28. Januar 1852 zum Abschluß gelangten, worauf das inzwischen in Holstein eingerückte österreichische Heer zurückgezogen wurde.

In der erwähnten Bekanntmachung ist ausgesprochen, gleichwie

die ungeschmälerte Erhaltung der dänischen Monarchie in ihrem ganzen Gebietsumfange mit dem Beistande der europäischen Großmächte für die Zukunft gesichert bleiben werde, so solle auch die Verbindung zwischen den verschiedenen Theilen dieser Monarchie zu einem wohlgeordneten Ganzen zunächst im Wege der Verwaltung der gemeinsamen Angelegenheiten durch gemeinsame Behörden erhalten und befestigt, demnächst aber auf die Einführung einer gemeinschaftlichen Verfassung zum Zweck der Behandlung der gemeinschaftlichen Angelegenheiten baldmöglichst Bedacht genommen werden. Außerdem enthält diese königliche Bekanntmachung eine genaue Präcisirung derjenigen Gegenstände, welche künftig als der Gesammtadministration der ganzen Monarchie angehörig betrachtet, und welche von den besondern Ministerien des Königreichs und der Herzogthümer verwaltet werden sollten, sowie die Zusicherung, daß auf verfassungsmäßigem Wege den Provinzialständen der Herzogthümer Schleswig und Holstein eine solche Entwickelung zu Theil werden solle, daß jedes der gedachten beiden Länder hinsichtlich seiner bisher zu dem Wirkungskreise der berathenden Provinzialstände gehörigen Angelegenheiten eine ständische Vertretung mit beschließender Befugniß erhalte. Endlich hieß es in dem Documente, daß in Betreff der Verfassung Lauenburgs nach vorgängiger verfassungsmäßiger Verhandlung mit der Ritter- und Landschaft dieses Landes die allerhöchsten Beschlüsse zur öffentlichen Kunde gebracht werden sollten.

Man sieht, dieses Manifest war in sehr allgemeinen Ausdrücken gehalten, und es stünde übel um das Recht der Herzogthümer, wenn dasselbe nicht auf Grundlagen von größerer Deutlichkeit beruhte. Der deutsche Bund ertheilte den in der Bekanntmachung vom 28. Januar 1852 gegebenen Erklärungen seine Zustimmung, aber er konnte sie nur ertheilen, indem er das, was hier unerwähnt gelassen oder zweideutig ausgedrückt war, und zwar insbesondere die Art des Zustandekommens der Gesammtverfassung, nach dem Inhalte der vorher gewechselten Depeschen und den in denselben gegebenen verbindlichen Zusicherungen ergänzte und deutete.

Es handelt sich hier zunächst um den Ausdruck „auf verfassungsmäßigem Wege“, und hierfür giebt die Depesche vom 6. December

1851 die alleinige Interpretation an die Hand. In Bezug nämlich auf die Weise, in welcher die Gesammtverfassung eingeführt werden sollte, enthielt Beilage 2 zu dieser Depesche die Erklärung: „Wenn von Allerhöchstihm (dem König von Dänemark) mit Rücksicht auf den Rath und Wunsch seiner hohen Verbündeten der Beschluß gefaßt worden, nicht nur das Herzogthum Holstein, sondern auch das Herzogthum Schleswig bis auf Weiteres als absoluter König, unter Mitwirkung berathender Provinzialstände zu regieren, so geschehe dies, was das Herzogthum Schleswig angehe, lediglich aus freier Machtvollkommenheit, keineswegs aber in der Absicht, auf die Wiedereinführung der Provinzialstände-Institution im Königreiche Dänemark mit Beseitigung des für letzteres angenommenen und in Wirksamkeit bestehenden Grundgesetzes hinzuarbeiten, sondern mit dem Ziel vor Augen, auf gesetz- und verfassungsmäßigem Wege, d. h. durch die berathenden Provinzialstände der gedachten Herzogthümer für sich und was das Königreich betreffe, durch Beschlüsse des Reichstags, sowie in Bezug auf Lauenburg unter Mitwirkung von Ritter- und Landschaft eine organische und gleichartige Verbindung sämmtlicher Landestheile zu einer Gesammtmonarchie herbeizuführen."

Diese Zusage wurde von Oestreich und Preußen in zwei verschiedenen Depeschen angenommen, und zwar drückte sich die östreichische (vom 26. December 1851) klarer und bestimmter aus, indem sie nicht nur die Punkte, um die es sich vorzüglich handelte, wörtlich wiederholte, sondern auch hinzufügte, daß der kaiserliche Hof „diese Willensmeinung des Königs nur als auf die Erfüllung einer unabweislichen Aufgabe gerichtet anzuerkennen vermöge."

Sowol hierüber wie über alle andern Streitfragen verlangte Oestreich von dem dänischen Kabinet eine bindende Erklärung, und diese wurde am Tage nach Veröffentlichung jenes Manifests vom 28. Januar 1852 dahin gegeben, daß „der König die in dem Erlaß des k. k. Kabinets vom 26. December vorigen Jahres und in der Anlage zu demselben niedergelegte Auffassung der den Höfen von Wien und Berlin kundgegebnen allerhöchsten Absichten als mit der seinigen übereinstimmend anerkenne."

Daß diese deutlich ausgedrückten Versprechungen nicht gehalten, daß die Gesammtstaatsverfassung nur mit dem dänischen Reichstage, nicht mit den Provinzialständen Schleswigs und Holsteins und nicht mit der Ritter- und Landschaft Lauenburgs vereinbart worden, bildete den Hauptgrund zu dem Antrage jener elf deutschen Reichsräthe. Die dänische Partei suchte das theils durch Spitzfindigkeiten zu entkräften, theils durch Versprechungen und Hinweise auf die größere Freiheit, die im Gesammtstaate durch die rücksichtsvolle großmüthige Fürsorge der dänischen Vertreter auch den Herzogthümern werden solle, auszugleichen, theils als unpatriotische, ja illoyale Demonstration darzustellen. Man lockte, man höhnte, man drohte. Das Sieb Samvittighed kam vielfältig zur Anwendung, aber trotzdem sah man deutlich, daß die Minister sich bewußt waren, das Recht sei nicht auf ihrer Seite, und noch deutlicher gab sich unter den Reichsräthen die Furcht kund, den Gesammtstaat wieder zusammenfallen sehen.

Am Anständigsten und Gerechtesten sprachen sich im Ganzen noch Tscherning und der Conseilpräsident Bang aus — gerecht natürlich nur vergleichsweise. Orla Lehmann dagegen und Bischof Monrad polterten und höhnten, wo ihre Gründe nicht ausreichten, in bekannter widerlicher Manier. Ersterer sagte: „Wir können dem Antrage nicht beistimmen, ohne Alles wieder in das Chaos zu werfen, aus dem wir mit großer Anstrengung und harten Kämpfen uns endlich gerettet haben, und unter was für Bedingungen? Auf Gnade und Ungnade sollen wir uns ergeben. Und an wen? Ich will es kurz sagen: an die, welche auf der Wahlstatt besiegt worden und verurtheilt sind von ganz Europa. Nein, meine Herren, wir sind zwar nur Dänen, aber so einfältig sind wir doch nicht.“ Monrad ließ sich vernehmen: „Ich kann es nicht anerkennen, daß der Antrag im Namen des Rechtes kommt. Im Namen der holsteinischen Ritterschaft, im Namen der holsteinischen Ständeversammlung mag er auftreten; denn ich glaube, der geehrte Wortführer spricht die Anschauungen aus, welche dort sich geltend machen. Aber im Namen der Herzogthümer kann er nicht auftreten; denn ein politischer Begriff „Herzogthümer“ existirt nicht. Der Name existirt als eine Erinnerung, als

ein Phantasietraum, aber der Begriff Herzogthümer ist als politische Wirklichkeit nicht vorhanden."

Der Minister des Cultus und für Schleswig, Hall, äußerte: „Eingehen auf den Antrag wäre gleichbedeutend mit einem politischen Selbstmorde des Reichstags." Der frühere Minister Bluhme deutete an, daß in dem Antrage der Satz sich verberge: Fiat justitia, pereat respublica." Der Amtmann Kauffmann meinte: „Und wenn denn auch im provinziellen Lichte der eingebrachte Vorschlag mit dem Stempel der Gerechtigkeit erscheint, im Lichte des Gesammtstaats trägt er den Stempel des Separatismus, der Zersplitterung und der Auflösung." Professor David hatte wieder einen andern Unterschied entdeckt. Er schien das geschichtliche Recht anzuerkennen, welches von den Antragstellern geltend gemacht wurde, und gab zu, daß bei normaler Entwickelung der Staaten dasselbe die Grundlage des Staatslebens sei. „Aber", fuhr er, nicht ahnend, daß er damit den Gesammtstaat für ein anormales Gewächs erklärte, fort, „die Herren haben auch ein Gefühl davon, daß neben dem historischen Recht etwas lebt und sich geltend macht, was das Recht der Geschichte ist, und das Recht der Geschichte geräth oftmals in Widerstreit mit den geschichtlichen Rechten." Bargum, der Bekehrte, entblödete sich nicht, Männern wie Blome und Scheel-Plessen gegenüber, die an der Erhebung aus überloyalen Bedenklichkeiten keinen Antheil genommen, zu sagen: „Nach seiner Ansicht gezieme es sich nicht für loyale Unterthanen, auf die damals gewechselten Noten Bezug zu nehmen und das als ein Recht dem Landesherrn gegenüber geltend zu machen, was er den auswärtigen Mächten als seine damalige Absicht zu erkennen gegeben habe" — ein überaus zartes Gewissen, von dem sich der Wortführer der Antragsteller zwar nicht überrascht, aber außerordentlich gerührt erklärte.

Vor Allem zeichnete sich der Minister des Auswärtigen und für Holstein und Lauenburg aus durch Sophismen, die im Schlafrockstyle vorgetragen und gelegentlich durch Sticheleien und Grobheiten gewürzt wurden. Als Blome sich zu der Aeußerung veranlaßt fand, solle er die Hoffnung aufgeben müssen, hier Gehör für seine Wünsche zu finden, so wolle er dennoch hoffen, das Interesse seines speciellen

Vaterlandes gewahrt zu sehen, wies v. Scheele dies mit Indignation als Drohung mit dem Auslande zurück. Er mußte indeß schweigen, als Blome erwiderte: „Ich kann nicht glauben, daß der Minister des Auswärtigen mit dem Worte „Ausland" Deutschland gemeint hat, weil er sonst in Collision mit dem Minister für Holstein gerathen würde, der ihm sofort bemerkt haben würde, daß Se. Majestät Mitglied des deutschen Bundes und für den Holsteiner Deutschland kein Ausland ist."

In die Enge getrieben, wußte sich v. Scheele endlich nur dadurch zu salviren, daß er sich auf das in den Depeschen vom 6. und 26. December 1851 gebrauchte Wort „herbeiführen" warf. „Herbeiführen, da liegt es", sagte er, „dies Wort erklärt Alles, und hiermit ist nicht gesagt, daß ein Verfassungsgesetz auf diese Weise gegeben werden sollte. Das konnte nicht gesagt werden, und das war auch nicht nothwendig, aber auf diesem Wege sollte die Bahn geebnet werden, um dazu zu gelangen — und das ist geschehen."

Es giebt indeß nichts, was sich nicht überbieten ließe, und so wurde v. Scheele's Sophistik denn auch von Bluhme, dem Minister, welcher die Depeschen vom 6. December 1851 und vom 29. Januar 1852 gezeichnet, in einer Weise überboten, bei der man an die Medulla moralis des Pater Busembaum denken konnte. Er gab zu verstehen, daß die Zugeständnisse in jenen Noten nur gemacht worden seien, um bei den deutschen Großmächten Vertrauen zu erwecken und zu verhüten, daß die östreichische Armee, die für den König in Holstein eingerückt, am Ende gegen den König aufträte. Er fand, daß die angeführten Erklärungen nichts weiter besagten, als daß der König das Nöthige zu thun sich selbst vorbehalte, daß in jenen Actenstücken zwar ausgesprochen sei, „es solle mit Hülfe des Beiraths der Provinzialstände in Schleswig und Holstein sowie der Ritter- und Landschaft Lauenburgs eine Gesammtverfassung zu Stande gebracht werden; aber in wie großem Umfange Vorlagen zur Berathung und Beschlußfassung gemacht werden sollten, darüber sei kein Wort gesagt." Jene Zusage bedeute nichts anderes, als man werde die nothwendigen Schritte vornehmen, und diese wieder hätten in nichts bestanden, als in der Anbahnung der Gesammtverfassung

durch Erlaß der Specialverfassungen nach verfassungsmäßiger Communication mit den verschiedenen Sonderlandtagen und in der Octroyirung des Gesammtstaatsgrundgesetzes. Allerdings hätte man nach den angezogenen Noten auch den Weg einschlagen können, sämmtlichen Sonderlandtagen die gemeinsame Verfassung zur Bestätigung vorzulegen, allein dies wäre — sehr unzweckmäßig gewesen. Die Gerechtigkeit dürfe nie bei Seite gesetzt werden, aber was sei zweckmäßig. Viele zweckmäßige Wege könnten gleich gerecht sein, aber welche solle man wählen? u. s. w.

Herr Bluhme war der klarste Repräsentant des specifisch dänischen Gewissens. Die Deutschen verstanden seine Theorie von Recht und Zweckmäßigkeit, aber sie sich zu eigen zu machen, waren sie nicht geschaffen. Es wurde ihm sogar nachgewiesen, daß auch die Provinzialverfassungen der Herzogthümer nicht auf dem Wege des Rechts zu Stande gekommen seien, und er gestand ein, daß man das Wahlgesetz zum Reichsrathe nicht ohne ständische Mitwirkung hätte erlassen sollen, auch nahm er sich vor der unklugen Behauptung Anderer in Acht, daß die Berathung mit den zwanzig vom König ernannten Reichsräthen ein Ersatz für die Mitwirkung der Provinzialvertretungen sei.

Als ihm später von Preußer bemerkt wurde, daß sein Vorbehalt bei jenen Noten eine rechtlich unzulässige reservatio mentalis sei, wollte er dies zwar nicht Wort haben, wurde aber doch seiner Sache ungewisser und meinte: „ich glaube, der Reichsrath befindet sich in Uebereinstimmung — wenn auch nicht in so vollständiger Uebereinstimmung mit den östreichischen und preußischen Noten, als die Verfassung vom 26. Juli 1854 bezweckte, so doch in Uebereinstimmung mit der königlichen Zusage vom 6. December; denn er beruht auf conservativen Grundsätzen.“ Wunderlich klang es, wenn er den Reichsrath über die Möglichkeit, daß jene Zusagen von den deutschen Kabinetten anders als vom dänischen aufgefaßt worden, damit zu beruhigen suchte, daß das letztere nicht an die Auffassung der fremden Diplomaten sondern lediglich an seine eigne gebunden sei. Sollte derselbe wirklich außer Acht gelassen haben, daß in Fragen, welche ein deutsches Bundesland betreffen, die endgültige

Interpretation von Documenten, die sich auf die Verfassung und das Recht eines solchen Bundeslandes beziehen, nicht den Herren in Kopenhagen, sondern dem Bundestage in Frankfurt zusteht?

Es muß aber zugleich mit Bestimmtheit behauptet werden, daß durch die Erklärungen in den angeführten Depeschen allerdings ausgedrückt ist, in wie großem Umfange die Betheiligung der Provinzialstände an der Herbeiführung der Gesammtstaatsverfassung stattfinden solle. In einem Passus der Anlage zu der wiederholt erwähnten östreichischen Note ist dieser Umfang in Bezug auf Holstein auf das Deutlichste angegeben. Es heißt dort: „Die gegenwärtige Provinzialverfassung Holsteins, auf welche der Artikel 56 der Wiener Schlußacte Anwendung leidet, wird der Verwirklichung dieser königlichen Absichten um so weniger hinderlich sein können, als schon in den Gesetzen, welche die provinzialständischen Institutionen in Holstein begründet haben, der Fall der Abänderung derselben, nach vorheriger Berathung mit den Ständen, vorgesehen ist."

Damit ist gesagt, daß jede durch die Gesammtverfassung herbeizuführende Veränderung in den politischen Beziehungen und Rechten Holsteins (und gleicherweise Lauenburgs) von der dänischen Regierung unter Beobachtung des Artikels 56 der genannten Acte bewirkt werden mußte. Dies ist aber nicht geschehen, obwol jene Erklärung Oestreichs von dem kopenhagener Kabinet durch die Depesche vom 29. Januar 1852 gutgeheißen worden ist.

Die Dänen machen dagegen geltend, daß die Eingangsparagraphen der Verfassungen, welche den Herzogthümern Schleswig und Holstein im Jahre 1854 gegeben worden, den Ständen dieser Länder gerade alle Befugniß in Bezug auf die gemeinschaftlichen Angelegenheiten absprechen, aber sie lassen außer Acht, daß diese Paragraphen (2 und 3 in der schleswigschen und 3 und 4 in der holsteinischen Verfassung), auf welche sich das Recht gründen soll, den Vertretern der Herzogthümer auf den Speciallandtagen jede Einmischung in die Gesammtstaatsangelegenheiten zu versagen, auf verfassungswidrigem Wege, d. h. ohne daß es den Ständen erlaubt war, sich über sie zu äußern, zu Stande gekommen sind, und daß ihre Rechtlosigkeit den auf sie gebauten Beweis hinsichtlich der Gesammtverfassung umstößt.

Haben die dänischen Redner dagegen wiederum behauptet, es

seien die frühern Verfassungen der Herzogthümer nur als theilweise, vorläufig und aus königlicher Gnade wiederhergestellt anzusehen, so ist dies in Betreff Holsteins und Lauenburgs durchaus unwahr und in Bezug auf Schleswig wenigstens zweifelhaft. Die Verfassung Holsteins von 1831 wurde in jenem Depeschenwechsel als „eine zu Recht bestehende" betrachtet, und die östreichisch-preußische Vorlage in der Sitzung der Bundesversammlung vom 29. Juli 1852 sagt: „Die rechtlich bestehende und nach dem Grundsatze des Artikel 56 der wiener Schlußacte nur auf verfassungsmäßigem Wege abzuändernde Wirksamkeit der holsteinischen Provinzialstände und der lauenburgischen Ritter- und Landschaft wird wieder in's Leben gerufen." Dänischerseits aber heißt es in der Depesche vom 6. December 1851: „Es wird sodann die diesseitige Erklärung, daß Veränderungen in der Verfassung Holsteins lediglich auf dem Wege der Berathung mit den Provinzialständen dieses Herzogthums eingeführt werden sollen, als eine sehr bezeichnende Wendung zum Bessern aufgefaßt, als ob die königliche Regierung jemals die Absicht geäußert oder auch nur angedeutet hätte, in Holstein in einem andern Sinne zu verfahren", und an einer andern Stelle wird erklärt, daß der König auf keinem andern, als auf verfassungsmäßigem Wege die Verfassung Holsteins verändern wolle.

Fragen wir, was das letztere heißt, so bestimmte die Verfassung Holsteins (und ebenso die schleswigsche), daß alle Gesetzentwürfe, welche eine Veränderung im Eigenthumsrecht oder in den Steuern, einschlössen, den Ständen zur Berathung und Begutachtung vorgelegt werden sollten; ja die lauenburgische Verfassung verlangte dies sogar für alle Gesetze und forderte für Einzelnes selbst die Einwilligung der Volksvertretung.

Dem gegenüber entzogen die Paragraphen 3 und 4 der neuen holsteinischen Verfassung, in denen die Gesammtstaatsangelegenheiten von den besondern geschieden wurden, erstere der Begutachtung der Stände, und indem sie somit octroyirt wurden, müssen sie als auf nicht verfassungsmäßigem Wege, auf einem Wege, der gegen die Abrede mit den Vertretern des deutschen Bundes verstieß, zu Stande gekommen, folglich als bis auf Weiteres ungültig betrachtet werden. In Betreff Lauenburgs endlich sagte das Verfassungspatent von

1853, der König behalte sich die Maßregeln, welche zur Verwirklichung seiner auf die Einführung einer gemeinschaftlichen Verfassung gerichteten Absichten erforderlich werden möchten, annoch vor. Auch hier soll die Hermeneutik erst noch erfunden werden, welche beweisen kann, daß man unter jenen Maßregeln solche hätte verstehen dürfen, welche die verfassungsmäßigen Rechte der lauenburgischen Ritter- und Landschaft verkürzten oder vernichteten, wie dies durch Octroyirung der Gesammtverfassung thatsächlich geschehen ist.

In beiden Ländern hat man wiederholt gegen diese Uebergriffe zu protestiren versucht. Es hat aber nichts gefruchtet, und so ist man auf die höhere Instanz und deren Gerechtigkeitsgefühl angewiesen — auf den deutschen Bund gegenüber den dänischen Versprechungen und dem Artikel 56 der wiener Schlußacte.

Dasselbe ist in Bezug auf einen andern Gegenstand des Streits, die Domänen, der Fall. In der oben auszugsweise angeführten Bekanntmachung vom 28. Januar 1852 heißt es: „Die früher zum Ressort der schleswig-holstein-lauenburgischen Kanzlei gehörigen Sachen, die aus den Herzogthümern Schleswig, Holstein und Lauenburg eingehenden früher zum Ressort der Rentenkammer, der dritten Section der Generalzollkammer und des Commerzcollegiums gehörigen Sachen mit Ausnahme der dem Marineministerium zugetheilten Leuchtfeuer-Sachen und der dem Ministerium für die auswärtigen Angelegenheiten zugewiesenen Consulat-Sachen sollen, soweit sie das Herzogthum Schleswig betreffen, von dem Ministerium für das Herzogthum Schleswig, soweit sie die Herzogthümer Holstein und Lauenburg betreffen, von dem Ministerium für die Herzogthümer Holstein und Lauenburg nach den bestehenden Vorschriften wahrgenommen werden."

Zu dem Ressort der Rentenkammer aber gehörten die Domäne-Angelegenheiten. Daraus folgt mit Nothwendigkeit, daß dieselben nun in den Wirkungskreis der Provinzialminister für Schleswig und für Holstein und Lauenburg fallen mußten, und so war es denn auch bis zum Herbst 1855. Nachdem aber unterm 16. October vorigen Jahres ein neues Ministerium für die gemeinschaftlichen innern Angelegenheiten der Monarchie geschaffen worden — dessen Errichtung sich beiläufig mit den Erwartungen, die in Nummer 5 der Anlage

zur östreichischen Depesche vom 26. December 1851 ausgesprochen sind, kaum vertragen dürfte — theilte man demselben zunächst ohne Weiteres, d. h. ohne die Stände des Landes zu befragen, die schleswigschen Domänen zu. In Betreff der holsteinischen wurde etwas anders verfahren. Man legte der letzten Ständeversammlung, wie bereits bemerkt, den Entwurf zu einer neuen Verfassung vor, die unter Anderm auch den Zweck verfolgte, die Domänen und ihre Verwaltung zu einer Sache des Gesammtstaats zu machen, d. h. sie dem Wirkungskreise der Provinzialstände zu entrücken. Die Stände lehnten den ganzen Entwurf ab. Demungeachtet legte der Minister für die gemeinschaftlichen innern Angelegenheiten der Monarchie dem Reichsrathe ein Domanial-Budget und mehrere Gesetzentwürfe über den Verkauf schleswigscher, holsteinischer und lauenburgischer Domänen vor, und beides wurde von der Majorität genehmigt. Ja es erfolgte sogar am 23. Juli eine Verordnung, welche die Domanialangelegenheiten der beiden zum deutschen Bunde gehörenden Herzogthümer der Entscheidung des Reichsraths oder mit andern Worten der dänischen Majorität preisgab, und es ist bereits mit Verkäufen unter Einzahlung des Erlöses in die Gesammtstaatskasse vorgeschritten worden.

Hierzu ist zu bemerken, daß die Domänen der drei Herzogthümer einen Werth von ungefähr 16 Millionen Thalern repräsentiren, während in Dänemark außer den Forsten so gut wie gar keine Domänen existiren. Die Neuerung sieht demzufolge ganz so aus, als sei die Absicht darin verborgen, jene Summe möglichst bald flüssig zu machen, um damit die Abzahlung der dänischen Staatsschulden zu erleichtern. Selbst dänische Reichsräthe fanden dies bedenklich. Die Mehrzahl dagegen gab ihre Zustimmung zu dem schmachvollen Vorschlage.

Man hatte schließlich behauptet, die Domänen seien Kroneigenthum, und es war entgegnet worden, Se. Majestät trage nicht blos Eine Krone, sondern vier, und auch die Kronen der Herzogthümer seien zu berücksichtigen, worauf v. Scheele widerum erwiederte, es gäbe keine Kronen der Herzogthümer, der König trage blos eine, die dänische Krone. Darauf aber rief v. Plessen: „Die Kronen der Herzogthümer sind durchaus nicht aufgegangen in der einen Krone, die Herzogthümer sind keine Provinzen, sondern Herzogthümer, und

sollen es bleiben, so ist es verheißen worden." Hoffen wir, daß die, welche es verheißen haben, die Zuversicht des wackern Streiters für das Recht wahr machen! Hoffen wir, daß sie auch andere Punkte, die seit 1852 der Erledigung harren, endlich zum Austrag bringen. An eine definitive Regelung der ganzen schleswig-holsteinischen Frage wird eine größere Zeit gehen. Die jetzige ist dazu noch zu schwach, und wir werden uns Glück wünschen können, wenn der deutsche Bund wenigstens die kleinen Schulden bei dieser Gelegenheit von Dänemark mit eintreibt, als welche wir die Rückgabe der nördlich der Eider gelegenen, früher zum Amte Rendsburg gehörenden, jetzt zu dem schleswigschen Amte Hütten geschlagenen Dorfschaften an Holstein und die Besetzung der Festung Rendsburg mit deutschen statt mit dänischen Truppen bezeichnen müssen.

Andere Folgerungen aus der Erkenntniß der Wortbrüchigkeit Dänemarks würden sein: 1) Daß, wenn der weiteren Einverleibung der deutschen Herzogthümer in das Reich Dänemark, d. h. der weiteren Unterordnung ihrer Rechte unter die Beschlüsse der dänischen Majorität ein Ende gemacht werden soll, dies nur durch Wiedereinführung der vormärzlichen Verhältnisse, namentlich durch Sonderung der Verwaltung und Gesetzgebung der Herzogthümer von der des Königreichs erreicht werden kann; und 2) daß Oestreich und Preußen, da die Bedingungen, unter welchen sie sich den dänischen Wünschen in Bezug auf die Erbfolgeordnung fügten, nicht erfüllt worden sind, ihrerseits zur Durchführung der neuen Erbfolge keine Verpflichtung mehr haben.

Dies würden vorbereitende Schritte zu dem sein, was vorhin als die definitive Regelung der schleswig-holsteinischen Frage bezeichnet wurde. Wir dürfen uns bei einem Blicke auf die Persönlichkeiten, aus denen die gegenwärtige Verwaltung in Preußen zusammengesetzt ist, der Hoffnung kaum hingeben, daß auch nur diese vorbereitenden Schritte geschehen werden. Wiederholt lag es während der orientalischen Verwickelung in der Hand des berliner Kabinets seinen Beitritt zu dem Bunde der drei gegen Rußland Front machenden Großmächte an den Preis einer Revision des londoner Protocolls zu knüpfen. Es hätte die cimbrischen Herzogthümer von der dänischen Tyrannei befreien können, wie Oestreich die Donau und die Donau-

fürstenthümer von dem übermächtigen Einflusse Rußlands befreite, und es wäre so wenig wie Oestreich unbedingt genöthigt gewesen, für diesen Zweck sofort das Schwert zu ziehen. Es lag nahe, durch die Gunst der Verhältnisse wiederzugewinnen, was fünf Jahre vorher durch die Ungunst der Verhältnisse verloren worden war. Aber ein solcher Gedanke war der politischen Anschauung, welcher das Ministerium Manteuffel huldigt, fremd. Es sah ohne sich zu regen zu, wie durch die Gesammtstaatsverfassung des Jahres 1855 die von ihm verbürgten politischen Rechte der Herzogthümer auf ein Minimum reducirt wurden, welches der Null gleichkommt, und es that nichts, als die Sundzollfrage zur Entscheidung vorlag.

Endlich, nachdem die orientalische Krisis vorüber und damit die Aussicht auf einen großen Erfolg verloren war, als Dänemark nicht mehr isolirt stand und Schritte gegen den Uebermuth desselben nach der Meinung Vieler kaum einen größern Werth als den einer Demonstration hatten, ließ man sich zu einem Protest herbei.

So wenig dies zu sein scheint, wir haben auch dafür Ursache, dankbar zu sein. Die Noten, welche Mitte Juni zuerst von Preußen und dann von Oestreich in Kopenhagen übergeben worden sind, haben die schleswig-holsteinische Angelegenheit in ein neues Stadium gebracht. Vor 1848 erfreuten sich die Herzogthümer der Gunst der deutschen Höfe nicht. Der Bundestagsbeschluß von 1846 war ein widerwilliges Zugeständniß an die öffentliche Meinung. Die Erhebung von 1848 wurde von den meisten Regierungen als eine Revolution angesehen, während sie der Kampf pflichtgetreuer conservativer Gesinnung gegen eine Revolution war. Der deutsche Bund intervenirte 1851 in der Hauptsache zu Gunsten Dänemarks. Jetzt hat sich die Sachlage geändert. Es scheint die Erkenntniß gekommen, daß die Revolution damals im entgegengesetzten Lager war, und die Mächte, die in jenem Jahre des Unheils gegen die Herzogthümer einschritten, Oestreich selbst und, wenn den Zeitungen zu glauben ist, Oestreich am Entschiedensten, treten jetzt für dieselben in die Schranken. Man hat in den erwähnten Noten dem Vernehmen nach verlangt, daß die Gesammtstaatsverfassung den Provinzialständen zur Berathung vorgelegt werde. Man hat an das Versprechen Dänemarks erinnert, daß die Vertretung der Herzogthümer insoweit eine beschließende

Stimme haben sollte, als sie nach den frühern Verfassungen eine berathende gehabt hätte, und es ist darauf hingewiesen worden, daß man dänischerseits statt dessen ein bedeutendes Gebiet der früher allein zur Competenz dieser Sonderlandtage gehörigen Gesetzgebung dem Reichsrathe, dem Organe des Gesammtstaats zugewiesen hat. Man hat endlich darauf aufmerksam gemacht, daß über die Domänen die Specialvertretungen zu hören, daß dieselben nicht Eigenthum des Gesammtstaats seien.

Diese Noten sind bis jetzt erfolglos gewesen, und sie würden es bleiben, wenn weiter nichts geschähe. Ihr Erfolg war zunächst der, daß die dänische Regierung gerade das Gegentheil von dem that, was sie verlangten, daß sie die holsteinische Verfassung einseitig abänderte und daß sie die Domänenverwaltung einem dänischen Ministerium zuwies. Wie man vorher die deutschen Provinzialstände verhöhnte, so jetzt die sich ihrer annehmenden deutschen Großmächte. Es scheint sich von selbst zu verstehen, daß die letztern sich dabei nicht beruhigen werden. Ihre Noten waren im Tone freundschaftlichen Raths abgefaßt, und sie waren als Großmächte berechtigt, einen solchen zu ertheilen. Als deutsche Staaten sind sie in Betreff Holsteins und Lauenburgs, und da sie 1851 im Namen des deutschen Bundes verhandelten, auch in Bezug auf Schleswig, an den Bundestag gewiesen. Dänemark hat nach dem Obigem die dem Bunde gegebenen Zusagen offenbar gebrochen. Was dieser thun wird, muß abgewartet werden. Begreift er seine Stellung und Verpflichtung — und es ist nicht anzunehmen, daß in dieser Angelegenheit das Gegentheil der Fall sein werde — so wird er zuvörderst Dänemark um eine Erklärung über sein Verfahren in den Herzogthümern ersuchen, es dann auffordern, mindestens in Holstein und Lauenburg ein den Landesrechten entsprechendes Regierungssystem herzustellen, und schließlich, falls dem keine Folge gegeben werden sollte, die Bundesexecution eintreten lassen.

Frankreich, Schweden und Rußland würden das mit mißliebigen Blicken ansehen. Da es sich indeß unzweifelhaft um eine innere Bundesangelegenheit handelt, und da es nicht nur der Theorie, sondern auch der europäischen Praxis entspricht, daß andere Mächte sich in derartige Angelegenheiten nicht mischen, so würde

jenes Mißfallen erst dann Bedeutung erlangen, wenn Oestreich und Preußen durch Uneinigkeit dazu aufforderten. Bleiben die beiden deutschen Großmächte in der Sache so einig, wie sie jetzt sind, so wird der Zweck jener Noten aller Wahrscheinlichkeit nach ohne große Verwickelungen und selbst ohne Bundesexecution erreicht werden, d. h. dieselben Mächte, die sonst für Dänemark auftreten würden, werden ihm dann rathen, sich zu fügen. In Wien aber spricht viel dafür, sich in dieser Angelegenheit der deutschen Interessen anzunehmen. Oestreich hat an Rußland keinen Freund und an Italien einen entschiedenen Feind. Es muß den Wunsch hegen, sich auf Deutschland stützen zu können, wenn es im Osten oder im Süden angegriffen werden sollte, und es wird sich auf Deutschland stützen können, wenn es für Deutschland ein Herz zeigt. Wenn es jetzt so kräftig, wie seine Zeitungen sagen, in Kopenhagen gesprochen hat, so ist es vielleicht nur dem Gebote der Ehre gefolgt, vielleicht aber auch dem Gedanken, sich auch mit andern deutschen Interessen als denen der Donau zu identificiren, und es würde dem Scharfblicke eines Staatsmannes wie der Nachfolger Schwarzenbergs ist, durchaus angemessen sein, auch in dieser Beziehung Oestreich neue Wege zu führen.

Wir dürfen somit hoffen, daß der weiteren Danisirung der Herzogthümer ein Ende gemacht, daß Einiges, was schon verloren gegangen, wiedererlangt werden wird. Ueber die Zukunft Schleswig-Holsteins aber und über die volle Wiedereinsetzung desselben in den vorigen Stand können wir noch sicherer sein. Keine Illusionen, aber auch keine Verzweiflung! ist der Wahlspruch unsrer Stammgenossen im Lande geduldiger Unbeugsamkeit an der Eider. Er sei auch der unsere. Ein Großes ist durch die letzten Kämpfe gewonnen. Alle Parteien in Deutschland sind über das Recht Schleswig-Holsteins einig — selbst die, welche einst über den Sieg der Dänen bei Fridericia in lautes Jubelgeschrei ausbrach, die Partei der Neuen Preußischen Zeitung, scheint eingesehen zu haben, daß sie geirrt hat. Schon früher ließ sich einer ihrer Wortführer vernehmen: „Legitime Ansprüche, altverbriefte Gerechtsame kann man nicht niedertreten, ohne dem Rechtsgefühle tiefe Wunden zu schlagen, welche zu böser Zeit aufbrechen und den Leib verderben. Es ist ein europäisches Interesse, daß die deutsche Gesinnung nicht revolutionirt werde, und dazu gehört, daß die wirklich begründeten Rechte der Herzogthümer, — wie deren Vorhandensein die Könige von Dänemark selbst zugestanden —

deutscherseits aufs Vollständigste zur Anerkennung gebracht werden." Jetzt sagt die Zeitung mit dem Motto: Für Gott, König und Vaterland: Nicht die Dänen haben das conservative Interesse vertreten, sondern sie waren es, die 1848 die tollste Revolution anrichteten. Nicht blos das absolute Königthum, sondern das Königthum überhaupt ward von ihnen gestürzt und an dessen Stelle die Volkssouveränetät gesetzt. Die Wiederherstellung des Königthums, wenn sie in der Zukunft gegeben ist, muß von den Herzogthümern ausgehen.

Ich wiederhole es: Es giebt in Betracht Schleswig-Holsteins nur Eine Partei in Deutschland. Es fragt sich für das Weitere nur, wie die denken, welche über den Parteien, außerhalb ihrer stehen sollen, aber nicht ohne Gefahr und Schaden für das Allgemeine außerhalb ihres Volkes stehen dürfen.

Die Parteien der Zukunft sind in dieser Frage die eiderdänische oder skandinavische und die schleswig-holsteinische oder deutsche. Jene ruft heute ihrem König trotzig zu: „Schleswig muß Theil haben an unsrer Freiheit. Als man uns mit Gewalt trennen wollte, sprachst du: Es soll nicht geschehen! Jetzt will man es durch schöne Reden, allein wir haben von Dir gelernt, dieselben Worte zu brauchen: Es soll nicht geschehen!" Wir dürfen nicht so keck auftreten, dürfen jetzt vielleicht nicht erinnern an das Königswort, welches 1848 auf die Einverleibung Schleswigs in Dänemark deutscherseits gesprochen wurde:
„Die Herzogthümer sind selbständige Staaten,
Der Mannsstamm herrscht in den Herzogthümern,
Die Herzogthümer sind fest mit einander verbundene Staaten."

Wohl aber dürfen wir, komme zunächst was wolle, der zuversichtlichen Hoffnung leben, das zukünftige Preußen, das zukünftige Deutschland werde dieses Wort in seiner vollsten Bedeutung wahr machen, und wir werden diese Zuversicht nicht eher aufgeben, als bis wir zu der Gewißheit gelangen, daß die Deutschen darauf verzichten, ein politisches Volk, also überhaupt ein Volk zu sein, nicht eher, als bis wir zu dem Glauben kommen, die Aufgabe unsrer Nation in der Geschichte habe mit den Dingen dieser Welt nichts zu schaffen. Dann ist mit allen nationalen Fragen allerdings auch diese von selbst erledigt.

Druck von Breitkopf und Härtel in Leipzig.